

1/268

Kinder- und Hausmärchen

Gesammelt durch die
Brüder Grimm

Vollständige Ausgabe

Zweiter Band

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

2/208

Kinder- und Hausmärchen

Gesammelt durch die
Brüder Grimm

Vollständige Ausgabe

Zweiter Band

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

8749

831

11

Druck von Philipp Reclam jun.

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
88. Das flugende spritzende Löwenlederchen	7
89. Die Wilsenung	13
90. Der junge Miese	19
91. Das Erbmäntelchen	27
92. Der König vom goldenen Berg	32
93. Die Kade	38
94. Die kluge Bauerntochter	44
95. Der alte Hildebrand	47
96. Die drei Wiggkess	51
97. Das Wasser des Lebens	55
98. Doktor Kuckstentz	61
99. Der Geist im Glas	63
100. Des Teufels ruhiger Wender	68
101. Der Wärrschutter	71
102. Der Ranzölz und der Wärr	76
103. Der süße Drel	79
104. Die klugen Leute	80
105. Märchen von der Kufe	84
106. Der arme Müllerbursch und das Rhythen	85
107. Die beiden Wanderer	89
108. Haus mein Igel	100
109. Das Totenhemdchen	105
110. Der Jude in Doru	106
111. Der gelernts Jäger	111
112. Der Dreschsegl vom Himmel	117
113. Die beiden Kluggedächner	118
114. Vom klugen Schneiderseln	126

115. Die kaeo Sonne bringt's an den Lap
116. Das blane Licht
117. Das eigenstinnige Klud
118. Die drei Fetzlscherer
119. Die fiesen Schwaben
120. Die drei Handverksabueschen
121. Der Kbulgsohn, der sich vor nichts fi
122. Der Krautseel
123. Die Alte im Boib
124. Die drei Brillber
125. Der Teufel und seine Groszmutter
126. Ferenand getriß und Ferenand mangel
127. Der Eisenofen
128. Die faule Spinnerin
129. Die vier kunsfreichen Wraider
130. EinKuglein, Zweikuglein und DriKugl
131. Die schöne Mirlmetze und Wif Was Wo
132. Der Fuchs und das Pferd
133. Die zerlangten Schuhe
134. Die sechs Diener
135. Die weiße und die schwarze Brant
136. Der Eisenhand
137. Die drei schwalten Prinzessinnen
138. Kuoist in fies drei Elbne
139. Das Mälen von Wrafel
140. Das Handgostinde
141. Das Bäurcheu und Fischeu
142. Stinellberg
143. Up Reisen gohn
144. Das Eseln
145. Der undankbare Sohn
146. Die Milbe
147. Das junggegilhte Mämlen
148. Des Herrn und des Teufels Hetler
149. Der Fuhnenbalken
150. Die alte Bettelstreu
151. Die drei Faulen
- 152.* Die zwölz faulen Raechle
153. Das Kirtendäblein
154. Die Sternthater
155. Der gestohlene Heller
156. Die Brantfchan

	Seite
150. Die Schilderlinge	245
157. Der Sperling und seine vier Kinder	248
158. Das Märchen vom Schauraffenlaub	249
159. Das Dietmarische Nagenmärchen	247
166. Mäuselmährchen	248
161. Schneeweißchen und Rosenrot	248
102. Der kluge Knecht	265
163. Der gläserne Sarg	250
104. Der faule Hefuz	250
160. Der Vogel Greif	
166. Der starke Hans	
167. Das Mädel im Himmel	270
168. Die hagere Kiese	271
169. Das Waldhaus	281
176. Lieb und Leid teilen	280
171. Der Baumkühn	287
172. Die Scholle	290
178. Nothdummel und Liebeskopf	291
174. Die Gule	292
175. Der Raub	298
176. Die Lebenszeit	299
177. Die Asten des Todes	298
178. Meister Wiem	300
179. Die Wänschirtin am Brunnen	303
180. Die ungleichen Kinder Evaß	314
181. Die Mäx im Teich	316
182. Die Geschenke des kleinen Volkes	323
183. Der Kiese und der Schneider	321
184. Der Nagel	327
185. Der arme Junge im Grab	327
186. Die wahre Braut	331
187. Der Hase und der Fagel	338
188. Spindel, Weberschiffchen und Nadel	342
189. Der Bauer und der Teufel	346
190. Die Brosamen auf dem Tisch	349
191. Das Meerhäschen	349
192. Der Meisterbleß	351
193. Der Trommler	358
194. Die Kornähre	364
195. Der Grabhügel	364
196. Du Kuckuck	372
197. Die Ayrhaufel	374

	Seite
198. Jungfrau Maria	377
199. Der Stiefel von Wilsfelleber	380
200. Der goldene Schlüssel	387

Rinberlegenden.

1. Der heilige Joseph im Anke	388
2. Die zwölf Apostel	391
3. Die Rose	392
4. Keut und Deunt führen zum Stunnet	393
5. Gottes Speise	394
6. Die drei grünen Bäume	395
7. Muttergottesgläser	397
8. Das alte Wittergen	398
9. Die himmlische Hochzeit	399
10. Die Haselrute	400

Der flugende springende Löweneterchen.

Es war einmal ein Mann, der hatte eine große Kiste vor, und beim Abschied fragte er seine drei Töchter was er ihnen mitbringen sollte. Da wollte die älteste Perlen, die zweite wollte Diamanten, die dritte aber sprach „lieber Vater, ich wünsche mir ein flugendes springendes Löweneterchen (Perche).“ Der Vater sagte „ja, wenn ich es kriegen kann, sollst du es haben,“ küßte alle drei und zog fort. Als nun die Zeit kam, daß er wieder auf dem Heimweg war, so hatte er Perlen und Diamanten für die zwei ältesten gekauft, aber das flugende springende Löweneterchen für die jüngste hatte er umsonst aller Orten gesucht, und das that ihm leid, denn sie war sein liebstes Kind. Da führte ihn der Weg durch einen Wald, und mitten darin war ein prächtiges Schloß, und nah am Schloß stand ein Baum, ganz oben auf der Spitze des Baums aber saß er ein Löweneterchen fliegen und springen. „Hi, du kommst mir gerade recht,“ sagte er ganz vergnügt und rief seinem Diener, er sollte hinaufsteigen und das Tierchen fangen. Wie er aber zu dem Baum trat, sprang ein Löwe darunter auf, schüttelte sich und brüllte, daß das Laub an den Bäumen zitterte. „Wer mir mein flugendes springendes Löweneterchen stehlen will,“ rief er, „den fresse ich an!“ Da sagte der Mann „ich habe nicht gewußt, daß der Vogel dir gehört: ich will mein Murrecht wieder gut machen, und mich mit schwerem Golde loskaufen, laß mir nur das Leben.“ Der Löwe sprach „dich kann nichts retten, als wenn du mir zu eigen versprichst, was dir daheim zuerst begegnet; läßt du das aber thun, so schenke ich dir das Leben und den Vogel für deine Tochter

obendrein.“ Der Mann aber weigerte sich und sprach „das könnte meine jüngste Tochter sein, die hat mich am liebsten und läuft mir immer entgegen, wenn ich nach Haus komme.“ Dem Diener aber war angst und er sagte „muß Euch denn gerade Eure Tochter begegnen, es könnte ja auch eine Stabe oder ein Hund sein.“ Da ließ sich der Mann überreden, nahm das singende springende Löwenestörchen und versprach dem Löwen zu eigen was ihm dahelzu zuerst begegnen würde.

Wie er dahelzu anlangte und in sein Haus eintrat, war das erste, was ihm begegnete, niemand anders als seine jüngste, liebste Tochter: die kam gelaufen, küßte und herzte ihn, und als sie sah, daß er ein singendes springendes Löwenestörchen mitgebracht hatte, war sie außer sich vor Freude. Der Vater aber konnte sich nicht freuen, sondern fing an zu weinen und sagte „mein liebstes Kind, den kleinen Vogel habe ich teuer gekauft, ich habe dich dafür einem wilden Löwen versprochen müssen, und wenn er dich hat, wird er dich zerreißen und fressen,“ und erzählte ihr da alles, wie es zugegangen war, und bat sie nicht hinzugehen, es möchte auch kommen was da wollte. Sie tröstete ihn aber und sprach „liebster Vater, was Ihr versprochen habt muß auch gehalten werden: ich will hingehen und will den Löwen schon befriedigen, daß ich wieder gesund zu euch komme.“ Am andern Morgen ließ sie sich den Weg zeigen, nahm Abschied und ging getrost in den Wald hinein. Der Löwe aber war ein verganbter Königssohn, und war bei Tag ein Löwe, und mit ihm wurden alle seine Leute Löwen, in der Nacht aber hatten sie ihre natürliche menschliche Gestalt. Bei ihrer Ankunft ward sie freundlich empfangen und in das Schloß geführt. Als die Nacht kam, war er ein schöner Mann und die Hochzeit ward mit Pracht gefeiert. Sie lebten vergnügt miteinander, wachten in der Nacht und schliefen am Tag. Zu einer Zeit kam er und sagte „morgen ist ein Fest in meines Vaters Haus, weil meine älteste Schwester sich verheiratet, und wenn du Lust hast hinzugehen, so sollen dich meine Löwen hinführen.“ Da sagte sie ja, sie möchte gern

Ihren Vater wiedersehen, fuhr ihn und ward von den Löwen begleitet. Da war große Freude, als sie ankam, denn sie hatten alle geglaubt sie wäre von dem Löwen zerissen worden und schon lange nicht mehr am Leben. Sie erzählte aber was sie für einen schönen Mann hätte und wie gut es ihr ginge, und blieb bei ihnen so lang die Hochzeit dauerte, dann fuhr sie wieder zurück in den Wald. Wie die zweite Tochter heiratete und sie wieder zur Hochzeit eingeladen war, sprach sie zum Löwen „diesmal will ich nicht allein sein, du mußt mitgehen.“ Der Löwe aber sagte das wäre zu gefährlich für ihn, denn wenn dort der Strahl eines brennenden Lichts ihn berührte, so würde er in eine Taube verwandelt, und müßte sieben Jahre lang mit den Tauben fliegen. „Ach,“ sagte sie, „neh mir mit mir: ich will dich schon hüten und vor allem Licht bewahren.“ Also zogen sie zusammen und nahmen auch ihr kleines Kind mit. Sie ließ dort einen Saal manern, so stark und dick, daß kein Strahl durchdringen konnte, darin sollte er sitzen, wann die Hochzeitsschüler angestrichen würden. Die Thüre aber war von irischem Holz gemacht, das sprang und bekam einen kleinen Riß, den kein Mensch bemerkte. Nun ward die Hochzeit mit Pracht gefeiert, wie aber der Zug aus der Kirche zurückkam mit den vielen Fackeln und Lichtern an dem Saal vorbei, da fiel ein haorbreiter Strahl auf den Königssohn, und wie dieser Strahl ihn berührt hatte, in dem Augenblick war er auch verwandelt, und als sie hineinkam und ihn suchte, sah sie ihn nicht, aber es saß da eine weiße Taube. Die Taube sprach zu ihr „sieben Jahr muß ich in die Welt fortfliegen: alle sieben Schritte ober will ich einen roten Wintertropfen und eine weiße Feder fallen lassen, die sollen dir den Weg zeigen, und wenn du der Spur folgst, kannst du mich erlösen.“

Da flog die Taube zur Thüre hinaus, und sie folgte ihr nach, und alle sieben Schritte fiel ein roter Wintertropfen und eine weiße Federchen herab und zeigte ihr den Weg. So ging sie immer zu in die weiße Welt hinein, und schaute nicht um sich und riefte sich nicht, und waren fast die sieben Jahre

herum: da freute sie sich und meinte sie wären bald erlöst, und war noch so weit davon. Einmal, als sie so fortging, fiel kein Federchen mehr und auch kein rotes Antströpfchen, und als sie die Augen aufschlug, so war die Taube verschwunden. Und weil sie dachte „Menschen können dir da nicht helfen,“ so flog sie zur Sonne hinauf und sagte zur ihr „du schenst in alle Ritzen und über alle Spitzen, hast du keine weiße Taube fliegen sehen?“ — „Nein,“ sagte die Sonne, „ich habe keine gesehen, aber da schenst ich dir ein Kästchen, das nimm an, wenn du in großer Noth bist.“ Da dankte sie der Sonne und ging weiter bis es Abend war, und der Mond schien, da fragte sie ihn „du schenst ja die ganze Nacht und durch alle Felder und Wälder, hast du keine weiße Taube fliegen sehen?“ — „Nein,“ sagte der Mond, „ich habe keine gesehen, aber da schenst ich dir ein Ei, das zerbrich wenn du in großer Noth bist.“ Da dankte sie dem Mond, und ging weiter, bis der Nachtwind herankam und sie anblies: da sprach sie zu ihm „du wehst ja über alle Bäume und unter allen Blättern weg, hast du keine weiße Taube fliegen sehen?“ — „Nein,“ sagte der Nachtwind, „ich habe keine gesehen, aber ich will die drei andern Winde fragen, die haben sie vielleicht gesehen.“ Der Ostwind und der Westwind lachten und hatten nichts gesehen, der Südwind aber sprach „die weiße Taube habe ich gesehen, sie ist zum roten Meer gestiegen, da ist sie wieder ein Löwe geworden, denn die sieben Jahre sind herum, und der Löwe steht dort im Kampf mit einem Lindwurm, der Lindwurm ist aber eine verzauberte Königstochter.“ Da sagte der Nothwind zu ihr „ich will dir Rat geben, geh zum roten Meer, am rechten Ufer da stehen große Bänke, die zähle, und die erste schneid dir ab, und schlag den Lindwurm damit, dann kann ihn der Löwe bezwingen, und beide bekommen auch ihren menschlichen Leib wieder. Hernach schau dich um, und du wirst den Vogel Greif sehen, der am roten Meer sitzt, schwing dich mit deinem Liebsten auf seinen Rücken: der Vogel wird euch übers Meer nach Haus tragen. Da hast du auch eine Kuh,

wenn du mitten über dem Meere bist, laß sie herabfallen, alsbald wird sie aufgehen, und ein großer Riesenbaum wird aus dem Wasser hervor wachsen, auf dem sich der Greif anruht: und könnte er nicht ruhen, so wäre er nicht stark genug euch hinüber zu tragen: und wenn die vergißt die Ruz herab zu werfen, so läßt er euch ins Meer fallen."

Da glug sie hin und fand alles wie der Rachtolnd gesagt hatte. Sie zählte die Ruten am Meer und schütt die erste ab, damit schlug sie den Rindwurm, und der Rhoce bezwang ihn: alsbald hatten beide ihren menschlichen Rell wieder. Aber wie die Königsstochter, die vorher ein Rindwurm gewesen war, vom Zauber seel war, nahm sie den Rlungling in den Arm, setzte sich auf den Vogel Greif, und führte ihn mit sich fort. Da stand die arme Weltgewanderte, und war wieder verlassen, und setzte sich nieder und wehete. Endlich aber eruntigte sie sich und sprach „Ich will noch so weit gehen als der Wind weht und so lange als der Rahn kräht, bis ich ihn finde.“ Und glug fort, lange lange Wege, bis sie endlich zu dem Schloß kam, wo beide zusammen lebten: da hörte sie daß bald ein Fest wäre, wo sie Hochzeit miteinander machen wollten. Sie sprach aber „Gott hilft mir noch,“ und öffnete das Kästchen, das ihr die Sonne gegeben hatte, da lag ein Kleid darin, so glänzend wie die Sonne selber. Da nahm sie es herans und zog es an und glug hinaus in das Schloß, und alle Rente und die Brant selber, sahen sie mit Verwunderung an; und das Kleid gefiel der Brant so gut, daß sie dachte es könnte ihr Hochzeitkleid geben, und fragte ob es nicht feil wäre? „Nicht für Geld und Gut,“ antwortete sie, „aber für Rstelsch und Rnt.“ Die Brant fragte was sie damit meinte. Da sagte sie „Laßt mich eine Nacht in der Kammer schlafen, wo der Bräutigam schläft.“ Die Brant wollte nicht, und wollte doch gerne das Kleid haben, endlich willigte sie ein, aber der Kammerdiener mußte dem Rulgesohn einen Schlaftrunk geben. Als es nun Nacht war und der Rlungling schon schlief, ward sie in die Kammer geführt. Da setzte sie sich ans Bett und

sagte „Ich bin dir nachgefolgt sieben Jahre, bin bei Sonn und Mond und bei den vier Winden gewesen, und habe na dir gefragt, und habe dir geholfen gegen den Lindwurm, wist du mich denn ganz vergessen?“ Der Königssohn aber schielte so hart, daß es ihm nur vorkam, als rauschte der Wind draußen in den Tannenbäumen. Wie nun der Morgen anbrach, da ward sie wieder hinausgeführt und mußte das goldene Klee hingeben. Und als auch das nichts geholfen hatte, ward sie traurig, ging hinaus auf eine Wiese, setzte sich dahin und weinte. Und wie sie so saß, da fiel ihr das Ei noch ein, da ihr der Mond gegeben hatte: sie schlug es auf, da kam ein Glucke heraus mit zwölf Kieselstein ganz von Gold, die sie herum und piepten und frochen der Ästen wieder unter die Flügel, so daß nichts schöneres auf der Welt zu sehen war. Da stand sie auf, rief sie auf der Wiese vor sich her, so lang bis die Braut aus dem Fenster sah, und da gesteuert ihr die kleinen Kieselstein so gut, daß sie gleich herab kam und fragte: ob sie nicht feil wären? „Nicht für Geld und Gut, aber ich Kiesel und Blut; laßt mich noch eine Nacht in der Kammer schlafen, wo der Bräutigam schläft.“ Die Braut sagte „ja“ und wollte sie bettügen wie am vorigen Abend. Als aber der Königssohn zu Bett ging, fragte er seinen Kammerdiener was das Murmeln und Rauschen in der Nacht gewesen sei. Da erzählte der Kammerdiener alles, daß er ihm einen Schlaftrunk hätte geben müssen, weil ein armes Mädchen heimlich in der Kammer geschlafen hätte, und heute Nacht sollte er ihm wieder einen geben. Sagte der Königssohn „gleich den Traut neben das Bett aus.“ Zur Nacht wurde sie wieder hereingeführt, und als sie anfing zu erzählen wie es ihr traurig ergangen wäre, da erkannte er gleich an der Stimme seine liebe Gemahlin, sprang auf und rief „Seht bin ich erst recht erlöst, mir ist gewesen wie in einem Traum, denn die fremde Königstochter hatte mich bezaubert, daß ich dich vergessen mußte, aber Gott hat noch zu rechter Stunde die Verhörung von mir genommen.“ Da gingen sie beide in der Nacht heimlich aus

dem Schloß, denn sie fürchteten sich vor dem Vater der Königs-
tochter, der ein Zauberer war, und setzten sich auf den Vogel
Grell, der trug sie über das rote Meer, und als sie in der
Mitte waren, ließ sie die Fuß fallen. Sobald wuchs ein
großer Fußbaum, darauf ruhte sich der Vogel, und dann führte
er sie nach Haus, wo sie ihr Kind fanden, das war groß und
schön geworden, und sie lebten von nun an verguldet bis an
ihr Ende.

80.

Die Wänsenagd,

Es lebte einmal eine alte Königin, der war ihr Gemahl
schon lange Jahre gestorben, und sie hatte eine schöne Tochter.
Wie die erwuchs, wurde sie weit über Geld an einen Königs-
sohn versprochen. Als nun die Zeit kam, wo sie vermählt
werden sollten und das Kind in das fremde Reich abreißen
mußte, packte ihr die Alte gar viel köstliches Gerät und Ge-
schmelde ein, Gold und Silber, Perlen und Kleinode, kurz
alles, was nur zu einem königlichen Brautchatz gehörte,
denn sie hatte ihr Kind von Herzen lieb. Auch gab sie ihr
eine Kammerjungfer bei, welche mitreisten und die Braut in
die Hände des Bräutigams überliefern sollte, und jede be-
kam ein Pferd zur Reise, aber das Pferd der Königstochter
hieß Galada und konnte sprechen. Wie nun die Abschieds-
stunde da war, begab sich die alte Mutter in ihre Schlaf-
kammer, nahm ein Messerlein und schnitt damit in ihre
Fluger, daß sie bluteten; darauf hielt sie ein weißes Papp-
chen unter und ließ drei Tropfen Blut hineinfallen, gab sie
der Tochter und sprach „liebes Kind, verwahre sie wohl, sie
werden dir unterwegs not thun.“

Also nahmen sie beide voneinander betäubten Abschied:
das Pappchen steckte die Königstochter in ihren Busen vor
sich, setzte sich aufs Pferd und zog nun fort zu ihrem Bräu-
tigam. Da sie eine Stunde geritten waren, empfand sie
heißen Durst und sprach zu ihrer Kammerjungfer „steig ab,

und schöpfe mir mit meinem Becher, den du für mich genommen hast, Wasser aus dem Bache, ich möchte gern einmal trinken.“ — „Wenn Ihr Durst habt,“ sprach die Kammerjungfer, „so steigt selber ab, legt Euch aus Wasser und trinkt, ich mag Eure Wangd nicht sein.“ Da stieg die Königstochter vor großem Durst herunter, neigte sich über das Wasser ins Bach und trank, und durste nicht aus dem goldenen Becher trinken. Da sprach sie „Ach Gott!“ da antworteten die Blutstropfen „wenn das deine Mutter wüßte, das Herz in Leibe thät ihr zerpflegen.“ Aber die Königstochter war nichtig, sagte nichts und stieg wieder zu Pferde. So ritt sie etliche Meilen weiter fort, aber der Tag war warm, die Sonne stach, und sie durstete bald von neuem. Da sie nun an einen Wasserlauf kamen, rief sie noch einmal ihrer Kammerjungfer „steig ab und gieb mir aus meinem Becher Wasser zu trinken,“ denn sie hatte aller bösen Worte längst vergessen. Die Kammerjungfer sprach aber noch hochmüthiger, „wollt Ihr trinken, so trinkt allein, ich mag nicht Eure Wangd sein.“ Da stieg die Königstochter hernieder vor großem Durst, legte sich über das fließende Wasser, weinte und sprach „ach Gott!“ und die Blutstropfen antworteten wiederum „wenn das deine Mutter wüßte, das Herz in Leibe thät ihr zerpflegen.“ Und wie sie so trank und sich recht überhitzte, stieg ihr das Häppchen, worin die drei Tropfen waren, aus dem Mund und floss mit dem Wasser fort, ohne daß sie es in ihre großen Angst merkte. Die Kammerjungfer hatte aber zu gesehen und freute sich daß sie Gewalt über die Prinzessin hätte: denn damit, daß diese die Blutstropfen verloren hatte, war sie schwach und machtlos geworden. Als sie nun wieder auf ihr Pferd steigen wollte, das da hieß Galada, sagte die Kammerfrau „auf Galada gehst du, und auf meinen Hund gehst du,“ und das mußte sie sich gefallen lassen. Dann befahl ihr die Kammerfrau mit harten Worten die königlichen Kleider anzuziehen und ihre schlechten anzulegen, und endlich mußte sie sich unter freiem Himmel verschwinden daß

sie am königlichen Hof keinem Menschen etwas davon sprechen wollte; und wenn sie diesen Eid nicht abgelegt hätte, wäre sie auf der Stelle umgebracht worden. Aber Kalada sah das alles an und nahm's wohl in acht.

Die Kammerfrau flog nun auf Kalada und die wahre Braut auf das schlechte Ross, und so zogen sie weiter, bis sie endlich in dem königlichen Schloß eintrafen. Da war große Freude über ihre Ankunft, und der Königssohn sprang ihnen entgegen, hob die Kammerfrau vom Pferde und meinte sie wäre seine Gemahlin: sie ward die Treppe hinaufgeführt, die wahre Königstochter aber mußte unten stehen bleiben. Da schaute der alte König am Fenster, und sah sie im Hof halten und sah wie sie sehr war, zart und gar schön: ging alsbald hin ins königliche Gemach und fragte die Braut nach der, die sie bei sich hätte und da unten im Hofe stände, und wer sie wäre? „Die hab ich mir unterwegs mitgenommen zur Gesellschaft; gebt der Magd was zu arbeiten, daß sie nicht müßig steht.“ Aber der alte König hatte keine Arbeit für sie und wußte nichts, als daß er sagte „da hab ich so einen kleinen Jungen, der hütet die Gänse, dem mag sie helfen.“ Der Junge hieß Kirdchen (Konradchen), dem mußte die wahre Braut helfen Gänse hüten.

Wald aber sprach die falsche Braut zu dem jungen König „Meister Gemahl, ich bitte Euch thut mir einen Gefallen.“ Er antwortete „daß will ich gerne thun.“ Nun so laßt den Schinder rufen und da dem Pferde, worauf ich hergeritten bin, den Hals abhauen, weil es mich unterwegs geärgert hat.“ Eigentlich aber fürchtete sie daß das Pferd sprechen möchte wie sie mit der Königstochter umgegangen war. Nun war das so weit geraten, daß es geschehen und der treue Kalada sterben sollte, da kam es auch der rechten Königstochter zu Ohr, und sie versprach dem Schinder heimlich ein Stück Geld, daß sie ihm bezahlen wollte, wenn er ihr einen kleinen Dienst erwiese. In der Stadt war ein großes dunkles Thor, wo sie abends und morgens mit den Gänsen durch mußte, „unter

das finstere Thor möchte er dem Galada seinen Kopf hinanageln, daß sie ihn doch noch mehr als einmal sehen könnte.“ Also versprach das der Schludersknecht zu thun, hieb den Kopf ab und nagelte ihn unter das finstere Thor fest.

Des Morgens früh, da sie und Märdchen unterm Thor hinaus trieben, sprach sie lui vorbeigehen

„O du Galada, her du hängest,“

da antwortete der Kopf

„O du Jungfer Abulgin, du du gangesst,
Wenn das deine Mutter wachte,
Ihr Herz thät ihr gesprungen.“

Da zog sie still weiter zur Stadt hinaus, und sie trieben die Gänse ans Feld. Und wenn sie auf der Wiese angekommen war, saß sie nieder und machte ihre Haare auf, die waren ettel Gold, und Märdchen sah sie und freute sich wie sie glänzten, und wollte ihr ein paar anraufen. Da sprach sie

„Ach, weh, Märdchen,
Ihnnu Märdchen sein Gutchen,
Und laß'n sich mit legen,
Als ich mich gestochen und geschnagt,
Und wieder aufgesagt.“

Und da kam ein so starker Wind, daß er dem Märdchen sein Güttchen weg wehte über alle Land, und es mußte ihn nachlaufen. Als es wieder kam war sie mit dem Kämmen und Kusschen fertig, und er konnte keine Haare kriegen. Da war Märdchen böß und sprach nicht mit ihr; und so hielten sie die Gänse bis daß es Abend ward, dann gingen sie nach Haus.

Den andern Morgen, wie sie unter dem finstern Thor hinaus trieben, sprach die Jungfrau

„O du Galada, du du hängest,“

Galada antwortete

„O du Jungfer Abulgin, du du gangesst,
Wenn das deine Mutter wachte,
Das Herz thät ihr gesprungen.“

Und in dem Feld setzte sie sich wieder auf die Wiese und
fiel an ihr Haar auszukämmen und Kirdchen ließ und wollte
danach greifen, da sprach sie schnell

„Weh, weh, Windchen,
Nimm Kirdchen sein Häutchen,
Und laß'n ich mit sagen,
Als ich mich gestochen und geschlagen,
Und wieder aufgesetzt.“

Da wehte der Wind und wehte ihm das Hütchen vom Kopf
weit weg, daß Kirdchen nachlaufen mußte; und als es wie-
der kam, hatte sie längst ihr Haar zurecht, und es konnte
keins davon erwischen; und so hüteten sie die Wäse bis es
Abend ward.

Abends aber, nachdem sie heim gekommen waren, ging
Kirdchen vor den alten König und sagte „mit dem Mädchen
will ich nicht länger Wäse hüten.“ — „Warum denn?“
fragte der alte König. „Ei, das ärgert mich den ganzen
Tag.“ Da befahl ihm der alte König zu erzählen wie's ihm
denn mit ihr ginge. Da sagte Kirdchen, „morgens, wenn
wir unter dem finstern Thor mit der Herde durchkommen,
so ist da ein Gänsekopf an der Wand, zu dem redet sie

„Kataba, da du hängest,“

da antwortet der Kopf

„O du Königsjunker, da du kommst,
Wenn das deine Mutter wüßte,
Das Herz hättest du zerpringen.“

Und so erzählte Kirdchen weiter was auf der Gänsewiese ge-
schähe, und wie es da dem Hute im Winde nachlaufen mußte.

Der alte König befahl ihm den nächsten Tag wieder hin-
aus zu treiben, und er selbst, wie es Morgen war, setzte sich
hinter das finstere Thor und hörte da wie sie mit dem Haupt
des Kataba sprach: und dann ging er ihr auch nach in das
Feld und barg sich in einem Busch auf der Wiese. Da sah
er nun bald mit seinen eigenen Augen wie die Gänsemaagd

und der Gänsejunge die Herde geliebet brachte, und wie nach einer Weile sie sich setzte und ihre Haare losflocht, die strahlten von Glanz. Gleich sprach sie wieder

„Weß, weß, Mägdchen,
 Daß Mägdchen sein Mägdchen,
 Und laß'n sich nit sagen,
 Wie daß ich mich geflochten und geflochten
 Und wieder aufgesetzt.“

Da kam ein Windstoß und fuhr mit Mägdchens Hut weg, daß es weit zu laufen hatte, und die Magd kümmte und flocht ihre Locken still fort, welches der alte König alles beobachtete. Darauf gieng er unbemerkt zurück, und als abends die Gänsemagd heim kam, rief er sie beiseite, und fragte warum sie dem allem so thäte? „Das darf ich Euch nicht sagen, und darf auch keinem Menschen mein Leid klagen, denn ich hab ich mich unter freiem Himmel verschworen, weß ich sonst um mein Leben gekommen wäre.“ Er drang in sie und ließ ihr keinen Frieden, aber er konnte nichts aus ihr herausbringen. Da sprach er „wenn du mir nichts sagen willst, so lag dein Eisenofen da dein Leid,“ und gieng fort. Da trock sie in den Eisenofen, sing an zu jammern und zu wehnen, schüttete ihr Herz aus und sprach „da sitze ich nun von aller Welt verlassen, und bin doch eine Königstochter, und eine falsche Kammerjungfer hat mich mit Gewalt dahin gebracht daß ich meine königlichen Kleider habe ablegen müssen, und hot meinen Platz bei meinem Bräutigam eingenommen, und ich muß als Gänsemagd gemeine Dienste thun. Wenn doch meine Mutter wüßte, das Herz im Leib thät ihr zerspringen.“ Der alte König stand aber außen an der Ofenröhre, lauschte ihr zu und hörte was sie sprach. Da kam er wieder herein und ließ sie aus dem Ofen gehen. Da wurden ihr königliche Kleider angelhan, und es schien ein Wunder wie sie so schön war. Der alte König rief seinen Sohn und offenbarte ihm daß er die falsche Brant hätte: die wäre bloß ein Kammermädchen, die wahre aber stände hier, als

die gewesene Gänsemagd. Der junge König war herzlich froh, als er ihre Schönheit und Tugend erblickte, und ein großes Mahl wurde aufgestellt, zu dem alle Leute und guten Freunde gebeten wurden. Obenan saß der Bräutigam, die Stülgerstochter zur einen Seite und die Kammerjungfer zur andern, aber die Kammerjungfer war verblendet und erkannte jene nicht mehr in dem glänzenden Schminke. Als sie nun gegessen und getrunken hatten, und gutes Muth waren, gab der alte König der Kammerfrau ein Räthsel auf, was eine solche wert wäre, die den Herrn so und so betrogen hätte, erzählte damit den ganzen Verlauf und fragte „welches Urtheils ist diese würdig?“ Da sprach die falsche Braut „die ist nichts besseres wert, als daß sie splitternaht ausgezogen und in ein Faß gesteckt wird, das inwendig mit spitzen Nägeln beschlagen ist: und zwei weiße Pferde müssen vorgespannt werden, die sie Gasse auf Gasse ab zu Tode schleifen.“ — „Das bist du,“ sprach der alte König, „und hast dein eigen Urtheil gefunden, und danach soll dir widerfahren.“ Und als das Urtheil vollzogen war, vernahmte sich der junge König mit seiner rechten Gemahlin, und beide beherrschten ihr Reich in Frieden und Seligkeit.

90.

Der junge Miese.

Ein Bauersmann hatte einen Sohn, der war so groß wie ein Däumchen und ward gar nicht größer und wuchs in eilichen Jahren nicht ein Haar breit. Einnmal wollte der Bauer ins Feld gehen und pflügen, da sagt der Kleine „Vater, ich will mit hinaus.“ — Du willst mit hinaus?“ sprach der Vater, „bleib du hier, dort bist du zu nichts nitz: du wärest mir auch verloren gehen.“ Da flug der Däumling an zu weinen, und um Ruhe zu haben, steckte ihn der Vater in die Tasche und nahm ihn mit. Draußen auf dem Felde holte er ihn wieder heraus und setzte ihn in eine felsche Furche. Wie er da so saß, kam über den Berg ein großer Miese daher. „Stehst

du dort den großen Unheimmann?" sagte der Vater, und den Kleinen schrecken, damit er artig wäre, „der kommt holt dich.“ Der Miese aber hatte mit seinen langen W kaum ein paar Schritte gethan, so war er bei der T. Er hob den kleinen Däumling mit zwei Fingern behutsam die Höhe, betrachtete ihn und ging ohne ein Wort zu sprechen mit ihm fort. Der Vater stand dabei, konnte vor sich keinen Pant hervorbringen und dachte nicht anders als Kind für verloren, als daß er's sehr Lebtag nicht wieder Augen sehen würde.

Der Miese aber trug es heim und steck es an seiner saugen, und der Däumling wuchs und ward groß und nach Art der Miesen. Nach Verlauf von zwei Jahren der Miese mit ihm in den Wald, wollte ihn versuchen sprach „zieh die eine Werte heraus.“ Da war der Knabe so stark, daß er einen jungen Baum mit den Wurzeln der Erde riß. Der Miese aber meinte „das muß besser men,“ nahm ihn wieder mit, und säugte ihn noch zwei J Als er ihn versuchte, hatte seine Kraft schon so zugenommen daß er einen alten Baum aus der Erde brechen konnte. war dem Miesen noch immer nicht genug, er säugte ihn maß zwei Jahre, und als er dann mit ihm in den g, und sprach „nun reiß einmal eine ordentliche Werte e so riß der Junge den dicksten Eichenbaum aus der Erde, er brachte, und war ihm nur ein Spaß. „Nun ist's gen sprach der Miese, „du hast ausgeleert,“ und führte ihn auf den Acker, wo er ihn geholt hatte. Sein Vater stand hinter dem Pflug, der junge Miese ging auf ihn zu und si „sieh Er wohl, Vater, was dein Sohn für ein Mann geworden ist.“ Der Bauer erschrak, und sagte „nein, du bist i Sohn nicht, ich will dich nicht, geh weg von mir.“ — „Nä du ich dein Sohn, laß Er mich an die Arbeit, ich pflügen so gut als Er und noch besser.“ — „Nein, nein bist mein Sohn nicht, du kannst auch nicht pflügen, geh von mir.“ Weil er sich aber vor dem großen Mann si

tete, ließ er den Pflug los, trat zurück und legte sich zur Seite aus Land. Da nahm der Junge das Geschloß und drückte bloß mit einer Hand darauf, aber der Druck war so gewaltig, daß der Pflug tief in die Erde glitt. Der Bauer konnte das nicht mit ansehen und rief ihm zu: „wenn du pflügen willst, mußt du nicht so gewaltig drücken, das giebt schlechte Arbeit.“ Der Junge aber spannte die Pferde aus, zog selber den Pflug, und sagte „geh Er nur nach Hans, Vater, und laß Er die Mutter eine große Schüssel voll Essen kochen; ich will dervon den Acker schon umreissen.“ Da ging der Bauer heim und bestellte das Essen bei seiner Frau: der Junge aber pflügte das Feld, zwei Morgen groß, ganz allein, und dann spannte er sich auch selber vor die Egge und eggte alles mit zwei Eggen zugleich. Wie er fertig war, ging er in den Wald und riß zwei Eichenbäume aus, legte sie auf die Schultern, und hinten und vorn eine Egge darauf, und hinten und vorn auch ein Pferd, und trug das alles, als wäre es ein Bund Stroh, nach seiner Eltern Hans. Wie er in den Hof kam, erkannte ihn seine Mutter nicht und fragte „wer ist der entseßliche, große Mann?“ Der Bauer sagte „das ist unser Sohn.“ Sie sprach „nein, unser Sohn ist das unermesslich, so groß haben wir keinen gehabt, unser war ein kleines Ding.“ Sie rief ihm zu „geh fort, wir wollen dich nicht.“ Der Junge schwieg still, zog seine Pferde in den Stall, gab ihnen Hafer und Heu, alles wie sich's gehörte. Als er fertig war, ging er in die Stube, setzte sich auf die Bank und sagte „Mutter, nun hätte ich Lust zu essen, ist's bald fertig?“ Da sagte sie „ja“ und brachte zwei große große Schüsseln voll herein, daran hätten sie und ihr Mann acht Tage lang satt gehabt. Der Junge aber aß sie allein auf und fragte ob sie nicht mehr vorsetzen könnte? „Nein,“ sagte sie, „das ist alles, was wir haben.“ — „Das war ja nur zum Schmücken, ich muß mehr haben.“ Sie getraute nicht ihm zu widersprechen, ging hin und setzte einen großen Schweinefessel voll über's Feuer, und wie es gar war, trug sie es herein. „Endlich kommen noch ein paar Brocken,“

sagte er und aß alles hinein; es war aber doch nicht ge-
 seinen Hunger zu stillen. Da sprach er „Vater, ich sehe vor
 bei Ihm werd ich nicht satt, will Er mir einen Stab von El-
 verschaffen, der stark ist, und den ich vor meinen Ruten u-
 zerbrechen kann, so will ich fort in die Welt gehen.“ Der
 Vater war froh, spannte seine zwei Pferde vor den Wag
 und holte bei dem Schmied einen Stab so groß und dick,
 ihn die zwei Pferde nur fortschaffen konnten. Der Jun-
 nahm ihn vor die Linie und rath! brach er ihn wie e-
 Rohrenstange in der Mitte entzwei und warf ihn weg. Der
 Vater spannte vier Pferde vor und holte einen Stab so gi-
 und dick, als ihn die vier Pferde fortschaffen konnten. Der
 Sohn huckte auch diesen vor dem Rute entzwei, warf ihn
 und sprach „Vater, der kann mir nicht helfen, Er muß bei
 vorspannen und einen stärkern Stab holen.“ Da spannte
 Vater acht Pferde vor und holte einen so groß und dick,
 ihn die acht Pferde herbeifahren konnten. Wie der Sohn d-
 in die Hand nahm, brach er gleich oben ein Stück davon
 und sagte „Vater, ich sehe Er kann mir keinen Stab anschaf-
 wie ich ihn brauche, ich will nicht länger bei Ihm bleiben.“

Da ging er fort und gab sich für einen Schmiedegesell
 aus. Er kam in ein Dorf, darin wohnte ein Schmied, er
 war ein Gelbmann, gönnte keinem Menschen etwas und wol-
 alles allein haben; zu dem trat er in die Schmiede und frag-
 ob er keinen Gesellen brauchte. „Ja,“ sagte der Schmied, f-
 ihn an und dachte „das ist ein klüftiger Kerl, der wird g-
 vorschlagen und sein Brot verdienen.“ Er fragte „wie v-
 willst du Lohn haben?“ — „Gar keinen will ich haben,“ an-
 wortete er, „nur alle vierzehn Tage, wenn die andern Gesell
 ihren Lohn bezahlt kriegen, will ich die zwei Streiche gebe-
 die mußst du onshalten.“ Das war der Gelbmann von Herz
 zufrieden und dachte damit viel Geld zu sparen. Am andern
 Morgen sollte der fremde Geselle zuerst vorschlagen, wie ab-
 der Meister den glühenden Stab brachte und seiner den erst-
 Schlag that, so slog das Eisen voneinander und der Amb-

fiel in die Erde, so tief, daß sie ihn gar nicht wieder heraus bringen konnten. Da ward der Geizmann böse und sagte „ei was, dich kann ich nicht brauchen, du schlägst gar zu grob, was willst du für den einen Zuschlag haben?“ Da sprach er „ich will dir nur einen ganz kleinen Streich geben, welcher nichts.“ Und hob seinen Fuß auf und gab ihm einen Tritt, daß er über vier Finger den Hinausfiel. Darauf suchte er sich den dicksten Eisenstab aus, der in der Schmelze war, nahm ihn als einen Stock in die Hand und ging locker.

Als er eine Weile gezogen war, kam er zu einem Vorwerk und fragte den Kintmann ob er keinen Großknecht nötig hätte. „Ja,“ sagte der Kintmann, „ich kann einen brauchen: du siehst aus wie ein tüchtiger Kerl, der schon was vermag, wie viel willst du Jahreslohn haben?“ Er antwortete wederum er verlangte gar keinen Lohn, aber alle Jahre wollte er ihm drei Streiche geben, die müßte er aushalten. Das war der Kintmann zufrieden, denn er war auch ein Geizhals. Am andern Morgen, da sollten die Knechte ins Holz fahren, und die andern Knechte waren schon aus, er aber lag noch im Bett. Da rief ihn einer an „sieh auf, es ist Zeit, wir wollen ins Holz, und du mußt mit.“ — „Ach,“ sagte er ganz grob und troßig, „geht ihr nur hin, ich komme doch eher wieder als ihr alle miteinander.“ Da gingen die andern zum Kintmann und erzählten ihm der Großknecht läge noch im Bett und wollte nicht mit ins Holz fahren. Der Kintmann sagte sie sollten ihn noch einmal wecken und ihn helfen die Pferde vorspannen. Der Großknecht sprach aber wie vorher „geht ihr nur hin, ich komme doch eher wieder als ihr alle miteinander.“ Darauf blieb er noch zwei Stunden liegen, da stieg er endlich aus den Federn, holte sich aber erst zwei Schessel voll Erbsen vom Boden, kochte sich einen Brei und aß den mit guter Ruhe, und wie das alles geschehen war, ging er hin, spannte die Pferde vor und fuhr ins Holz. Nicht weit vor dem Holz war ein Hohlweg, wo er durch mußte, da fuhr er den Wagen erst vorwärts, dann mußten die Pferde stille halten, und er ging

hinter den Wagen, nahm Bäume und Heilig und machte eine große Haue (Aerhack), so daß kein Pferd durchkonnte. Wie er nun vordr. Holz kam, fuhren die andern mit ihren beladenen Wagen herans und wollten helin sprach er zu ihnen „sahet mir hin, ich komme doch eher ihr nach Hans.“ Er fuhr gar nicht weit ins Holz, riß z.wei der allergrößten Bäume aus der Erde, warf sie auf Wagen und drehte um. Als er vor der Haue anlangte, den die andern noch da und konnten nicht durch, „Seht wohl,“ sprach er, „wärt ihr bei mir geblieben, so wärt eben so schnell nach Hans gekommen und hättet noch Stunde schlafen können.“ Er wollte nun aufahren, aber Pferde konnten sich nicht durcharbeiten, da spannte er sie legte sie oben auf den Wagen, nahm selber die Deichsel in Hand, und hieß zog er alles durch, und das ging so i als hätte er Federn geladen. Wie er drüben war, sprach zu den andern „seht ihr wohl, ich bin schneller hindurch ihr,“ fuhr weiter, und die andern mußten stehen bleiben. dem Hof aber nahm er einen Baum in die Hand, zeigte dem Kintmann und sagte „ist das nicht ein schönes Bild?“ Da sprach der Kintmann zu seiner Frau „der St. ist gut; wenn er auch Lang schläft, er ist doch eher wieder als die andern.“

Dann diente er dem Kintmann ein Jahr: wie das he war, und die andern Knechte ihren Lohn kriegten, sprach es wäre Zeit, er wollte sich auch seinen Lohn nehmen. A Kintmann ward aber angst vor den Streichen, die er rek sollte, und bat ihn inständig er möchte sie ihm schenken, li wollte er selbst Großknecht werden, und er sollte Kintm sein. „Nein,“ sprach er, „ich will kein Kintmann werden, bin Großknecht und will's bleiben, ich will aber anstellen i bedingungen ist.“ Der Kintmann wollte ihm geben, was er verlangte, aber es half nichts, der Großknecht sprach zu al „nein.“ Da wußte sich der Kintmann nicht zu helfen und ihn nun vierzehn Tage Frist, er wollte sich auf etwas besinn

Der Großnecht sprach die Frist sollte er haben. Der Amtmann berief alle seine Schreiber zusammen, sie sollten sich bedenken und ihm einen Rat geben. Die Schreiber besaamen sich lange, endlich sagten sie vor dem Großnecht wäre niemand seines Lebens sicher, der schlage einen Menschen wie eine Mücke tot. Er sollte ihn heißen in den Brunnen steigen und ihn erlösen, wenn er unten wäre, wollten sie einen von den Mühlensteinen, die da lägen, herbei rollen und ihm auf den Kopf werfen, dann würde er nicht wieder an des Tages Licht kommen. Der Rat gefiel dem Amtmann, und der Großnecht war bereit in den Brunnen hinabzusteigen. Als er unten auf dem Grund stand, rollten sie den größten Mühlenstein hinab, und meinten der Kopf wäre ihm eingeschlagen, aber er rief „lagt die Mühner vom Brunnen weg, die fragen da oben im Sand und werfen mir die Körner in die Augen, daß ich nicht sehen kann.“ Da rief der Amtmann „husch! husch!“ und that als schenkte er die Mühner weg. Als der Großnecht mit seiner Arbeit fertig war, stieg er herauf und sagte „seht einmal, ich habe doch ein schönes Halsband nun,“ da war es der Mühlenstein, den er um den Hals trug. Der Großnecht wollte jetzt seinen Lohn nehmen, aber der Amtmann bat wieder um vierzehn Tage Bedenkzeit. Die Schreiber kamen zusammen und gaben den Rat er sollte den Großnecht in die verwünschte Mühle schicken um dort in der Nacht Korn zu mahlen: von da wäre noch kein Mensch morgens lebendig herausgelommen. Der Anschlag gefiel dem Amtmann, er rief den Großnecht noch denselben Abend und hieß ihn acht Malter Korn in die Mühle fahren und in der Nacht noch mahlen; sie hätten's nöthig. Da gieng der Großnecht auf den Boden und that zwei Malter in seine rechte Tasche, zwei in die Linke, vier nahm er in einem Sack auf halb auf den Rücken, halb auf die Brust, und gieng also beladen nach der verwünschten Mühle. Der Müller sagte ihm bei Tag könnte er recht gut da mahlen, aber nicht in der Nacht, da wäre die Mühle verwünscht, und wer da noch hineingegangen wäre, den hätte man

am Morgen tat darin gefunden. Er sprach „ich will schon durchkommen, macht Euch mir fort und legt Euch aufs Ohr.“ Darauf ging er in die Mühle und schüttete das Korn aus. Gegen elf Uhr ging er in die Müllersstube und setzte sich auf die Bank. Als er ein Weischen da gegessen hatte, that sich auf einmal die Thüre auf und kam eine große große Tafel herein, und auf die Tafel stellte sich Wein und Braten, und viel gutes Essen, alles von selber, denn es war niemand da, der's austrug. Und danach rücktten sich die Stühle herbei, aber es kamen keine Leute, bis auf einmal sah er Fingern, die hantlierten mit den Messern und Gabeln und legten Speisen auf die Teller, aber sanft konnte er nichts sehen. Da er hungrig war und die Speisen sah, sa setzte er sich auch an die Tafel, aß mit und ließ sich's gut schmecken. Als er satt war und die andern ihre Schüsseln auch ganz leer gemacht hatten, da wurden die Leichter auf einmal alle ausgepöht, das hörte er deutlich, und wie's nun stockfluster war, so kriegte er so etwas wie eine Ohrseige ins Gesicht. Da sprach er „wenn noch einmal so etwas kommt, so teuf ich auch wieder aus.“ Und late er zum zweitenmal eine Ohrseige kriegte, da schlug er gleichfalls mit hinein. Und so ging das fort die ganze Nacht, er nahm nichts anfaß, sondern gab rechtlich zurück und schlug nicht sanft um sich herum: bei Tagesanbruch aber hörte alles auf. Wie der Müller aufgestanden war, wollt er nach ihm sehen und verwunderte sich daß er noch lebte. Da sprach er „ich habe mich satt gegessen, habe Ohrseigen gekriegt, aber ich habe auch Ohrseigen angesetzt.“ Der Müller freute sich und sagte nun wäre die Mühle erlöst, und wollte ihm gern zur Belohnung viel Geld geben. Er sprach aber „Geld will ich nicht, ich habe doch genug.“ Dann nahm er sein Weichl auf den Rücken, ging nach Hans und sagte dem Hintmann er hätte die Sache ausgerichtet und wollte nun seinen bedingenen Lohn haben. Wie der Hintmann das hörte, da ward ihm erst recht angst: er wollte sich nicht zu lassen, ging in der Stube auf und ab, und die Schweißtropfen fielen ihm von der Stirne

herunter. Da machte er das Fenster auf nach felscher Lust, ehe er sich's aber versah, hatte ihm der Großknecht einen Tritt gegeben, daß er durchs Fenster in die Lust hinausflog, immer fort, bis ihn niemand mehr sehen konnte. Da sprach der Großknecht zur Frau des Antmanns „kommt er nicht wieder, so rülßt Ihr den anderen Streich hinhinzu.“ Sie rief „nein, nein, ich kann's nicht anhalten,“ und machte das andere Fenster auf, weil ihr die Schweißtropfen die Stirne herunterflossen. Da gab er ihr einen Tritt, daß sie gleichfalls hinausflog, und da sie leichter war, noch viel höher als ihr Mann. Der Mann rief „komm doch zu mir,“ sie aber rief „komm du zu mir, ich kann nicht zu dir.“ Und sie schwebten da in der Lust, und konnte keiner zum andern kommen, und ob sie da noch schweben, das weiß ich nicht; der junge Miese aber nahm seine Eisenlange und ging weiter.

91.

Das Erdmännchen.

Et was mal en rîf Alnig west, de hadde drei Döchter had, de wören alle Dage in den Scholtzgoeren spazeren gaen, in de selnig, dat was so en Velshauwer von allerhand wackeren Wönnen west: in eluen, den hadde he so selv had, dat he denjenigen, de innu en Appel dervon pflückede, hunderd Kaster nutter de Gere bevullschede. As et in Herbst war, da worden de Appel an den eluen Baume so raut ase Mand. De drei Döchter gingen alle Dage nutter den Baum in selhen to w ulg de Wind 'n Appel herunner schlagen hädde, awerst se sauen ix Lebédage Neuen, in de Baum de satt so vull, dat he breken wull, in de Telgen (Zweige) hingen bis up de Gere. Da gelskede den jüngsten Alnigsknecht gewalbig in et segde to sinen Ellstern „nse Telle (Vater), de hett ns viel to selv, ase dat he ns verwilschen delhe: it glöve dat he dat nur wegen de skinden Ende dasein hat.“ In indes pflücked dat Kind en ganz blaken Appel af und sprank fur sinen Ellstern in segde „a, in schmectet mal, mine leuen Ellstern, in heu

Ik doch min Levedage so wat schonen no nig schmedet." Da beeten de beiden annern Alltagsdächter auch mal in den Appel, nu da verflunken se alle drei deß immer de Gere, dat sien Saan mer danach kröhete.

Als et da Middag is, da wull se de König do Diske roopen, do sind so nirgends to finden: he söket se sa viel in Schlott un in Goren, averst he kan se nig finden. Da werd he sa bedröwet un tet dat ganze Land upbelen (ausbleten), un wer sime sine Dächter wler brechte, de sull ene davon tor Krnen heven. Da gahet so viese junge Ende moer Feld un söket, dat is ganz ut der Wiese (liber alle Massen), denn jeder hadde de drei Rhmer geren had, will se wören gegen jederman so freundlich un so schön von Angesichte west. In et togen auch drei Jägerbüschchen ut, un ase da wol en acht Dage riefel hadden, da kummert se up en grot Schlott, da waren so hilsche Stoben inne west, un in einen Rhmer is en Tisch decket, darup wören so söte Spisen, de sied noch so warme dat se dampet, averst in den ganzen Schlott is kein Kunst to hören noch to seihen. Do wartet se noch en halwen Dag, un de Spisen bleivet immer warme un dampet, bis up et lest, da weret se sa hungerig, dat se sit derble settet un eitet, un macht mit en auner ut, se wöllen up den Schotte wohnen bleiven, un wöllen darinne loosen, dat eine in Huse blev un de beiden annern de Dächter söketen; dat doet se auch, un dat Los dreppet den besten. Den annern Dag da gaet de twei jingesten söken, un de beste mot to Huse bleiven. Am Middage kommt der so en klein klein Männchen un höst un 'n Stüdesten Brand aus, da nimmt he von dem Brande, wat he da sinnen hadde, un schnitt en Stüde rund unne den Brand weg un will sime dat giewen, indes dat he et sime reiket, lett et dat kleine Männchen fallen un segt he sulle dos so gut sin und giewen in dat Stüde wler. Da will he dat auch doen un bucket sit, mit des nimmt dat Männchen en Stoc un pücht sime ble den Haaren un givt sime diete Schläge. Den annern Dag, da is de tweide to Huse bleiven,

den gelt et nichts better. Als de beiden annern da den Aiven nah Hns Ahnmet, da segt de Älste „nu, wie hätt et die dan gaen?“ — „O, et gelt nie ganz schlechte.“ Da klaget se s evanuer ere Auid, awerst den Jungesten hadden se nichts de. bonne sagd, den hadden se gar nlg fien (selben) mozt un hadden kune jummer den dunnnen Hans helten, weil he nlg recht van de Welsd was. Den dritten Dag, da blut de Jungeste to Hns, da Ahnmet dat Kette Männelen wler nu hßt un en Sticksfen Brand an; da he kune dat giewen hätt, let he et wler fallen un segt he nllgte dock so gut fien un rekten kune dat Sticksfen wler. Da segd he to den kleinen Männelen „wat kannst du dat Sticks nlg fufwens wler up ahnmen, wenn du die de Möhe nlg mal un dine tägliche Warnunge giewen wnst, so bist du auch nich wert, dat du et etest.“ Da word dat Männelen so böß un segde he müßt et doen; he awerst nlg fufst, nam mlu lewe Männelen un drosch et duet dör (stichig durch). Da schriege dat Männelen so viel un rep „hör up, hör up, un lat mie geveren, dann will ik die auch seggen wo de Ahnigsdöchter sied.“ Wie he dat hörde, hßt hei up to staen, un dat Männelen vertesde he wör en Erdmännelen, un fufte wären mehr ase dusend, he mögte man mit kune gaen, dann wulle he kune wiesen wo de Ahnigsdöchter weren. Da wist he kune en helfen Born, da is awerst fien Water kune west. Da segt dat Männelen he wuste wohl dat et kune Gefellen nlg ehrlsch mit kune meinten, wenn he de Ahnigskuner erköfen wulle, dann müße he et alleine doen. De beiden annern Broer wullen wohl auch geren de Ahnigsdöchter wler heven, awerst se wullen der kene Möhe un Gefahr unne doen, he müße so en granten Korb ahnmen, un müße st mit sinen Strichfänger un en Schelle darinne setten un st herunter wnnen laten; unnen da wören drei Zimmer, lu jeden sette ein Ahnigskind un hädde en Drachen mit wllen Köppen to fusen, den müße he de Köppe abschlagen. Als dat Erdmännelen un dat alle sagd hadde, verschwand et. Als't Awend is, da Ahnmet de beiden annern un fraget wie et lu gaen hädde, da

8 3 3

N. 28 23

segd he „o, so wilt gult,“ un hädde keinen Winksen sehen, ase des Widdags, da wer so ein Klein Männken kommen, de hädde ihn unne en Siltssten Brand biddt, do he et kinne gleichen hädde, hädde dat Männken et fallen laten un hädde segd he mügtel kinne doch wter up nstinnen, wie he dat nlg hadde doen wült, da hädde et aufangen to puchen, dat hädde he anerst unrecht verstan un hädde dat Männken prügest, un da hädde et kinne vertellt too de Künigsdochter wären. Da ärgerlen st de beiden so viel, dat se geht un grön wören. Den annern Morgen da gingen se lo hanpe an den Born un machten Rose, wer st dat erste in den Storb setten sulle, da seel dat Ros wter den Kisten to, he wol st darin setten un de Künig mitnnehmen. Da segd he „wenn st Künigse, so mußt gi mit mir geschwinne wter herupnemen.“ Ase he en bitten hernumer is, da Künigste wal, da winnen se kinne wter herup: da sett st de twelde hertme, de malet ewen san: un Künnet dann and de Klege an den jüngesten, de lät st anerst ganz drinne runner winnen. Ase he ut den Storb flegen is, da Künnet he flenen Kirschsänger un geht vor der ersten Dore staen un lufert, da hort he den Drachen ganz ntle schnarchen. He malet langsam de Döre oppen, da stit da de eine Künigsdochter un häd op eren Schot nlegene (nein) Drachensköppe ligen un lufet de. Da Künnet he flenen Kirschsänger un hogget lo, da stet de nlegene Köppe alve. De Künigsdochter sprank up un fäl kinne un den Hals un drucket un plepete (stie) ihm so viel, un Künnet ihr Bruststüke, dat wor von rauem Wolle west, un heugget kinne dat unne. Da geht he and nach der twelden Künigsdochter, de häd en Drachen mit flenen Köppe to lusen un erlöset de and, so de jüngeste, de hadde en Drachen mit viere Köppen to lusen had, da geht he and kinne. Do frogel se sich alle so viel, un drucketen un plepeten ohne uphören. Da Künigste he san harde, bis dat se oben hört. Da set he de Künigsdochter en nach der annern in den Storb un set se alle drel hernptrecken, wie un an kinne de Klege Künnet, da fallet ihn de Woore (Worte) von den Erdmännken wter

ble, dat et sine Gefellen mit ilune nig gut meinden. Da nimm-
met he en groten Stein, de da ligt un legt sin in den Korb,
ase de Korb da nagesähr bis in de Middelde hernup is, schlen
de salfsten Broer oven dat Strick af, dat de Korb mit den
Stein up den Grund fällt, un meinten he wöre nu danke, un
tanpet mit de dret Kinnigsdöchter wege un latet sik derwan ver-
spreken dat se an ehren Vater seggen wüllt dat se beiden se
erlöset hädde; da nimmet se torn Kinnig, un begert se tor
Freien. Unverbles gelt de jüngste Kinnigsdöchter gaus bedröwet
in den dret Kinnern hernimmer un denket dat he un wull
sterwen möste, da silt he an der Wand 'n Kletterpöppe hangen,
da segd he „workinne hengest du da wull, hler kann ja doch
keiner lustig sin?“ He bekucket auct de Drachenköppe, un segd
„in Kinnit inle un auct nig helpen.“ He gelt so manniomal
up un af spaheren, dat de Erdboden davon glat werd. Un et
lest, da selegt he annere Gedanken, da nimmet he de Kletter-
pipen van der Wand un blegt en Sticksen, up eenmahl kum-
met da so viese Erdmänneken, ble jeden Don, den he dält,
kinnit elut mehr: da blegt he so lange dat Sticksen, bis det
Kinnier stoppe wull is. De fraget alle wat sin Vegeren wöre,
da segd he he wull geren wler up de Eere an Dages Licht,
da fatten se ilune alle an, an jeden Spir (Faden) Haar, wat
he up sinen Koppe hadde, un sau sletget se mit ilune hernupper
bis up de Eere. Wie he oven is, gelt he glick nach den
Kinnigschloß, 100 grade de Hochtut mit der einen Kinnig-
döchter sin sulte, un gelt up den Kinnier, wo de Kinnig mit
sinen dret Döchtern is. Wie ilune da de Kinnier selhet, da
woerd se gons beschwänt (ohunndchtig). Da werd de Kinnig
so böse un let ilune glick in een Gefängnisse setten, wels he
meint he hädde den Kinnern en Leid anne daen. Ase awer
de Kinnigsdöchter wler so sik kinnit, da biddet se so vles he
mogte ilune doch wler lose laten. De Kinnig fraget se wo-
rkinnie, da segd se dat se dat nig vertellen dorsten, awerst de
Vaer de segd se sullen et den Döeu (Osen) vertellen. Da
gelt he herut un lustert an de Döre un hört alles. Da tät

he de beiden an ein Galgen hängen, um den einen gibt he t
jungeste Tochter: um da trof ik en Paar gläserne Schohe an
um da stolt ik an en Steen, da segd et „klunk!“ da wöre
se caput.

82.

Der König vom goldenen Berg.

Ein Kaufmann, der hatte zwei Kinder, einen Jungen mit
ein Mädchen, die waren beide noch klein und konnten noch
nicht laufen. Es gingen aber zwei reichbeladene Schiffe von
ihm auf dem Meer, und sein ganzes Vermögen war darin
und wie er meinte dadurch viel Geld zu gewinnen, kam di
Nachricht, sie wären versunken. Da war er nun halt einer
reichen Mannes ein armer Mann und hatte nichts mehr übrig
als einen Acker vor der Stadt. Um sich sein Unglück ein
wenig aus den Gedanken zu schlagen, ging er hinaus auf den
Acker, und wie er da so auf- und abging, stand auf einmal
ein kleines schwarzes Männchen neben ihm und fragte warum
er so traurig wäre, und was er sich so sehr zu Herzen nähme.
Da sprach der Kaufmann „wenn du mir helfen könntest, wölk
ich dir es wohl sagen.“ — „Wer weiß,“ antwortete das schwarze
Männchen, „vielleicht helf ich dir.“ Da erzählte der Kaufmann
daß ihm sein ganzer Reichthum auf dem Meer zu Grunde ge-
gangen wäre, und hätte er nichts mehr übrig als diesen Acker.
„Bestimme dich nicht,“ sagte das Männchen, „wenn du mir
versprichst das, was dir zu Haus am ersten wilders Wein kößt,
in zwölf Jahren hieher auf den Platz zu bringen, sollst du
Geld haben so viel du willst.“ Der Kaufmann dachte „was
kann das anders sein als mein Hund?“ aber an seinen klei-
nen Jungen dachte er nicht und sagte ja, gab dem schwarzen
Mann Handscheln und Siegel darüber und ging nach Haus.

Als er nach Haus kam, da freute sich sein kleiner Junge
so sehr darüber, daß er sich an den Wänden hieß, zu ihm her-
bei wackelte und ihn an den Wänden fest packte. Da erschrak
der Vater, denn es stieß ihm sein Versprechen ein und er wußte

mit was er verschrieben hatte: weil er aber immer noch kein Geld in seinen Kisten und Kassen fand, dachte er es wäre nur ein Spaß von dem Mönchen gewesen. Einen Monat nachher ging er auf den Boden und wollte altes Zinn zusammensuchen und verkaufen, da sah er einen großen Haufen Geld liegen. Nun war er wieder guter Dinge, kaufte ein, ward ein größerer Kaufmann als vorher und ließ Gott einen guten Mann sein. Unterdessen ward der Junge groß und dabel klug und geschickt. Je näher aber die zwölf Jahre herbeikamen, je sorgvoller ward der Kaufmann, so daß man ihm die Angst im Gesicht sehen konnte. Da fragte ihn der Sohn einmal was ihm schiete; der Vater wollte es nicht sagen, aber jener hielt so lange an, bis er ihm endlich sagte er hätte ihn, ohne zu wissen was er verspräche, einem schwarzen Mönchen zugesagt und vieles Geld dafür bekommen. Er hätte seine Handschrift mit Siegel darüber gegeben, und nun müßte er ihn, wenn zwölf Jahre hernin wären, ausliefern. Da sprach der Sohn „o Vater, laßt Euch nicht bang sein, das soll schon gut werden, der Schwarze hat keine Macht über mich.“

Der Sohn ließ sich von dem Geistlichen segnen, und als die Stunde kam, gingen sie zusammen hinaus auf den Aker, und der Sohn machte einen Kreis und stellte sich mit seinem Vater hinein. Da kam das schwarze Mönchen und sprach zu dem Asten „hast du mitgebracht, was du mir versprochen hast?“ Er schwieg still, aber der Sohn fragte „was willst du hier?“ Da sagte das schwarze Mönchen „ich habe mit deinem Vater zu sprechen und nicht mit dir.“ Der Sohn antwortete „du hast meinen Vater betrogen und verführt, gib die Handschrift heraus.“ — „Nein,“ sagte das schwarze Mönchen, „mein Recht geb ich nicht auf.“ Da redeten sie noch lange miteinander, endlich wurden sie eilig, der Sohn, weil er nicht dem Erbfeind und nicht mehr seinem Vater zugehörte, saßte sich in ein Schiffchen setzen, das auf einem hinabwärts fließenden Wasser stand, und der Vater sollte es mit seinem eigenen Fuß sarkstoßen, und dann sollte der Sohn dem Wasser

überlassen bleiben. Da nahm er Abschied von seinen
setzte sich in ein Schiffschen, und der Vater mußte es
nein eigenen Fuß fortstoßen. Das Schiffschen schlug
daß der unterste Theil oben war, die Decke aber im
und der Vater glaubte, sein Sohn wäre verloren, gi
und trauerte um ihn.

Das Schiffschen aber versank nicht, sondern floß ru
und der Illugling saß sicher darin, und so floß es lai
es endlich an einem unbekannten Ufer festsetzen blieb.
er aus Land, sah ein schönes Schloß vor sich liegen u
daran los. Wie er aber hineintrat, war es vervoll
ging durch alle Zimmer, aber sie waren leer bis e
letzte Kammer kam, da lag eine Schlange darin und
sich. Die Schlange aber war eine vervollnschte Jungf
freute sich, wie sie ihn sah, und sprach zu ihm „Ist
mein Erbsen? auf dich habe ich schon zwölf Jahre g
dies Reich ist vervollnscht, und du mußt es erlösen.“ -
kann ich das?“ fragte er. „Heute Nacht kommen zwölf
Männer, die mit Ketten behangen sind, die werden dir
was du hier machst, da schwelg aber still und gib ihr
Antwort, und laß sie mit dir machen was sie wollen:
den dich quälen, schlagen und sterben, laß alles gescheh
rede nicht; um zwölf Uhr müßten sie wieder fort. Und
zweiten Nacht werden wieder zwölf andere kommen,
dritten dierundzwanzig, die werden dir den Kopf abhau
um zwölf Uhr ist ihre Nacht vorbei, und wenn du dar
gehalten und kein Wörtchen gesprochen hast, so bin ich
Ich komme zu dir, und habe in einer Flasche das Wa
Lebens, damit bestreiche ich dich, und dann bist du
lebendig und gesund wie zuvor.“ Da sprach er „ger
ich dich erlösen.“ Es geschah nun alles so, wie sie gesag
die schwarzen Männer konnten ihm kein Wort abzwing
in der dritten Nacht ward die Schlange zu einer schönen
tochter, die kam mit dem Wasser des Lebens und mac
wieder lebendig. Und dann fiel sie ihm um den Da

likste ihn, und war Jubel und Freude im ganzen Schloß. Da wurde ihre Hochzeit gehalten, und er war König vom goldenen Berge.

Also lebten sie vergnügt zusammen, und die Königin gebar einen schönen Knaben. Acht Jahre waren schon herum, da fiel ihm sein Vater ein und sein Herz ward bewegt, und er wünschte ihn einmal heinzufuchen. Die Königin wollte ihn aber nicht fortlassen und sagte „ich weiß schon daß es mein Unglück ist,“ er ließ ihr aber keine Ruhe bis sie einwilligte. Beim Abschied gab sie ihm noch einen Wilschring und sprach „nimm diesen Ring und steck ihn an deinen Finger, so wirst du alsbald dahin versetzt, wo du dich hinwünschst, nur mußt du mir versprechen daß du ihn nicht gebrauchst, mich von hier weg zu deinem Vater zu wünschen.“ Er versproch ihr das, steckte den Ring an seinen Finger und wünschte sich heim vor die Stadt, wo sein Vater lebte. Im Augenblick befand er sich auch dort und wollte in die Stadt: wie er aber vor Thor kam, wollten ihn die Schutzwachen nicht einlassen, weil er seltsame und doch so reiche und prächtige Kleider an hatte. Da ging er auf einen Berg, wo ein Schäfer hütete, tauschte mit diesem die Kleider und zog den alten Schäferrock an und ging also ungeführt in die Stadt ein. Als er zu seinem Vater kam, gab er sich zu erkennen, der aber glaubte nunmehr daß es sein Sohn wäre und sagte er hätte zwar einen Sohn gehabt, der wäre aber längst tot: doch weil er sähe daß er ein armer dürftiger Schäfer wäre, so wollte er ihm einen Teller voll zu essen geben. Da sprach der Schäfer zu seinen Eltern „ich bin wahrhaftig euer Sohn, wißt ihr kein Mal an meinem Felbe, woran ihr mich erkennen könnt?“ — „Ja,“ sagte die Mutter, „unser Sohn hatte eine Hühnbeere unter dem rechten Arm.“ Er streifte das Hemd zurück, da sahen sie die Hühnbeere unter seinem rechten Arm und zweifelten nicht mehr daß es ihr Sohn wäre. Darauf erzählte er ihnen er wäre König vom goldenen Berge und eine Königstochter wäre seine Gemahlin, und sie hätten einen schönen Sohn von sieben Jahren. Da sprach der

Vater „nun und nimmermehr ist das wahr: das ist mir schöner König, der in einem zertrümpften Schürerrod hergeht. Da ward der Sohn zornig und drehte, ohne an sein A sprechen zu denken, den Ring herum und wünschte beide, si Gemahlin und sein Kind, zu sich. In dem Augenblick wa sie auch da, aber die Königin, die Klage und weinte, und se er hätte sein Wort gebrochen und hätte sie unglücklich gemach. Er sagte „ich habe es unglücklich gethan und nicht mit bö Willen“ und redete ihr zu; sie stellte sich auch als gäbe nach, aber sie hatte Böses im Sinn.

Da führte er sie hinaus vor die Stadt auf den Acker und zeigte ihr das Wasser, wo das Schiffchen war abgestoßen worden, und sprach dann „ich bin milde, setze dich nieder, ich n ein wenig auf deinem Schoß schlafen.“ Da legte er sein Kopf auf ihren Schoß und sie lauschte ihn ein wenig, bis einschlies. Als er eingeschlafen war, zog sie erst den Ring und seinen Finger, dann zog sie den Fuß unter ihn weg und r ihm den Tossel zurück: hierauf nahm sie ihr Kind in den A und wünschte sich wieder in ihr Königreich. Als er aufwachte lag er da ganz verlassen, und seine Gemahlin und das Kind waren fort und der Ring vom Finger auch, nur der Tossel stand noch da zum Wahrzeichen. „Nach Hans zu deinem Stiefel kommst du nicht wieder gehen,“ dachte er, „die Wölfe sag du wirst ein Hexenmeister, du wirst ansprechen und gehen du in dein Königreich kommst.“ Also ging er fort und endlich zu einem Berg, vor dem drei Kliesen standen und in einander stritten, weil sie nicht wollten wie sie ihres Vaters Erbe teilen sollten. Als sie ihn vorbeigehen sahen, riefen ihn an und sagten kleine Menschen hätten Augen Sinn, sollte ihnen die Erbschaft verleihen. Die Erbschaft aber bestand aus einem Degen, wenn einer den in die Hand nahm und sprach „Kopf alle hinter, mir mehrer nicht,“ so lagen al Köpfe auf der Erde: zweitens aus einem Mantel, wer den anzog, war unsichtbar; drittens aus ein paar Stiefeln, wenn man die angezogen hatte und sich wohin wünschte, so war man

im Augenblick da. Er sagte „gebt mir die drei Stücke damit ich probieren könnte ob sie noch in gutem Stande sind.“ Da gaben sie ihm den Mantel, und als er ihn umgehängt hatte, war er unsichtbar und war in eine Fleege verwandelt. Dann nahm er wieder seine Gestalt an und sprach „der Mantel ist gut, nun gebt mir das Schwert.“ Sie sagten „nein, das geben wir nicht! wenn du sprichst, Köpfe alle runter, nur meiner nicht!“ so wären unsere Köpfe alle herab und du allein hättest den deinigen noch.“ Doch gaben sie es ihm unter der Bedingung daß er's an einem Baum probieren sollte. Das that er und das Schwert zerschnitt den Stamm eines Baums wie einen Strohhalbm. Nun wollte er noch die Stiefeln haben, sie sprachen aber „nein, die geben wir nicht weg, wenn du sie ausgezogen hättest und wünschest dich oben auf den Berg, so stünden wir da unten und hätten nichts.“ — „Nein,“ sprach er, „das will ich nicht inn.“ Da gaben sie ihm auch die Stiefeln. Wie er nun alle drei Stücke hatte, so dachte er an nichts als an seine Frau und sein Kind und sprach so vor sich hin „ach wäre ich auf dem goldenen Berg,“ und alsobald verschwand er vor den Augen der Riesen, und war also ihr Erbe geblieben. Als er nah beim Schloß war, hörte er Freuden- geschrei, Weigen und Fiedeln, und die Leute sagten ihm seine Gemahlin feierte ihre Hochzeit mit einem andern. Da ward er zornig und sprach „die Falsche, sie hat mich betrogen und mich verlassen, als ich eingeschlafen war.“ Da hing er seinen Mantel um und ging unsichtbar ins Schloß hinein. Als er in den Saal trat, war da eine große Tafel mit köstlichen Speisen besetzt, und die Gäste aßen und tranken, lachten und scherzten. Sie aber saß in der Mitte in prächtigen Kleidern auf einem königlichen Sessel und hatte die Krone auf dem Haupt. Er steckte sich hinter sie und niemand sah ihn. Wenn sie ihr ein Stück Fleisch auf den Teller legten, nahm er ihn weg und aß es: und wenn sie ihr ein Glas Wein einschenkten, nahm er's weg und trank's aus; sie gaben ihr immer, und sie hatte doch immer nichts, denn Teller und Glas verschwanden augen-

blitzlich. Da ward sie bestürzt und schämte sie sich, stand und gieng in ihre Kammer und weinte, er aber gieng h ihr her. Da sprach sie „Ist denn der Teufel über mir, kam mehr Erlöser nie?“ Da schlug er ihr ins Angesicht sagte „kam dein Erlöser nie? er ist über dir, du Betrügerin! Habe ich das an dir verdient?“ Da machte er sich sich gieng in den Saal und rief „die Hochzeit ist aus, der König ist gekommen!“ Die Könige, Fürsten und Mäute, die versammelt waren, höhnten und verlachten ihn: er aber kurze Worte und sprach „wollt ihr hinaus oder nicht?“ wollten sie ihn fangen und drangen auf ihn ein, aber er sein Schwert und sprach „Köpf alle runter, nur meiner nie!“ Da rollten alle Köpfe zur Erde, und er war allein der König und war wieder König vom goldenen Berge.

93.

Die Mabe.

Es war einmal eine Königin, die hatte ein Züchterd das war noch klein und mußte noch auf dem Arm getra werden. Zu einer Zeit war das Kind unartig, und die M ler mußte sagen was sie wollte, es hieß nicht Ruhe. ward sie ungeduldig, und weil die Maben so um das Sch herum flogen, öffnete sie das Fenster und sagte „ich we du wirst eine Mabe und fliehest fort, so hält ich Ruhe.“ Da hatte sie das Wort gesagt, so war das Kind in eine M verwandelt und flog von ihrem Arm zum Fenster hina Sie flog aber in einen dunkeln Wald und blieb lange d dorthin und die Vögel hörten nichts von ihr. Danach st einmal einen Mann sein Weg in diesen Wald, der hörte Mabe rufen und gieng der Stimme nach: und als er n kam, sprach die Mabe „ich bin eine Königstochter von Geh und bin verwünscht worden, du aber kannst mich erlösen.“ „Was soll ich thun?“ fragte er. Sie sagte „geh weiter den Wald und du wirst ein Haus finden, darin sitzt eine Frau, die wird dir Essen und Trinken reichen, aber du da

nichts nehmen: wenn du etwas issest oder trinkest, so verfallst du in einen Schlaf und kannst du mich nicht erlösen. Im Garten hinter dem Haus ist eine große Pophude, darauf sollst du stehen und mich erwarten. Drei Tage lang kann ich jeden Mittag um zwei Uhr zu dir in einem Wagen, der ist erst mit vier weißen Pheugen bespannt, dann mit vier roten und zuletzt mit vier schwarzen, wenn du aber nicht wach bist, sondern schläfst, so werde ich nicht erlöst.“ Der Mann versprach alles zu thun, was sie verlangt hatte. Die Diabe aber sagte „ach, ich weiß es schon, du wirst mich nicht erlösen, du nimmst etwas von der Frau.“ Da versprach der Mann nach einmal er wollte gleich nichts annehmen weder von dem Essen noch von dem Trinken. Wie er aber in das Haus kam, trat die alte Frau zu ihm und sagte „armer Mann, laß dich abmatten, komm und erquick dich, esset und trinket.“ — „Nein,“ sagte der Mann, ich will nicht essen und nicht trinken.“ Sie ließ ihm aber keine Ruhe und sprach „wenn ihr dann nicht essen wollt, so thut einen Zug aus dem Glas, einmal ist einmal.“ Da ließ er sich überreden und trank. Nachmittags gegen zwei Uhr ging er hinaus in den Garten auf die Pophude und wartete auf die Diabe. Wie er da stand, ward er auf einmal so milde, und konnte es nicht überwinden und legte sich ein wenig nieder: doch wollte er nicht einschlafen. Aber kaum hatte er sich hin gestreckt, so fielen ihm die Augen von selber zu, und er schlief ein und schlief so fest daß ihn nichts auf der Welt hätte erwecken können. Um zwei Uhr kam die Diabe mit vier weißen Pheugen gefahren, aber sie war schon in voller Trauer und sprach „ich weiß daß er schläft.“ Und als sie in den Garten kam, lag er auch da auf der Pophude und schlief. Sie stieg aus dem Wagen, ging zu ihm und schüttelte ihn und rief ihn an, aber er erwachte nicht. Am andern Tag zur Mittagszeit kam die alte Frau wieder und brachte ihm Essen und Trinken, aber er wollte es nicht annehmen. Doch sie ließ ihm keine Ruhe und redete ihm so lange zu bis er wieder einen Zug aus dem

Waise that. Gegen zwei Uhr ging er in den Garten auf die Lohhude und wollte auf die Mabe warten, da empfand er auf einmal so große Müdigkeit, daß seine Glieder ihn nicht mehr hielten: er konnte sich nicht heffen, mußte sich legen und fiel in tiefen Schlaf. Als die Mabe daher fuhr mit vier braunen Hengsten, war sie schon in voller Trauer und sagte „ich weiß daß er schläft.“ Sie ging zu ihm hin, aber er lag da im Schlaf und war nicht zu erwecken. Am andern Tag sagte die alte Frau was das wäre? er äße und trinke nichts, ob er sterben wollte? Er antwortete „ich will und darf nicht essen und nicht trinken.“ Sie stellte aber die Schüssel mit Essen und das Glas mit Wein vor ihm hin, und als der Geruch davon zu ihm aufstieg, so konnte er nicht widerstehen und that einen starken Zug. Als die Zeit kam, ging er hinaus in den Garten auf die Lohhude und wartete auf die Königs Tochter: da ward er noch milder, als die Tage vorher, legte sich nieder und schlief so fest als wäre er ein Stein. Um zwei Uhr kam die Mabe und hatte vier schwarze Hengste, und die Kutsche und alles war schwarz. Sie war aber schon in voller Trauer und sprach „ich weiß daß er schläft und mich nicht erlösen kann.“ Als sie zu ihm kam, lag er da und schlief fest. Sie rüttelte ihn und rief ihn, aber sie konnte ihn nicht aufwecken. Da legte sie ein Brot neben ihm hin, dann ein Stück Fleisch, zum dritten eine Flasche Wein, und er konnte von allem so viel nehmen, als er wollte, es ward nicht weniger. Danach nahm sie einen goldenen Ring von ihrem Finger, und steckte ihn an seinen Finger, und war ihr Name eingegraben. Zuletzt legte sie einen Brief hin, darin stand was sie ihm gegeben hatte und daß es nie all würde, und es stand auch darin „ich sehe wohl, daß du mich hier nicht erlösen kannst, willst du mich aber noch erlösen, so komm nach dem goldenen Schloß von Stromberg, es steht in deiner Nacht, das weiß ich gewiß.“ Und wie sie ihm das alles gegeben hatte, setzte sie sich in ihren Wagen und fuhr in das goldene Schloß von Stromberg.

Als der Mann aufwachte und sah daß er geschlafen hatte,

word er von Herzen traurig und sprach „gewiß nun ist sie vorbei gefahren und ich habe sie nicht erlöst.“ Da fleten ihm die Dinge in die Augen, die neben ihm lagen, und er las den Brief darin geschrieben stand wie es zugegangen war. Also machte er sich auf und ging fort, und wollte nach dem goldenen Schloß von Stromberg, aber er wußte nicht wo es lag. Nun war er schon lange in der Welt herumgegangen, da kam er zu einem dunkeln Wald und ging vierzehn Tage darin fort und konnte sich nicht heraus finden. Da ward es wieder Abend, und er war so müde, daß er sich an einen Busch legte und einschlief. Am andern Tag ging er weiter und abends als er sich wieder an einen Busch legen wollte, hörte er ein Heulen und Jammern daß er nicht einschlafen konnte. Und wie die Zeit kam, wo die Leute Lichter anzündeten, sah er eins schlummern, machte sich auf und ging ihm nach; da kam er vor ein Haus, das schien so klein, denn es stand ein großer Däse davor. Da dachte er bei sich „gehest du hinein und der Däse erkläre dich, so ist es leicht um dein Leben geschehen.“ Endlich wagte er es und trat heran. Als der Däse ihn sah, sprach er „es ist gut, daß du kommst, ich habe lange nichts gegessen: ich will dich gleich zum Abendbrot verschlucken.“ — „Laß das lieber sein,“ sprach der Mann, „ich lasse mich nicht gerne verschlucken; verlangst du zu essen, so habe ich genug um dich satt zu machen.“ — „Wenn das wahr ist,“ sagte der Däse, „so kommst du ruhig herein; ich wollte dich nur verzehren, weil ich nichts anderes habe.“ Da gingen sie und setzten sich an den Tisch, und der Mann holte Brot, Wein und Fleisch, das nicht all ward. „Das gefällt mir wohl“ sprach der Däse und oß nach Herzenslust. Danach sprach der Mann zu ihm „kommst du mir nicht sagen, wo das goldene Schloß von Stromberg ist?“ Der Däse sagte „ich will auf meiner Landkarte nachsehen, darauf sind alle Städte, Dörfer und Häuser zu finden.“ Er holte die Landkarte, die er in der Stube hatte, und suchte das Schloß, aber es stand nicht darauf. „Es thut nichts,“ sprach er, „ich habe oben im Schrank noch größere Landkar-

ten; darauf wollten wir suchen;" aber es war auch vergeblich. Der Mann wollte nun weiter gehen; aber der Miese hat ihn noch ein paar Tage zu warten bis sein Bruder heim käme, der wäre ausgegangen Lebensmittel zu holen. Als der Bruder heim kam, fragten sie nach dem goldenen Schloß von Stromberg, er antwortete „wenn ich gegessen habe und satt bin, dann will ich auf der Karte suchen.“ Er leg dann mit ihnen auf seine Kammer und sie suchten auf keiner Landkarte, konnten es aber nicht finden: da holte er noch andere alte Karten, und sie ließen nicht ab, bis sie endlich das goldene Schloß von Stromberg fanden, aber es war diese tausend Meilen weit weg. „Wie werde ich nun dahin kommen?“ fragte der Mann. Der Miese sprach „zwei Stunden hab ich Zeit, da will ich dich bis in die Nähe tragen, dann aber muß ich wieder nach Haus und das Kind säugen, das wir haben.“ Da trug der Miese den Mann bis etwa hundert Stunden vom Schloß und sagte „den übrigen Weg laußt du wohl allein gehen.“ Darnach kehrte er um, der Mann aber ging vorwärts Tag und Nacht, bis er endlich zu dem goldenen Schloß von Stromberg kam. Es stand aber auf einem gläsernen Berge, und die verwünschte Jungfrau saß in ihrem Wagen um das Schloß herum und ging dann hinein. Er freute sich als er sie erblickte und wollte zu ihr hinauf steigen, aber wie er es auch anging, er entsagte an dem Glas immer wieder hernunter. Und als er sah daß er sie nicht erreichen konnte, ward er ganz betrübt und sprach zu sich selbst „ich will hier unten bleiben und auf sie warten.“ Also baute er sich eine Stütze und saß darin ein ganzes Jahr und sah die Königstochter alle Tage oben fahren, konnte aber nicht zu ihr hinauf kommen.

Da sah er einmal aus seiner Stütze wie drei Vögel sich schlugen und rief ihnen zu „Gott sei mit euch!“ Sie hielten bei dem Rufe inne, als sie aber niemand sahen, fingen sie wieder an sich zu schlagen, und das war ganz gefährlich. Da rief er abermals „Gott sei mit euch!“ Sie hörten wieder auf, guckten sich um, weil sie aber niemand sahen, hielten sie auch

wieder fort sich zu schlagen. Da rief er zum drittenmal „Gott sei mit euch!“ und dachte „du mußt sehen was die drei vorhaben“ ging hin, und fragte warum sie aufeinander losschlugen. Da sagte der eine er hätte einen Stock gefunden, wenn er damit wider eine Thüre schlage, so spränge sie auf; der andere sagte er hätte einen Mantel gefunden, wenn er den umhänge, so wäre er unsichtbar; der dritte aber sprach er hätte ein Pferd gefangen, damit könnte man überall hinreiten, auf den gläsernen Berg hinaus. Nun wollten sie nicht ob sie das in Gesellschaft behalten oder ob sie sich trennen sollten. Da sprach der Mann „die drei Sachen will ich euch eintauschen: Geld habe ich zwar nicht, aber andere Dinge, die mehr wert sind! doch muß ich vorher eine Probe machen, damit ich sehe ob ihr auch die Wahrheit gesagt habt.“ Da ließen sie ihn aufs Pferd steigen, hingen ihm den Mantel um und gaben ihm den Stock in die Hand, und da er das alles hatte, konnten sie ihn nicht mehr sehen. Da gab er ihnen leichte Schläge und rief „nun, ihr Bärenhäuter, da habt ihr was euch gebührt: seid ihr zufrieden?“ Dann ritt er den Glasberg hinaus und als er oben vor das Schloß kam, war es verschlossen: da schlug er mit dem Stock an das Thor und alsbald sprang es auf. Er trat ein und ging die Treppe hinauf bis oben in den Saal, da saß die Jungfrau und hatte einen goldenen Kelch mit Wein vor sich. Sie konnte ihn aber nicht sehen, weil er den Mantel um hatte. Und als er vor sie kam, zog er den Ring, den sie ihm gegeben hatte, vom Finger und warf ihn in den Kelch daß es Klang. Da rief sie „das ist mein Ring, so muß auch der Mann da sein, der mich erlösen wird.“ Sie suchten im ganzen Schloß und fanden ihn nicht, er war aber hinaus gegangen, hatte sich aufs Pferd gesetzt und den Mantel abgeworfen. Wie sie nun vor das Thor kamen, sahen sie ihn und schrien vor Freude. Da fleg er ab und nahm die Königstochter in den Arm: sie aber küßte ihn und sagte „heut hast du mich erlöst, und morgen wollen wir unsere Hochzeit feiern.“

94.

Die kluge Bauernochter.

Es war einmal ein armer Bauer, der hatte kein Land, nur ein kleines Hänschen und eine alleinige Tochter, die sprach die Tochter „wir sollten den Herrn König um ein Stückchen Honigkand bitten.“ Da der König ihre Armut hörte, schenkte er ihnen auch ein Etzchen Kaseu, den hatte sie mit ihr Vater nun, und wollte ein wenig Kaseu und der Mutter Frucht daraus säen. Als sie den Acker beinahe herum hatten, so fanden sie in der Erde einen Würfel von reinem Gold. „Hör,“ sagte der Vater zu dem Mädchen, „weil unser Herr König ist so gnädig gewesen und hat uns diesen Acker geschenkt, so müssen wir ihm den Würfel dafür geben.“ Die Tochter aber wollte es nicht bewilligen und sagte „Vater, wenn wir den Würfel haben und haben den Stöcker nicht, dann müssen wir auch den Stöcker herbeschaffen, darnach schmelzt lieber still.“ Er wollte ihr aber nicht gehorchen, nahm den Würfel, trug ihn zum Herrn König und sagte, den hätte er gefunden in der Halde, ob er ihn als eine Verehrung annehmen wollte. Der König nahm den Würfel und fragte ab er nichts mehr gefunden hätte? „Nein,“ antwortete der Bauer. Da sagte der König er sollte nun auch den Stöcker herbeschaffen. Der Bauer sprach den hätten sie nicht gefunden; aber das half ihm so viel, als hätte er's in der Halde gesagt, er ward aus Gefängnis gesetzt, und sollte so lange da sitzen, bis er den Stöcker herbeigeschafft hätte. Die Bedienten mußten ihm täglich Wasser und Brot bringen, was man so in dem Gefängnis kriegt, da hörten sie, wie der Mann als fort schrie „ach, hätte ich meiner Tochter gehört! ach, ach, hätte ich meiner Tochter gehört!“ Da gingen die Bedienten zum König und sprachen das, wie der Gefangene als fort schrie „ach, hätte ich doch meiner Tochter gehört!“ und wollte nicht essen und nicht trinken. Da befahl er den Bedienten sie sollten den Gefangenen vor ihn bringen,

und da fragte ihn der Herr König warum er also fort schreie „ach, hätt ich meiner Tochter gehört!“ — „Was hat Eure Tochter denn gesagt?“ — „Ja sie hat gesprochen ich sollte den Räuber nicht bringen, sonst müßt ich auch den Stöber schaffen.“ — „Habt Ihr ja eine kluge Tochter, so laßt sie einmal herkommen.“ Also mußte sie vor den König kommen, der fragte sie ob sie denn so klug wäre, und sagte er laßt sie ein Rätsel aufgeben, wenn sie das treffen könnte, dann laßt er sie heiraten. Da sprach sie gleich ja, sie wolle's erraten. Da sagte der König „komm zu mir, nicht gekleidet, nicht nackend, nicht geritten, nicht gefahren, nicht in dem Weg, nicht außer dem Weg, und wenn du das kannst, will ich dich heiraten.“ Da ging sie hin, und zog sich ans Splinternackend, da war sie nicht gekleidet, und nahm ein graßes Fischgarn, und setzte sich hinein und laickte es ganz um sich herum, da war sie nicht nackend: und bargte einen Esel fürs Geld und band dem Esel das Fischgarn an den Schwanz, darin er sie fortzuschleppen mußte, und war das nicht geritten und nicht gefahren: der Esel mußte sie aber in der Fahrgeisse schleppen, so daß sie nur mit der graßen Zehe auf die Erde kam, und war das nicht in dem Wege und nicht außer dem Wege. Und wie sie so daher kam, sagte der König sie hätte das Rätsel getroffen, und es wäre alles erfüllt. Da ließ er ihren Vater las aus dem Gefängnis, und nahm sie bei sich als seine Gemahlin und befahl ihr das ganze königliche Gut an.

Nun waren etliche Jahre hernun, als der Herr König einmal auf die Parade zog, da trug es sich zu, daß Bauern mit ihren Wagen vor dem Schloß hielten, die hatten Holz verkauft; etliche hatten Ochsen vorgespannt, und etliche Pferde. Da war ein Bauer, der hatte drei Pferde, davon kriegte eins ein junges Füllchen, das lief weg und legte sich mitten zwischen zwei Ochsen, die vor dem Wagen waren. Als nun die Bauern zusammen kamen, sangen sie an sich zu zanken, zu schmeißen und zu lärmern, und der Ochsenbauer wollte das

Füllchen behielten und sagte die Ochsen hätten's gehabt: 11 der andere sagte nein, seine Pferde hätten's gehabt, und wäre sein. Der Bauer kam vor den König, und er that t Ausspruch wo das Füllchen gelegen hätte, da sollt es bleibe und also bekam's der Ochsenbauer, dem's doch nicht gehöri Da ging der andere weg, weinte und lamentierte über si Füllchen. Nun hatte er gehört wie daß die Frau König so gütig wäre, weil sie auch von armen Bauersleuten kommen wäre: ging er zu ihr und bat sie ob sie ihm helfen könnte daß er sein Füllchen wieder bekäme. Sagte „jo, wenn Ihr mir versprecht daß Ihr mich nicht verrot wolt, so will ich's Euch sagen. Morgen selb, wenn d König auf der Wachtparade ist, so stellt Euch hin mitten die Straße, wo er vorbeikommen muß, nehmt ein groß Fischgarn und thut als fischet Ihr, und fischet also fort in schilltet das Garn aus, als wenn Ihr's voll hättet,“ u sagte ihm auch was er antworten sollte, wenn er vom Kön gefrogt würde. Also stand der Bauer am andern Tag t und fischte auf einem trocknen Platz. Wie der König vo bei kam und das sah, schickte er seinen Koffer hin, der soll fragen was der närrische Mann vor hätte. Da gab er z Antwort „ich fische.“ Fragte der Koffer wie er fischen könnt es wäre ja kein Wasser da. Sagte der Bauer „so gut al zwei Ochsen können ein Füllen kriegen, so gut kann ich au auf dem trocknen Platz fischen.“ Der Koffer ging hin u brachte dem König die Antwort, da ließ er den Bauer vo sich kommen und sagte ihm das hätte er nicht von sich, v wenn er das hätte: und sollt's gleich bekommen. Der Bauer aber wollt's nicht thun und sagte immer Gott bewahr e hatt es von sich. Sie legten ihm aber auf ein Gebund Stro und schlangen und drangsakten ihn so lange, bis er's bekam daß er's von der Frau Königin hätte. Als der König nar Haus kam, sagte er zu seiner Frau „worum bist du so fass mit mir, ich will dich nicht mehr zur Gemahlin: deine Zel ist nun, geh wieder hin, woher du gekommen bist, in dein

Bauernhänschen.“ Doch erlaubte er ihr ehre, sie sollte sich das Liebste und Beste mitnehmen was sie wollte, und das sollte ihr Abschied sein. Sie sagte „Ja, lieber Mann, wenn du's so befehlst, will ich es auch thun,“ und fiel über ihn her und küßte ihn und sprach sie wollte Abschied von ihm nehmen. Dann ließ sie einen starken Schlafrül kommen, Abschied mit ihm zu trinken: der Rülz that einen großen Zug, sie aber trank nur ein wenig. Da geriet er bald in einen tiefen Schlaf und als sie das sah, ließ sie einen Bedienten und nahm ein schönes weißes Tinentuch und schling ihn da hinein, und die Bedienten mußten ihn in einen Wagen vor die Thüre tragen, und fuhr sie ihn heim in ihr Hänschen. Da legte sie ihn in ihr Bettchen, und er schlief Tag und Nacht in einem fort, und als er aufwachte, sah er sich um, und sagte „ach Gott, wo bin ich denn?“ rief seinen Bedienten, aber es war keiner da. Endlich kam seine Frau vors Bett und sagte „Lieber Herr Rülz, Ihr habt mir befohlen ich sollte das Liebste und Beste aus dem Schloß mitnehmen, nun hab ich nichts Besseres und Lieberes als dich, da hab ich dich mitgenommen.“ Dem Rülz flogen die Thränen in die Augen, und er sagte „Liebe Frau, du sollst mein sein und ich dein,“ und nahm sie wieder mit ins königliche Schloß und ließ sich aufs neue mit ihr vermählen; und werden sie ja wohl noch auf den heutigen Tag leben.

25.

Der alte Silberbrand.

Es war amahl a Bauer und a Bäuerin, und dß Bäuerin, dß hat der Pfarrer im Dorf gern gesehn, und da hat er allewell gewünscht, wann er mit amahl an ganzen Tag mit der Bäuerin allan recht vergnügt zubringen kunne, und der Bäuerin der wars halt a recht gewesen. Wo, da hat er amahl zu der Bäuerin gesagt „hauz, mei Lieb Bäuerin, hiebt hab i was andersndleri, wie wir halt amahl an ganzen Tag recht vergnügt mitanander zubringen kunnen. Wißt's was, dß legts eig aufm

Wittwoch ins Bett und sagt's engern Moni d's seits frang, mit
 samallerts und libelts nur recht, und das trellts fort die
 auf'm Suinta, wann i die Predl hast, und da wir (werde) i
 predigen, daß wer z' Haus a frangs Kind, an frangen Mon,
 a frangs Weib, an frangen Voder, a frange Muader, a frangi
 Schwester, Brnader, oda wers sunst nacha is, hat, und der
 thut a Wollfart auf'm Gückersberg in Wällschland, wo ma
 um an Kreuzer an Mechen Forberbladen lelegt, dem wirts
 frange Kind, der frange Mon, 's frange Weib, der frange
 Vader, d' frange Muader, d' frange Schwester, oda wers sunst
 nacha is, auf der Stell gfund."

"Dös wir i schon machen" hat die Bäurin draus gsagt.
 No, draus, auf'm Wittwoch hat sie hast d' Bäurin ins Bett
 glegt und hat samallert und libelt als wile, und ihr Mon
 hot ihr alles bracht, was er nur wolst hat, 's hat aber halt
 nix ghosfn. Wie denn der Suinta kuma is, hat d' Bäurin
 gsagt „mir is zwar so miserabel als ob i glet verschaden sollt,
 aber ans mücht i do no vor mei End, i mücht halt in Herrn
 Psorra sel Predl hörn, d's er heind halten wird.“ — „A, mei
 Kind,“ sagt der Baur draus, „thn du dös nit, du kumst
 schlechter wern, wann aufstundst. Schon, es wir i in d' Predl
 gehn und wir recht acht gebe und wir die alles wieder der-
 zöhl'n, was der Herr Psorra gsagt hat.“ — „No,“ hat d'
 Bäurin gsagt, „so geh halt und gib recht acht und derzöhl
 mir alles, was d' ghört hast.“ No, und da is der Baur halt
 in d' Predl gonga, und da hat der Herr Psorra also an gsagt
 zum predigen und hat host gsagt, wann aus a frangs Kind,
 an frangen Mon, a frangs Weib, an frangen Vader, a frange
 Muader, a frange Schwester, Brnader, oda wers sunst nacha
 war, z' Haus hät, und der wolt a Wollfart machen auf'm
 Gückersberg in Wällschland, wo der Mechen Forberbladen an
 Kreuzer kost, dem wirts frange Kind, der frange Mon, 's
 frange Weib, der frange Vader, d' frange Muader, d' frange
 Schwester, Brnader, oda wers sunst nacha war, auf der Stell
 gfund wern, und wer also d's das unternchma wolt, der soll

nach der Meeß zu ihu kuma, da wird er ihu den Vorberfack gebu und den Kreuzer. Da war nlannd fröher als der Bauer, und nach der Meeß is er gleich zum Psarra ganga, und der hat ihu also den Vorberfack gebu und den Kreuzer. Drauf is er nach Hans kuma und hat schon bei der Hausthür elui gschrien „juchessa, liebes Weib, hiebt is so viel als als gsund warst.“ Der Herr Psarra hat heunt predigt, daß wer a kranigs Kind, a kranigen Mon, a kraniges Weib, a kranigen Vader, a kranige Muader, a kranige Schwester, Bruader, oda wers sunst nacha war, z' Hans hat, und der macht a Wollfart ausm Gädlerlsberg in Wälschland, wo der Meeßen Vorberfaden an Kreuzer kost, dem wird's 's kranige Kind, der kranige Mon, 's kranige Weib, der kranige Vader, d' kranige Muader, d' kranige Schwester, Bruader, oda wers sunst nacha war, auf der Stell gsund; und hiebt hab i mir schon den Vorberfack gholt vom Herrn Psarra und den Kreuzer, und wir glei mehi Wanderschaft antreten, daß d' desto eherber gsund wirst;“ und drauf is er fort ganga. Er war aber kein fort, so is die Bänrli schon auf glocku, und der Psarra war a glei do. Sieht lassen wir aber dō zwa ludeffen auf der Selten mid gānga mir mit'n Bauer. Der is halt alleweil drauf los ganga, damit er desto eherber ausm Gädlerlsberg kummt, und wie halt so geht, begegnet ihm sein Gvatter. Sein Gvatter dōs war an Armon (Keruman), und der is just von Mark kuma, wo er seine Kr verkauft hat. „Gloht seist,“ sagt sein Gvatter, „wo gehst denn so trabl hin, Gvatter?“ — „In Gwolgkeit, Gvatter,“ sagt der Bauer, „mein Weib is kranig woru, und da hab i heunt in Herrn Psarra sein Predl ghört, und da hat er predigt, daß wann oner z' Haus an kranigs Kind, an kranigen Mon, a kranigs Weib, an kranigen Vader, a kranige Muader, a kranige Schwester, Bruader, oda wers sunst nacha war, hat, und er macht a Wollfart ausm Gädlerlsberg in Wälschland, wo der Meeßen Vorberfaden an Kreuzer kost, dem wird's kranige Kind, der kranige Mon, 's kranige Weib, der kranige Vader, d' kranige Muader, d' kranige Schwester, Bruader, oda wers sunst nacha

war, an der Stell gsund, und da hab i mir von Heren Pfarrer den Vorberfack und den Kreutzer ghoßt, und hiezt trit i hal mein Wanderschal an.“ — „Über hanz, Swatter,“ hat de Swatter zum Vaur gsagt, „seits denn gar so dacket (einsäckig) daß so was glauben könts? Wists was is? der Pfarra möch gern mit eugern Weib an ganzen Tag allan recht vergnüg zuehluga, drum habn's eug den Vaur anbinden, daß ihr'e an's'n Ellschen könts.“ — „Weln,“ hat der Vaur gsagt, „i möcht i da wissen, ob das wahr is.“ — „Wo,“ hat der Swatter gsagt, „wast was, seß di in mein Korb einl, so will i d nach Haus tragen, und da wilst es selber sehn.“ Wo, das le also gschegn, und den Vaur hat sein Swatter in sein Korb einl gsetzt, und der hat'n nach Haus tragen. Wle's nach Hane kuma san, holla, da is schon Insl zuganga. Da hat die Vaurln schon fast alles, was mir in ihren Hof war, abgstochen ghabt, und Krapsen hats bachen, und der Pfarra war a schon da und hat a sein Weige mitbracht ghabt. Und da hat halt der Swatter anklopft, und d' Vaurln hat gfragt wer draussen war. „I bins, Swatterin,“ hat der Swatter gsagt, „mel, gehts mir heut Nacht a Herberg, i hab mehl Kr ausm Mark nit verkauf, und hiezt muß i's wieder nach Haus trage, und so san gar z' schwaz, i bring's nit fort, es is a schon kuster.“ — „Ja, mein Swatter,“ sagt d' Vaurln draus, „es könts mir recht zur unglugna Zeit. Wo, welks halt her nit anders is, so könts elia und seht's eug dort auf d' Osenbant.“ Wo hat sie der Swatter also mit sein Buckelkorb auf d' Osenbant gsetzt. Der Pfarra aber und d' Vaurln dö worn halt recht Insl. Endl sangt der Pfarra an und sagt „hanz, mein liebl Vaurln, es könts ja so schön singa, singts mir do aus.“ — „A,“ sagt die Vaurln, „hiezt kann i nit mehr singa, ja in mein junge Jahren, da hab i's wohl köma, aber hiezt is schon vorbei.“ — „El,“ sagt wieder der Pfarra, „singts do mir a blß.“ Wo, da sangt die Vaurln an und singt

„I hab mein Ron wohl ausgesandt
Ausm Bärkerberg in Wälschland.“

Drauf singt der Pfarrer

„I wollt er bleib da a ganzes Jahr,
Was fragt i nach dem Zorbersack.
Halleluja!“

Sieht sangt der Gvatter hinten an und singt (da muß i aber verzöhli daß der Vaux Sildebrand ghasen hat), singt also der Gvatter

„El du, mein lieber Sildebrand,
Was machst du auf der Ofenbank?
Halleluja!“

Und bleiht singt der Vaux in Korb drinna

„Bleht kann i das Singa nitunermehr leiden,
Bleht muß i aus mein Duffelsford selgen.“

Und stiegt aus'n Korb und prügelt den Pfaffen beim Haus hinaus.

99.

De drei Willgesten.

Et is wut duseit in meere Saare hen, da wören hier in Saare Inter liehe Künige, da heb auch einer up den Renteberge tollut (gehoohut), de glint san gern up de Jagd. Ase nu mal mit sinen Jägern vom Schlotte herrutrot, höen (hölten) inner den Berge drei Wäken ire Köhe (Kilhe), nu wie sel den Künig mit den viesen Eken (Renten) selen, so relp de ölleste den ainern beden Wäken to, nu weis up den Künig, „hesol hesol wenn it den nig kriege, so will it lehen.“ Da antworde de zwelde up de ainere Elde vom Berge, nu weis up den, de dem Künige rechter Hand glint, „hesol hesol wenn it den nig kriege, so will it lehen.“ Da relp de jlungste, nu weis up den, de linker Hand glint, „hesol hesol wenn it den nig kriege, so will it lehen.“ Dat wören awerst de beden Wäken. Dat hörde de Künig alles, und ase von der Jagd heimre kummen was, leit he de drei Wäken to sit kummen nu fragete se wat se da glieren am Berge segh hedden. Dat wußen se nig seggen, de Künig frog awerst de ölleste, ob se

lin wol tom Manne haven wille? Da septe se ja, mi ere beiden Elstern friggeten de beiden Ministers, denn se wören alle drei schen in schier (klar, schön) von Angesicht, besunders de Königin, de hadde hare ase glaff.

De beiden Elstern alverst kregen leue Rinner, mi ase de König mal verreisen moeste, let he se to Königin kummern, mi se up to mummern, denn se was grae (gerad) swanger. Se kreg en kleinen Jungen, de hadde 'n ritich roen (roten) Stern mit up de Wef. Da sehden de beiden Elstern, eue tor aumern, se wullen den hilssten Jungen in't Water werpen. Wie se'n darin worpen hadden (let glöwe, et is de Weser west), da fligt 'n Wilsellen in de Högte, dat sank

„Tom Daube bereit,
Up wintern Bescheit
Tom Ellenstrud:
Wader Junge, bist du's?"

Da dat de beiden hörten, kregen se de Angst up'n Fleve, mi masten dat se fort lehren. Wie de König na Hús kam, sehden se to sin de Königin hebde 'n Hund kregen. Da septe de König „wat Gott deit, dat is wale dahn.“

Et tounde alverst 'n Elster an den Waler, de siske den kleinen Jungen wiler herut, ase nach ewen lebendig was, mi da sine Fru leue Rinner hadde, saerden (stillerten) s'en up. Na'n Jaar was de König wiler verreist, da krig de Königin wiler 'n Jungen, den namen de beiden salsken Elstern mi warpen 'n auch in't Water, da fligt dat Wilsellen wiler in de Högte mi sank:

„Tom Daube bereit,
Up wintern Bescheit
Tom Ellenstrud:
Wader Junge, bist du's?"

Mi wie de König toslage kam, sehden se to sin, de Königin hebde wiler 'n Hund bekommen, mi he septe wiler „wat Gott deit, dat is wale dahn.“ Alverst de Elster tral dilsen auch ut den Water mi forde 'n up.

Da verreisde de König wiler, mi de Königin kreg 'n leu

Mäken, dat warpen de falsken Elfsken and in't Water. Da fligt dat Bliggesken wier in de Högte un san!

„Kom Dande bereit,
 Up wieleru Wefchels
 Kom Ellenfirn:
 Wader Mäken, bist bu's?"

In wie de König na Sus kam, sehden se ihn, de Königin hedde 'ne Ratte kregt. Da worde de König bense, un leit sine Frau in't Gefängnis smeten, da heb se lange Saare in setten.

De Mäner wören immerdes anevassen, da glint de Bliese mal mit annern Jungens hernt to sissen, da wilst in de annern Jungens nig twisten sik hewen un segget „du Ffindung, ga du diner Wege.“ Da ward he ganz bedröwet un frägt den olen Fister ob dat war wöre? De vertelt in dat, he mal sisted hedde, un hedde in ut den Water troken (gezogen). Da segt he he wille sirt un sinen Tellen (Water) söken. De Fister de biddet 'n he möge doch bliven, alverst he let sik gar nich haken, bis de Fister et tolest to ght. Da ght he sik up den Weg un gelt meere Dage hinner'n anner, endlich künnt he vor 'n grant allmüchtich Water, davor steit 'ne ole Frau un sistede. „Guden Dag, Woer,“ segde de Junge. „Groten Dank.“ — „Du slist da wol lange siken, e du 'n Fift sängest.“ — „In du wol lange söken, e du dinen Tellen findst. Wie wust du der denn da über't Water künnen?“ seide de Frau. „Ja, dat mag Gott witten.“ Da nünnt de ole Frau in up den Aliggen un dragt 'n derbüch, un he söcht lange Tlid un kann sinen Tellen nig sinen. Also un wol 'n Saar verdröwet is, da trekt de twelde and ut un will sinen Broer söken. He künnt an dat Water, un da gelt et in ewen so, ole sinen Broer. Nu was nur noch de Dochter allein to Sus, de künnerde so viel na ewen Broer, dat se upt lest and den Fister bad he möge se treken laten, se wulle ere Broerles söken. Da kam se and ble den granten Water, da seide se vor olen Frau „guden Dag, Woer.“ — „Groten Dank.“ — „Gott helpe ju ble sinen siken.“ Also de ole Frau dat hörde,

da word se ganz fründlich un drog se över't Water un g
 er 'n Droe (Dinte), un seide to er „un ghah man skinner
 dissen Wege to, mine Dochter, un wenn du ble einen gro
 swarten Grund vorbel kunnst, so must du still un drist un o
 to lochen un one sin an to licken, vorble gaan. Dann kunn
 du an 'n groet open Schloot, up'n Skill (Schioelle) most
 de Droe fallen laten un fracks dörch dat Schloot an den anne
 Side wter hernt gahen; da is 'n ofen Brunnen, darnt is
 groten Boorn wassen, darau hängt 'n Bugel im Buer, d
 nimm af; dann nimm noch 'n Glas Water ut den Brunn
 un gaah mit dissen beiden den skivigen Weg wter torligge:
 den Skill nimm de Droe auch wter mit, un wenn du dai
 wter ble den Grund vorble kunnst, so schlah sin in't Gesicht
 averst sil to dat du sin treppst, un dann kunnst mir wter
 me torligge.“ Da sand se et grade so, aje de Fru, et sa
 hadde, un up den Ruckwege da sand se de beiden Broer,
 sil de halve Welt durchsicht hadden. Se giht tosammen b
 wo de swarte Grund an den Weg lag, den schlog se in't G
 sicht, da word et 'n schönen Prinz, de geht mit ihnen, bis
 dat Water. Da stand da noch de ole Fru, de frögede sil se
 da se alle wter da wören, un drog se alle över't Water, i
 dann giht se auch weg, denn se was nu erlöst. De annen
 averst giugen alle na den ofen Fister, un alle wören sei
 dat se sil wter sinnen hadden, den Bugel averst hingen
 an der Wand.

De tielde Engh kunn averst nig to Huse rasten, un na
 'n Fischebogen un giht up de Jagd. Wie he inde was, na
 he sine Fischepyen un machte 'n Sticksen. De König aver
 tode auch up de Jagd un hörde dat, da giht he hin, un to
 he den Jungen drop, so seide he „we hett die verbiut hier
 sagen?“ — „O, niches (niemand).“ — „Wen hörst du dau
 to?“ — „I bin de Fister sin Engh.“ — „De hett ja le
 kinner.“ — „Wenn du't nig gdwen wust, so kunn mit.“ De
 dehe de König un frog den Fister, de verlässe sin alles, u
 dat Wilgessen an der Wand sing an to singen

„De Wühne (Müller) sitt alleen,
 Wol in dat Herferlein.
 O König, ebeles Wob,
 Dat sind dine Minner god.
 De salsten Eilftern belde
 Da beken de Rinnerkes selbe,
 Wol in des Waters Grund,
 Wo so de Fister sund.“

Da erschrecken se alle, um de König nahm den Vogel, den Fister um de drel Minner mit sit na den Schlotte nu seil dat Gefäknis npschuten um nam sine Fru wter hernt, de was averst ganz kränkisch um ekenig waren. Da gav er de Doch-ter von den Water ut den Brinnen to drinken, da war se frist um gesund. De belden salsten Eilftern jahren averst ver-
 breunt, um de Dochter selggede den Bringen.

97.

Das Wasser des Lebens.

Es war einmal ein König, der war krank, und niemand glaubte, daß er mit dem Leben davon käme. Er hatte aber drel Söhne, die waren darüber betrübt, gingen hinunter in den Schloßgarten und weinten. Da begegnete ihnen ein alter Mann, der fragte sie nach ihrem Kummer. Sie sagten ihm ihr Vater wäre so krank, daß er wohl sterben würde, denn es wollte ihm nichts helfen. Da sprach der Alte „ich weiß noch ein Mittel, das ist das Wasser des Lebens, wenn er davon trinkt, so wird er wieder gesund: es ist aber schwer zu finden.“ Der älteste sagte „ich will es schon finden,“ ging zum kranken König und bat ihn er möchte ihm erlauben auszugehen, um das Wasser des Lebens zu suchen, denn das könnte ihn allein helfen. „Nein,“ sprach der König, „die Gefahr dabei ist zu groß, lieber will ich sterben.“ Er bat aber so lange, bis der König einwilligte. Der Prinz dachte in seinem Herzen „bringe ich das Wasser, so bin ich meinem Vater der liebste und erbe das Reich.“

Also machte er sich auf, und als er eine Zeitlang fortgeritten war, stand da ein Zwerg auf dem Wege, der rief ihn an und sprach „wo hinaus so geschwind?“ — „Dummer Knirps,“ sagte der Prinz ganz stolz, „das brauchst du nicht zu wissen,“ und ritt weiter. Das kleine Männchen aber war jorrig geworden und hatte einen bösen Wunsch gethan. Der Prinz geriet bald hernach in eine Bergschlucht, und je weiter er ritt, je enger thaten sich die Berge zusammen, und endlich ward der Weg so eng, daß er keinen Schritt weiter konnte; es war nicht möglich das Pferd zu wenden oder aus dem Sattel zu steigen, und er saß da wie eingesperrt. Der kranke König wartete lange Zeit auf ihn, aber er kam nicht. Da sagte der zweite Sohn „Vater, laß mich anziehen und das Wasser suchen,“ und dachte bei sich „ist mein Bruder tot, so fällt das Reich mir zu.“ Der König wollte ihn anfangs auch nicht ziehen lassen, endlich gab er nach. Der Prinz zog also auf denselben Weg fort, den sein Bruder eingeschlagen hatte, und begegnete auch dem Zwerg, der ihn anhieft und fragte wohl er so eilig wollte. „Kleiner Knirps,“ sagte der Prinz, „das brauchst du nicht zu wissen“ und ritt fort ohne sich weiter umzusehen. Aber der Zwerg verwunschete ihn, und er geriet wie der andere in eine Bergschlucht und konnte nicht vorwärts und rückwärts. So geht's aber den Hochmüthigen.

Als auch der zweite Sohn ausblieb, so erbot sich der jüngste anzuziehen und das Wasser zu holen, und der König mußte ihn endlich ziehen lassen. Als er dem Zwerg begegnete, und dieser fragte wohl er so eilig wollte, so hielt er an, gab ihm Rede und Antwort und sagte „ich suche das Wasser des Lebens, denn mein Vater ist sterbendkrank.“ — „Weißt du auch wo das zu finden ist?“ — „Nein,“ sagte Prinz. „Weißt du dich betragen hast, wie sich's geziemt, nicht übermüthig wie deine falschen Brüder, so will ich dir Auskunft geben und dir sagen wie du zu dem Wasser des Lebens gelangst. Es quillt aus einem Brunnen in dem Hofe eines verwunschten Schlosses, aber du dringst nicht hinein, wenn ich dir nicht eine eiserne

Mute gebe und zwei Silberchen Brot. Mit der Mute schlug dreimal an das eiserne Thor des Schlafes, so wird es aufspringen: innerhalb liegen zwei Löwen, die den Mägen aufsperrten, wenn du aber jedem ein Brot hinreichst, so werden sie still und dann eile dich und hol von dem Wasser des Lebens bevor es zwölf schlägt, sonst schlägt das Thor wieder zu und du bist elngesperrt.“ Der Prinz dankte ihm, nahm die Mute und das Brot, und machte sich auf den Weg. Und als er anlangte, war alles so, wie der Riesen gesagt hatte. Das Thor sprang beim dritten Muteuschlag auf, und als er die Löwen mit dem Brot gestillt hatte, trat er in das Schlaf und kam in eine großen schönen Saal: darin saßen verwunschene Prinzen, denen zog er die Ringe vom Finger, dann lag da ein Schwert und ein Brot, das nahm er weg. Und weiter kam er in ein Zimmer, darin stand eine schöne Jungfrau, die freute sich als sie ihn sah, küßte ihn und sagte er hätte sie erlöst, und sollte ihr ganzes Reich haben, und wenn er in einem Jahre wieder käme, so sollte ihre Hochzeit gefeiert werden. Dann sagte sie ihm auch, wo der Brunnen wäre mit dem Lebenswasser, er mußte sich aber eilen und daraus schöpfen eh es zwölf schlägt. Da ging er weiter und kam endlich in ein Zimmer, das ein schönes reichgebedecktes Bett stand, und weil er müde war, wollte er erst ein wenig anrücken. Also legte er sich und schlief ein: als er erwachte, schlug es drei Viertel auf zwölf. Da sprang er ganz erschrocken auf, lief zu dem Brunnen und schöpfte daraus mit einem Becher, der daneben stand, und eilte daß er fortkam. Wie er eben zum eisernen Thor hinaus ging, da schlug's zwölf, und das Thor schlug so heftig zu, daß es ihm noch ein Stück von der Ferse wegnahm.

Er aber war froh daß er das Wasser des Lebens erlangt hatte, ging heimwärts und kam wieder an dem Riesen vorbei. Als dieser das Schwert und das Brot sah, sprach er „damit hast du großes Gut gewonnen, mit dem Schwert kannst du ganze Heere schlagen, das Brot aber laßt niemals ab.“ Der Prinz wollte ohne seine Bilder nicht zu dem Vater nach

Haus kommen und sprach „Nieber Zwerg, kannst du mir sagen, wo meine zwei Brüder sind? sie sind früher als nach dem Wasser des Lebens ausgezogen und sind nicht mehr dergelommen.“ — „Zwischen zwei Bergen stecken sie eingeschlossen,“ sprach der Zwerg, „dahin habe ich sie verwandelt weil sie so übermüthig waren.“ Da bat der Prinz so lange bis der Zwerg sie wieder los ließ, aber er warnte ihn und sprach „Hüte dich vor ihnen, sie haben ein böses Herz.“

Als seine Brüder kamen, freute er sich und erzählte ihnen wie es ihm ergangen wäre, daß er das Wasser des Lebens gefunden und einen Becher voll mitgenommen und ohne sich zu setzen den Prinzeßin eßst hätte, die wollte ein Jahr lang auf ihn warten, dann sollte Hochzeit gehalten werden, und er belägne ein großes Reich. Danach ritten sie zusammen fort und gerieten in ein Land, wo Hunger und Krieg war, und der König glaubte schon er müßte verderben, so groß war die Noth. Da kam der Prinz zu ihm und gab ihm das Brot, womit sein ganzes Reich speiste und sättigte; und dann gab ihm der Prinz auch das Schwert, damit schlug er die Heere seiner Feinde und konnte nun in Ruhe und Frieden leben. Da nahm der Prinz sein Brot und Schwert wieder zurük, und die beiden Brüder ritten weiter. Sie kamen aber noch in zwei Länder wo Hunger und Krieg herrschten, und da gab der Prinz dem Könige jedesmal sein Brot und Schwert, und hatte nun die Reiche gerettet. Und danach setzten sie sich auf ein Schiff, und fuhren übers Meer. Während der Fahrt da sprachen die beiden Ältesten unter sich „der Jüngste hat das Wasser des Lebens gefunden und wir nicht, dafür wird ihm unser Vater das Reich geben, das uns gebührt, und er wird unser Glück wegnehmen.“ Da wurden sie rachsüchtig und verabredeten miteinander daß sie ihn verderben wollten. Sie warteten bis er einmal eingeschlafen war, da gossen sie das Wasser des Lebens auf den Becher und nahmen es für sich, ihm aber gossen sie bloßes Meereswasser hinein.

Als sie nun daselbst ankamen, brachte der Jüngste die

kranken König seinen Becher, damit er daraus trinken und gesund werden sollte. Kaum aber hatte er ein wenig von dem bittern Meerwasser getrunken, so ward er noch kränker als zuvor. Und wie er darüber sannerte, kamen die beiden ältesten Söhne und klagten den Jüngsten an er hätte ihn vergiften wollen, sie brachten ihm das rechte Wasser des Lebens, und reichten es ihm. Kaum hatte er davon getrunken, so stieg er seine Krankheit verschwinden, und war stark und gesund wie in seinen jungen Tagen. Danach gingen die beiden zu dem Jüngsten, verspotteten ihn und sagten „du hast zwar das Wasser des Lebens gefunden, aber du hast die Willehe gehabt und wir den Lohn; du hättest Mörder sein und die Augen aufbehalten sollen, wir haben dir's genommen während du auf dem Meere eingeschlafen warst, und übers Jahr da holt sich einer von uns die schöne Königstochter. Aber hüte dich daß du nichts davon verräthst, der Vater glaubt dir doch nicht, und wenn du ein einziges Wort sagst, so sollst du noch obendrein dein Leben verlieren, schweigst du aber, so soll dir's geschenkt sein.“

Der alte König war zornig über seinen Jüngsten Sohn und glaubte er hätte ihm nach dem Leben getrachtet. Also ließ er den Hof versammeln und das Urtheil über ihn sprechen daß er heimlich sollte erschossen werden. Als der Prinz nun einmal auf die Jagd ritt und nichts Böses vermutete, mußte des Königs Jäger mitgehen. Draußen, als sie ganz allein im Wald waren, und der Jäger so traurig aussah, sagte der Prinz zu ihm „lieber Jäger, was fehlt dir?“ Der Jäger sprach „ich kann's nicht sagen und soll es doch.“ Da sprach der Prinz „sage heraus was es ist, ich will dir's verzeihen.“ — „Ach,“ sagte der Jäger, „ich soll Euch todschlehen, der König hat mir's befohlen.“ Da erschrak der Prinz und sprach „lieber Jäger, laß mich leben, da geb ich dir mein königliches Kleid, gib mir dafür dein schlechtes.“ Der Jäger sagte „das will ich gerne thun, ich hätte doch nicht nach Euch schlehen können.“ Da tauschten sie die Kleider, und der Jäger glug heim, der Prinz aber ging weiter in den Wald hinein.

Aber eine Zeit, da kamen zu dem alten König drei Weiber mit Gold und Edelsteinen für seinen jähigsten Sohn: sie waren aber von den drei Königen geschickt, die mit des Königs Schwert die Feinde geschlagen und mit seinem Blut ihre Väter ernährt hatten und die sich dankbar bezeigen wollten. Dachte der alte König „sollte mein Sohn unschuldig getötet sein?“ und sprach zu seinen Räten „wäre er noch am Leben, so thut mir's so leid, daß ich ihn habe töten lassen.“ „Er lebt noch,“ sprach der Jäger, „ich konnte es nicht mit dem Herz bringen Euren Befehl auszuführen,“ und sagte dem König, wie es zugegangen war. Da stieß dem König ein Stein in das Herz, und er stieß in allen Ritten verblühten, sein Sohn durfte wiederkommen und sollte in Thronen aufsteigen werden.

Die Königstochter aber ließ eine Straße vor ihrem Schloss machen, die war ganz golden und glänzend, und sagte ihren Räten, wer darauf geradewegs zu ihr geritten käme, das wäre der rechte, und den sollten sie ehelichen, wer aber daneben ritt, der wäre der rechte nicht, und den sollten sie auch nicht ehelichen. Als nun die Zeit daß herum war, dachte der alte König, er wollte sich eilen, zur Königstochter gehen und sich für ihr Erlöser ausgeben, da bekam er sie zur Gemahlin und ließ viel Geld daneben. Also ritt er fort, und als er vor das Schloss kam und die schöne goldene Straße sah, dachte er „das ist ein Jammer, wenn du darauf rittest,“ lenkte ab und ritt rechts nebenher. Wie er aber vor das Thor kam, sagten die Räte zu ihm, er wäre der rechte nicht, er sollte wieder fortgehen. Bald darauf machte sich der zweite Prinz auf, und wie er zur goldenen Straße kam, und das Pferd den einen Fuß darauf gesetzt hatte, dachte er „es wäre Jammer, das könnte etwas abtreten,“ lenkte ab und ritt links nebenher. Wie er aber vor das Thor kam, sagten die Räte, er wäre der rechte nicht, er sollte wieder fortgehen. Als nun die Zeit daß herum war, wollte der dritte aus dem Wald fort zu seiner Liebsten reiten und bei ihr sein Geld vergessen. Also mach

er sich auf, und dachte immer an sie und wäre gerne schon bei ihr gewesen, und sah die goldene Straße gar nicht. Da ritt sein Pferd mitten darüber hin, und als er vor das Thor kam, ward es aufgethon, und die Königstochter empfing ihn mit Freuden und sagte er wär ihr Erlöser und der Herr des Königreichs, und ward die Hochzeit gehalten mit großer Glückseligkeit. Und als sie vorbei war, erzählte sie ihm, daß sein Vater ihn zu sich entboten und ihn verzeihen hätte. Da ritt er hin und sagte ihm alles, wie seine Brüder ihn betrogen und er doch dazu geschwiegen hätte. Der alte König wollte sie strafen, aber sie hatten sich aufs Meer gesetzt und waren fortgeschifft und kamen ihr Leben lang nicht wieder.

28.

Doktor Unwissend.

Es war einmal ein armer Bauer Namens Krebs, der fuhr mit zwei Ochsen ein Fuder Holz in die Stadt und verkaufte es für zwei Thaler an einen Doktor. Wie ihm um das Geld angezahlt wurde, saß der Doktor gerade zu Tisch: da sah der Bauer wie er schön aß und trank, und das Herz glug ihm danach auf und er wäre auch gern ein Doktor gewesen. Also blieb er noch ein Weilchen stehen und fragte endlich ob er nicht auch könnte ein Doktor werden. „O ja,“ sagte der Doktor, „das ist bald geschehen.“ — „Was muß ich thun?“ fragte der Bauer. „Erstlich lauf dir ein Abzeichen, so ist das, wo vorn ein Hühnerhahn drin ist; zweitens mache deinen Wagen und deine zwei Ochsen zu Geld und schaff dir damit Kleider an, und was sonst zur Doktorei gehört; drittens laß dir ein Schild machen mit den Worten, 'ich bin der Doktor Unwissend', und laß das oben über deine Hausthür nageln.“ Der Bauer that alles, wie's ihm gehelken war. Als er nun ein wenig gedoktert hatte, aber noch nicht viel, ward einem reichen großen Herrn Geld gestohlen. Da ward ihm von dem Doktor Unwissend gesagt, der in dem und dem Dorfe wohnte und auch wissen mußte

wo das Geld hingekommen wäre. Also ließ der Herr sein Wagen aufspannen, fuhr hinaus ins Dorf und fragte bei ihm an ob er der Doktor Allwissend wäre? „Ja, der war's — „So sollte er mitgehen und das gestohlene Geld wieder beschaffen.“ — „O ja, aber die Grette, seine Frau, mußte auch mit.“ Der Herr war das zufrieden, und ließ sie beide den Wagen steigen, und sie fuhren zusammen fort. Als auf dem adeligen Hof kamen, war der Tisch gedeckt, da saß er erst mitessen. „Ja, aber seine Frau, die Grette, auch sagte er und setzte sich mit ihr hinter den Tisch. Wie der erste Bediente mit einem Schlüssel schönem Essen kam, stieß der Bauer seine Frau an und sagte „Grette, das bist du der erste,“ und meinte es wäre derjenige, welcher das erste Essen brachte. Der Bediente aber meinte er hätte das sagen wollen „das ist der erste Dieb,“ und weil er's nicht wirklich war, ward ihm angst, und er sagte draußen zu seinem Kameraden „der Doktor weiß alles, wir kommen selber auch er hat gesagt ich wäre der erste.“ Der zweite wollte nicht herein, er mußte aber doch. Wie er nun mit dem Schlüssel herein kam, stieß der Bauer seine Frau an, „Grette, das bist du der zweite.“ Dem Bedienten ward ebenfalls angst und er machte daß er hinaus kam. Dem dritten ging's nicht besser, der Bauer sagte wieder „Grette, das bist du der dritte.“ Der vierte mußte eine verdeckte Schlüssel herbeibringen, und der Herr sprach zum Doktor er sollte seine Kunst zeigen und raten was darunter läge; es waren aber Krebse. Der Bauer sah die Schlüssel an, rief nicht wie er sich helfen sollte und sprach „ach, ich armer Krebs!“ Wie der Herr das hörte, rief er „da, er weiß es, nun weiß er auch wer das Geld hat.“ Dem Bedienten aber ward gewaltig angst und er blitzte dem Doktor an, er möchte einmal heraus kommen. Wie er nun hinaus kam, gestanden sie ihm alle viere sie hätten das Geld gestohlen: sie wollten's ja gerne heraus geben ihm, ihm eine schwere Summe dazu, wenn er sie nicht verrathen wollte: es ginge ihnen sonst an den Hals. Sie schrien ihm

auch hin, wo das Geld versteckt lag. Damit war der Doktor zufrieden, ging wieder hinein, setzte sich an den Tisch, und sprach „Herr, nun will ich in meinem Buch suchen wo das Geld steckt.“ Der klinkte Bediente aber kroch in den Ofen und wollte hören ob der Doktor noch mehr klinkte. Der saß aber und schlug sein Abrechen auf, blätterte hin und her und suchte den Wülfshahn. Weil er ihn nicht gleich finden konnte, sprach er „du bist doch darin und mußt auch herans.“ Da glaubte der im Ofen er wäre gemeint, sprang voller Schrecken heraus und rief „der Mann weiß alles.“ Nun zeigte der Doktor Muthwillend dem Herrn wo das Geld lag, sagte aber nicht wer's gestohlen hatte, bekam von beiden Seiten viel Geld zur Belohnung, und ward ein berühmter Mann.

99.

Der Geist im Glas.

Es war einmal ein armer Holzhacker, der arbeitete vom Morgen bis in die späte Nacht. Als er sich endlich etwas Geld zusammen gespart hatte, sprach er zu seinem Jungen „du bist mein einziges Kind, ich will das Geld, das ich mit so manchem Schwelß erworben habe, zu deinem Unterricht anwenden; lerne du etwas rechtschaffenes, so laußt du mich im Alter er-
 führen, wenn meine Glieder steif geworden sind, und ich da-
 ein sitzen muß.“ Da ging der Junge auf eine hohe Schule und lernte fleißig, so daß ihn seine Lehrer rühmten, und blieb
 eine Zeit lang dort. Als er ein paar Schulen durchgelernt
 hatte, doch aber noch nicht in allem vollkommen war, so war
 es bishen Armut, das der Vater erworben hatte, drauf ge-
 gangen, und er mußte wieder zu ihm heimkehren. „Ach,“
 sprach der Vater betrübt, „ich kann dir nichts mehr geben und
 du in der theuren Zeit auch keinen Heller mehr verdienen
 als das lässliche Brod.“ — „Lieber Vater,“ antwortete der
 Sohn, „machst Euch darüber keine Gedanken, wenn's Gottes
 Wille also ist, so wird's zu meinem Besten anschlagen; ich
 will mich schon drein schalten.“ Als der Vater hinaus in den

Wald wollte, um etwas am Walterholz (am Zuhauen und Ausrichten) zu verdienen, so sprach der Sohn „ich will mit Euch gehen und Euch helfen.“ — „Na, mein Sohn,“ sagte der Vater, „das sollte dir beschwerlich an kommen, du bist an harte Arbeit nicht gewöhnt, du hältst das nicht aus; ich habe auch nur eine Axt und kein Geld übrig, um noch eine zu kaufen.“ — „Geht mir zum Nachbar,“ antwortete der Sohn, „der leiht Euch seine Axt so lange, bis ich mir selbst eine verdient habe.“

Da borgte der Vater beim Nachbar eine Axt, und am andern Morgen, bei Anbruch des Tags, gingen sie zusammen hinaus in den Wald. Der Sohn half dem Vater und war ganz nimmer und frisch dabei. Als nun die Sonne über ihnen stand, sprach der Vater „wir wollen rasten und Mittag halten, hernach geht's noch einmal so gut.“ Der Sohn nahm sein Brot in die Hand und sprach „ruht Euch nur aus, Vater, ich bin nicht müde, ich will in dem Wald ein wenig auf und abgehen und Vogelnester suchen.“ — „O du Geck,“ sprach der Vater „was willst du da herum laufen, hernach bist du müde und kannst den Arm nicht mehr aufheben; bleib hier und setze dich zu mir.“

Der Sohn aber ging in den Wald, aß sein Brot, war ganz frisch und sah in die grünen Zweige hinein, ob er etwan ein Nest entdeckte. So ging er hin und her, bis er endlich zu einer großen gefährlichen Eiche kam, die gewiß schon viele hundert Jahre alt war und die keine fünf Menschen umspannt hätten. Er blieb stehen und sah sie an und dachte „es muß doch mancher Vogel sein Nest hinein gebaut haben. Da dachte ihm auf einmal als hörte er eine Stimme. Er horchte und vernahm wie es mit so einem recht dumpfen Ton rief „laß mich herans, laß mich herans.“ Er sah sich rings um, konnte aber nichts entdecken, doch es war ihm als ob die Stimme unten aus der Erde hervor käme. Da rief er „wo bist du?“ Die Stimme antwortete „ich stecke da unten bei den Eichenwurzeln. Laß mich herans, laß mich herans.“ Der Schüler sang

an unter dem Baum aufzuräumen und bei den Wurzeln zu suchen, bis er endlich in einer kleinen Höhlung eine Glasflasche entdeckte. Er hob sie in die Höhe und hielt sie gegen das Licht, da sah er ein Ding, gleich einem Frosch gefasst, das sprang darin auf und nieder. „Laß mich heraus, laß mich heraus,“ rief's von neuem, und der Schüler, der an nichts Böses dachte, nahm den Pfropfen von der Flasche ab. Alsobald fleg ein Geist heraus und fing an zu wachsen, und wuchs so schnell, daß er in wenigen Augenblicken als ein entsetzlicher Rerl, so groß wie der holbe Baum, vor dem Schüler stand. „Weißt du,“ rief er mit einer furchterlichen Stimme, „was dein Lohn dafür ist, daß du mich heraus gelassen hast?“ — „Nein,“ antwortete der Schüler ohne Furcht, „wie soll ich das wissen?“ — „So will ich dir's sagen,“ rief der Geist, „den Hals muß ich dir dafür brechen.“ — „Das hättest du mir früher sagen sollen,“ antwortete der Schüler, so hätte ich dich stecken lassen; mein Kopf aber soll vor dir wohl feststehen, da müssen mehr Leute gefragt werden.“ — „Mehr Leute hin, mehr Leute her,“ rief der Geist, „deinen verdienten Lohn den sollst du haben. Denkst du, ich wäre aus Gnade da so lange Zeit eingeschlossen worden, nein, es war zu meiner Strafe; ich bin der großmächtige Merkurius, wer mich losläßt, dem muß ich den Hals brechen.“ — „Gachte,“ antwortete der Schüler, „so geschwind geht das nicht, erst muß ich auch wissen, daß du wirklich in der kleinen Flasche gefessen hast und daß du der rechte Geist bist; sonstst du auch wieder blueln, so will ich's glauben, und dann magst du mit mir aufzogen was du willst.“ Der Geist sprach von Hochmunt „das ist eine geringe Kunst,“ zog sich zusammen und machte sich so dünn und klein, wie er anfangs gewesen war, also daß er durch dieselbe Öffnung und durch den Hals der Flasche wieder blueln troch. Kaum aber war er darin, so drückte der Schüler den abgezogenen Pfropfen wieder auf und warf die Flasche unter die Eichwurzeln an ihren alten Platz, und der Geist war betrogen.

Nun wollte der Schüler zu seinem Vater zurückgehen, aber

der Geist rief ganz lässlich „ach, laß mich doch herans, laß mich doch herans.“ — „Nein,“ antwortete der Schüler, „zum zweitenmal nicht: wer mir einmal nach dem Leben gestrebt hat, den laß ich nicht los, wenn ich ihn wieder eingefangen habe.“ — „Wenn du mich frei machst,“ rief der Geist, „so will ich dir so viel geben, daß du dein Leben genug hast.“ — „Nein,“ antwortete der Schüler, „du wirst mich betriegen wie das erste Mal.“ — „Du verscherzest dein Glück,“ sprach der Geist, „ich will dir nichts thun, sondern dich reichlich belohnen.“ Der Schüler dachte „ich will's wagen, vielleicht hält er Wort, und aufhoben soll er mir doch nichts.“ Da nahm er den Pfropfen ab, und der Geist stieg wie das vorige Mal herans, dehnte sich auszuwachen, und ward groß wie ein Riese. „Nun sollst du deinen Lohn haben,“ sprach er, und reichte dem Schüler einen kleinen Lappen, ganz wie ein Pflaster, und sagte „wenn du mit dem einen Ende eine Wunde bestreichst, so heilt sie: und wenn du mit dem andern Ende Stahl und Eisen bestreichst, so wird es in Silber verwandelt.“ — „Das muß ich erst versuchen,“ sprach der Schüler, ging an einen Baum, ritzte die Wunde mit seiner Art und bestrich sie mit dem einen Ende des Pflasters: alsbald schloß sie sich wieder zusammen und war geheilt. „Nun, es hat seine Nützlichkeit,“ sprach er zum Geist, „jetzt können wir uns trennen.“ Der Geist dankte ihm für seine Erlösung, und der Schüler dankte dem Geist für sein Geschenk und ging zurück zu seinem Vater.

„Wo bist du herum gelaufen?“ sprach der Vater, „warum hast du die Arbeit vergessen? Ich habe es ja gleich gesagt daß du nichts zustande bringen wirst.“ — „Gebt Euch zurück, Vater, ich will's nachholen.“ — „Ja nachholen,“ sprach der Vater zornig, „das hat keine Art.“ — „Habt acht, Vater, den Baum da will ich gleich umhauen, daß er krachen soll.“ Da nahm er sein Pflaster, bestrich die Art damit und that einen gewaltigen Streich: aber weil das Eisen in Silber verwandelt war, so legte sich die Schmelde um. — „El, Vater,

seht einmal, was habt Ihr mir für eine schlechte Art gegeben, die ist ganz schief geordnet.“ Da erschrak der Vater und sprach „ach, was hast du gemacht! nun muß ich die Art bezahlen und weiß nicht womit; das ist der Nutzen, den ich von deiner Arbeit habe.“ — „Werdet nicht böse,“ antwortete der Sohn, „die Art will ich schon bezahlen.“ — „O, du Dummbart,“ rief der Vater, „wovon willst du sie bezahlen? du hast nichts als was ich dir gebe; das sind Studentenkünste, die dir im Kopf stecken, aber vom Holzhaden hast du keinen Verstand.“

Über ein Weilehen sprach der Schüler „Vater, ich kann doch nichts mehr arbeiten, wir wollen lieber Festerabend machen.“ — „Ei was,“ antwortete er, „mußt du ich sollte die Hände in den Schoß legen wie du? Ich muß noch schaffen, du kannst dich aber heim paden.“ — „Vater, ich bin zum erstenmal hier in dem Wald, ich weiß den Weg nicht allein, geht doch mit mir.“ Weil sich der Horn gelegt hatte, so ließ der Vater sich endlich bereden und ging mit ihm heim. Da sprach er zum Sohn „geh und verkauf die verschändete Art und sieh zu was du dafür kriegst; das übrige muß ich verdienen, um sie dem Nachbar zu bezahlen.“ Der Sohn nahm die Art und trug sie in die Stadt zu einem Goldschmied, der probierte sie, legte sie auf die Wage und sprach „sie ist vierhundert Thaler wert, so viel habe ich nicht bar.“ Der Schüler sprach „gebt mir was Ihr habt, das übrige will ich Euch borgen.“ Der Goldschmied gab ihm dreihundert Thaler und blieb einhundert schuldig. Darauf ging der Schüler heim und sprach „Vater, ich habe Geld, geht und fragt was der Nachbar für die Art haben will.“ Das weiß ich schon,“ antwortete der Alte, „einen Thaler, sechs Groschen.“ — „So gebt ihm zwei Thaler zwölf Groschen, das ist das Doppelte und ist genug; seht Ihr, ich habe Geld im Überflus,“ und gab dem Vater einhundert Thaler und sprach „es soll Euch niemals fehlen, lebt noch Eurer Bequemlichkeit.“ — „Mein Gott,“ sprach der Alte, „wie bist du zu dem Reichthum gekommen?“ Da erzählte er ihm wie alles zugegangen wäre und wie er im Vertrauen auf sein Glück einen

so reichen Gang gethan hätte. Mit dem übrigen Geld zog er wieder hin auf die hohe Schule, und lernte weiter, weil er mit seinem Pflaster alle Wunden heilen konnte, und er der berühmteste Doctor auf der ganzen Welt.

100.

Des Teufels ruhiger Bruder.

Ein abgedankter Soldat hatte nichts zu leben und zu sich nicht mehr zu heissen. Da ging er hinaus in den Wald und als er ein Weischen gegangen war, begegnete ihm kleines Mäunchen, das war aber der Teufel. Das Männlein sagte zu ihm „was fehlt dir? du siehst ja so trübseelig an.“ Da sprach der Soldat „ich habe Hunger aber kein Geld.“ Teufel sagte „wilst du dich bei mir vermiethen und mein Diener sein, so sollst du für dein Verlohn genug haben; sieben Tage sollst du mir dienen, hernach bist du wieder frei. Aber ich sag ich dir, du darfst dich nicht waschen, nicht kämmen, nicht schneipen, keine Nägel und Haare abschneiden und kein Wasser aus den Augen wischen.“ Der Soldat sprach „freich du wenn's nicht anders sein kann,“ und ging mit dem Männlein fort, das führte ihn geradeswegs in die Hölle hinein. Da sagte es ihm was er zu ihm hätte: er mußte das Feuer schüren unter den Kesseln, wo die Höllebraten drin kochten, Haus rein halten, den Stehdreß hinter die Thüre tragen überall auf Ordnung sehen; aber durfte er ein einziges Mal in die Kessel hinein, so würde es ihm schlimm ergehen. Der Soldat sprach „es ist gut, ich will's schon besorgen.“ Da kam der alte Teufel wieder hinaus auf seine Wanderschaft, der Soldat trat seinen Dienst an, legte Feuer zu, trug den Stehdreß hinter die Thüre, alles wie es befohlen war. Wie der alte Teufel wieder kam, sah er nach ob alles geschehen war, zeigte sich zufrieden und ging zum zweiten Mal fort. Der Soldat schaute sich nun einmal recht an, da sahen die Kessel ruhig herum in der Hölle, und war ein gewisses Feuer darunter, und es leuchte und bräutelte darin.

hätte ihr sein Leben gerne hinhingeschaut, wenn es ihm der Teufel nicht so streng verboten hätte: endlich konnte er sich nicht mehr anhalten, hob vom ersten Kessel ein Klein bißchen den Deckel auf und guckte hinein. Da sah er seinen ehemaligen Unteroffizier darin sitzen: „aha, Vogel,“ sprach er, „treff ich dich hier? du hast mich gehabt, jetzt hab ich dich,“ ließ geschwind den Deckel fallen, schloßte das Feuer und legte noch selch zu. Danach ging er zum zweiten Kessel, hob ihn auch ein wenig auf und guckte, da saß sein Gährtich dar: „aha, Vogel, treff ich dich hier? du hast mich gehabt, jetzt hab ich dich,“ machte den Deckel wieder zu und trug noch einen Klotz herbei, der sollte ihm erst recht heiß machen. Nun wollte er auch sehen wer im dritten Kessel saß, da war's gar ein General: „aha, Vogel, treff ich dich hier? du hast mich gehabt, jetzt hab ich dich,“ holte den Blasbaß und ließ das Höllefeuer recht unter ihm flackern. Also that er sieben Jahre seinen Dienst in der Hölle, wusch sich nicht, kämmt sich nicht, schuippte sich nicht, schnitt sich die Nägel und Haare nicht und wusch sich kein Wasser aus den Augen; und die sieben Jahre waren ihm so kurz, daß er meinte, es wäre nur ein halbes Jahr gewesen. Als nun die Zeit vollends herum war, kam der Teufel und sagte „nun, Hans, was hast du gemacht?“ — „Ich habe das Feuer unter den Kesseln geschürt, ich habe gekocht und den Mehrtrock hinter die Thüre getragen.“ — „Aber du hast auch in die Kessel geguckt; dein Glück ist, daß du noch Holz zugelegt hast, sonst war dein Leben verloren; jetzt ist deine Zeit herum, willst du wieder gehen?“ — „Ja,“ sagte der Soldat, „ich wollt auch gerne sehen was mein Vater dahelzu macht.“ Sprach der Teufel „darum dein verdientes Lohn kriegst, geh und nimm dir deinen Mantel voll Mehrtrock und nimm's mit nach Haus. Du sollst auch gehen ungekämmt und ungeföhmt, mit langen Haaren am Kopf und am Bart, mit ungeschullenen Nägeln und mit trübten Augen, und wenn du gefragt wirst, woher du kämst, sollst du sagen ‚aus der Hölle‘, und wenn du gefragt wirst, wer du bist, sollst du sagen ‚des

Teufels ruhiger Bruder und mein König auch. Der Soldat schwieg still und that was der Teufel sagte, aber er war mit seinem Lohn gar nicht zufrieden.

Sobald er nun wieder oben im Wald war, hob er seinen Stangen von Mücken und wollte ihn anschlitten: wie er ihn aber öffnete, so war der Rethdreck purer Gold geworden. „Das hätte ich mir nicht gedacht“ sprach er, war vergnügt und ging in die Stadt hinein. Vor dem Wirthshaus stand der Wirt, und wie ihn der herankommene sah, erschrak er, weil Hans so euseflich ansah, ärger als eine Bogelscheuche. Er rief ihn an und fragte „woher kommst du?“ — „Aus der Hölle.“ — „Wer bist du?“ — „Dem Teufel sein ruhiger Bruder, und mein König auch.“ Nun wollte der Wirt ihn nicht einlassen, wie er ihn aber das Gold zeigte, ging er und Mücke selber die Thüre auf. Da ließ sich Hans die beste Stube geben und köstlich answarten, aß und trank sich satt, wusch sich aber nicht und kämmte sich nicht, wie ihm der Teufel geheißen hatte und legte sich endlich schlafen. Dem Wirt aber stand der Stangen voll Gold vor Augen und ließ ihn keine Ruhe, bis er in der Nacht heimlich und ihn wegstahl.

Wie nun Hans am andern Morgen aufstand, den Wirt bezahlen und weiter gehen wollte, da war sein Stangen weg. Er sagte sich aber kurz, dachte, „du bist ohne Schuld unmöglich gewesen,“ und kehrte wieder hin, geradezu in die Hölle: da klagte er dem alten Teufel seine Noth und bat ihn um Hilfe. Der Teufel sagte „siehe dich, ich will dich waschen, kämmen, schuppen, die Haare und Nägel schneiden und die Augen auswischen,“ und als er mit ihm fertig war, gab er ihm den Stangen wieder voll Rethdreck und sprach „geh hin, und sage dem Wirt er sollte dir dein Gold wieder herausgeben, sonst will ich kommen und ihn abhaken, und er sollte an deinem Platz das Feuer schüren.“ Hans ging hinaus und sprach zum Wirt „du hast mein Gold gestohlen, gibst du's nicht wieder, so kommst du in die Hölle an meinen Platz, und sollst aus sehen so greulich wie ich.“ Da gab ihm der Wirt das Gold

und noch mehr dazu, und hat ihn mir sich davon zu sein; und Hans war nun ein reicher Mann.

Hans machte sich auf den Weg heim zu seinem Vater, kaufte sich einen schlechten Pflaumenkittel an den Leib, ging herum und machte Musik, denn das hatte er beim Teufel in der Hölle gelernt. Es war aber ein aller König im Land, vor dem mußte er spielen, und der geriet darüber in solche Freude, daß er dem Hans seine älteste Tochter zur Ehe versprach. Als die aber hörte daß sie so einen gemeinen Kerl im weißen Kittel heiraten sollte, sprach sie „ich ich das thät, wollt ich lieber ins tiefste Wasser gehen.“ Da gab ihm der König die klügste, die wolst's ihrem Vater zuliebe gerne thun; und also bekam des Teufels ruffiger Brender die Königstochter und als der alte König gestorben war auch das ganze Reich.

101.

Der Wärenhüter,

Es war einmal ein junger Kerl, der ließ sich als Soldat anwerben, hielt sich tapfer und war immer der vorderste, wenn es blane Wohnen regnete. So lange der Krieg dauerte, ging alles gut, aber als Friede geschlossen war, erhielt er seinen Abschied, und der Hauptmann sagte er könnte gehen wohin er wollte. Seine Eltern waren tot, und er hatte keine Heimat mehr, da ging er zu seinen Brüdern und bat sie möchten ihm so lange Unterhalt geben bis der Krieg wieder ausbräche. Die Brüder aber waren hartherzig und sagten „was sollen wir mit dir? wir können dich nicht brauchen, sieh zu wie du dich durchschlägst.“ Der Soldat hatte nichts übrig als sein Gewehr, das nahm er auf die Schulter und wollte in die Welt gehen. Er kam an eine große Haide, auf der nichts zu sehen war als ein Ring von Bäumen; darunter setzte er sich ganz traurig nieder und sann über sein Schicksal nach. „Ich habe kein Geld,“ dachte er, „ich habe nichts gelernt als das Kriegshandwerk, und jetzt weil Friede geschlossen ist, brauchen sie mich

nicht mehr; ich sehe vorans ich muß verhungern.“ Auf einmal hörte er ein Branseln, und wie er sich umsah, stand ein unbekannter Mann vor ihm, der einen gelben Rock trug, recht stattlich aussah, aber einen garstigen Pferdeschuh hatte. „Ich weiß schon was dir fehlt,“ sagte der Mann, „Geld und Gut sollst du haben, so viel du mit aller Gewalt durchbringen kannst, aber ich muß zuvor wissen ob du dich nicht fluchtest damit ich mein Geld nicht umsonst ausgebe.“ — „Ein Soldat und Furcht, wie paßt das zusammen?“ antwortete er, „du kannst mich auf die Probe stellen.“ — „Wohlan,“ antwortete der Mann, „schau hinter dich.“ Der Soldat kehrte sich um und sah einen großen Bär, der brummend auf ihn zutratte. „Oho,“ rief der Soldat, „dich will ich an der Nase fassen, daß dir die Lust zum Brummen vergehen soll,“ legte an und schoss den Bär auf die Schwanz, daß er zusammenfiel und sich nicht mehr regte. „Ich sehe wohl,“ sagte der Fremde, „daß dir's an Mut nicht fehlt, aber es ist noch eine Bedingung dabel, die mußt du erfüllen.“ — „Wenn mir's an meiner Geselligkeit nicht schadet,“ antwortete der Soldat, der wohl merkte wen er vor sich hatte, „sonst laß ich mich auf nichts ein.“ — „Das wirst du selber sehen,“ antwortete der Grillnack, „du darfst in den nächsten sieben Jahren dich nicht waschen, dir Bart und Haare nicht kämmen, die Nägel nicht schneiden und kein Vaterunser beten. Dann will ich dir einen Rock und Mantel geben, den mußt du in dieser Zeit tragen. Sterbst du in diesen sieben Jahren, so bist du mein, bleibst du aber leben, ja bist du frei und bist reich dazu alle dein Lebtag.“ Der Soldat dachte an die große Noth, in der er sich befand, und da er so oft in den Tod gegangen war, wollte er es auch jetzt wagen und willigte ein. Der Teufel zog den gelben Rock aus, reichte ihn dem Soldaten hin und sagte, „wenn du den Rock an deinem Leibe hast und in die Tasche greiffst, so wirst du die Hand immer voll Geld haben.“ Dann zog er dem Bären die Haut ab und sagte „das soll dein Mantel sein und auch dein Bett, denn darauf mußt du schlafen und darfst in

sein anderes Bett kommen. Und dieser Tracht wegen sollst du Wärenhändler helfen.“ Hieraus verschwand der Tensel.

Der Sadat jag den Dieb an, griff gleich in die Tasche und fand daß die Sache ihre Wichtigkeit hatte. Dann hing er die Wärenhaut um, ging in die Bett, war guter Dinge und unterließ nichts was ihm wohl und dem Gelde wehe that. Im ersten Jahr ging es noch selbstlich, aber in dem zweiten sah er schon aus wie ein Ungeheuer. Das Haar bedeckte ihm fast das ganze Gesicht, sein Bart gleich einem Stiel grobem Filzbusch, seine Finger hatten Krallen, und sein Gesicht war so mit Schmutz bedeckt, daß wenn man Presse hinein gesät hätte, sie aufgegangen wäre. Wer ihn sah, lief fort, weil er aber aller Orten den Krimen Geld gab, damit sie für ihn beteten daß er in den sieben Jahren nicht stirbe, und weil er alles gut bezahlte, so erhielt er doch immer noch Herberge. Im vierten Jahr kam er in ein Wirtshaus, da wollte ihn der Wirt nicht aufnehmen und wollte ihm nicht einmal einen Platz im Stall anweisen, weil er fürchtete seine Pferde würden schen werden. Nach als der Wärenhändler in die Tasche griff und eine Handvoll Dukatn herausholte, saß ließ der Wirt sich erweichen, und gab ihm eine Stube im Hintergebäude; doch mußte er versprechen sich nicht sehen zu lassen, damit sein Haus nicht in bösen Ruf käme.

Als der Wärenhändler abends allein saß und von Herzen wünschte daß die sieben Jahre herin wären, so hörte er in einem Nebenzimmer ein lautes Jammern. Er hatte ein mitleidiges Herz, öffnete die Thüre und erblickte einen alten Mann, der heftig weinte und die Hände über dem Kopf zusammen schlug. Der Wärenhändler trat näher, aber der Mann sprang auf und wollte entfliehen. Endlich, als er eine menschliche Stimme vernahm, ließ er sich bewegen, und durch freundliches Zureden brachte es der Wärenhändler dahin, daß er ihm die Ursache seines Kummers offenbarte. Sein Vermögen war nach und nach geschwunden, er und seine Töchter mußten darben, und er war so arm, daß er den Wirt nicht einmal bezahlen

konnte und ins Gefängnis sollte gesetzt werden. „Wenn Ihr weiter keine Sorge habt,“ sagte der Wärenhändler, „Geld habe ich genug.“ Er ließ den Blei herbeikommen, bezahlte ihn und steckte dem Unglücklichen noch einen Beutel voll Gold in die Tasche.

Als der alte Mann sich aus seinen Sorgen erlöst sah, wünschte er nicht wohnt er sich dankbar beweisen sollte. „Komm mit mir,“ sprach er zu ihm „viele Töchter sind Wunder von Schönheit, wähle dir eine davon zur Frau. Wenn sie hört was du für mich gethan hast, so wird sie sich nicht weigern. Du siehst freilich ein wenig seltsam aus, aber sie wird dich schon wieder in Ordnung bringen.“ Dem Wärenhändler gefiel das wohl und er ging mit. Als ihn die älteste erblickte, entsetzte sie sich so gewaltig vor seinem Aussehen, daß sie aufschrie und fort lief. Die zweite blieb zwar stehen und betrachtete ihn, von Kopf bis zu Füßen, dann aber sprach sie „wie kann ich einen Mann nehmen, der keine menschliche Gestalt mehr hat? Da gefiel mir der rasierte Wär noch besser, der einmal hier zu sehen war und sich für einen Menschen ausgab, der hatte doch einen Nasenrings an und weiße Handschuhe. Wenn er nur häßlich wäre, so könnte ich mich an ihn gewöhnen.“ Die jüngste aber sprach „Aber Vater, das muß ein guter Mann sein, der Euch aus der Not geholfen hat, habt Ihr ihm dafür eine Braut versprochen, so muß Euer Wort gehalten werden.“ Es war schade, daß das Gesicht des Wärenhändlers von Schmutz und Haaren bedeckt war, sonst hätte man sehen können wie ihm das Herz im selben Augenblicke, als er diese Worte hörte. Er nahm einen Ring von seinem Finger, broch ihn entzwei und gab ihr die eine Hälfte, die andere behielt er für sich. In ihre Hälfte aber schrieb er seinen Namen und in seine Hälfte schrieb er ihren Namen und bat sie ihr Stillet gut aufzuheben. Hierauf nahm er Abschied und sprach „ich muß noch drei Jahre wandern, komm ich aber nicht wieder, so bist du frei, weiß ich dann tot bin. Bitte aber Gott daß er mir das Leben erhöt.“

Die arme Brant Kleidete sich ganz schwarz, und wenn sie an ihren Bräutigam dachte, so kamen ihr die Thränen in die Augen. Von ihren Schwestern ward ihr nichts als Hohn und Spott zu theil. „Nimm dich in acht,“ sprach die älteste, „wenn du ihm die Hand reichst, so schlägt er dir mit der Tazze darauf.“ — „Süßte dich,“ sagte die zweite, „die Vären lieben die Silzigkeit, und wenn du ihm gefällst, so reißt er dich auf.“ — „Du mußt mir immer seinen Willen thun,“ hieß die älteste wieder an, „sonst schlägt er an zu brümmen.“ Und die zweite that fort, „aber die Hochzeit wird lustig sein, Vären die tanzen gut.“ Die Brant schloß sich still und ließ sich nicht irre machen. Der Värenhändler aber zog in der Welt herum, von einem Ort zum andern, that Gutes, wo er konnte und gab den Armen reichlich, damit sie für ihn beteten. Endlich als der letzte Tag von den sieben Jahren anbrach, ging er wieder hinaus auf die Halde und setzte sich unter den Ring von Bäumen. Nicht lange, so sauste der Wind, und der Teufel stand vor ihm und blickte ihn verdrehtlich an; dann warf er ihm den alten Rock hin und verlangte seinen grünen zuwet. „So weit sind wir noch nicht,“ antwortete der Värenhändler, „erst sollst du mich reinigen.“ Der Teufel mochte wollen oder nicht, er mußte Wasser holen, den Värenhändler abwaschen, ihm die Haare kämmen und die Nägel schneiden. Hierauf sah er wie ein tapferer Kriegermann aus und war viel schöner als je vorher.

Als der Teufel glücklich abgezogen war, so war es dem Värenhändler ganz leicht ums Herz. Er ging in die Stadt, that einen prächtigen Sammetrock an, setzte sich in einen Wagen mit vier Schimmeln bespannt und fuhr zu dem Hans seiner Brant. Niemand erkannte ihn, der Vater hielt ihn für einen vornehmen Gethobrist und führte ihn in das Zimmer, wo seine Töchter saßen. Er mußte sich zwischen den beiden ältesten niederlassen: sie schenkten ihm Wein ein, legten ihm die besten Witten vor und meinten, sie hätten keinen schönern Mann auf der Welt gesehen. Die Brant aber sah in schwarzem Kleide ihm gegenüber, sching die Augen nicht auf und sprach kein

Wort. Als er endlich den Vater fragte, ob er ihm eine
 ner Tochter zur Frau geben wolle, so sprangen die be-
 ältesten auf, liefen in ihre Kammer und wählten prächtige
 der anziehen, denn eine Jede bildete sich ein sie wäre die A-
 erwählte. Der Fremde, sobald er mit seiner Braut allein
 holte den halben Ring hervor und warf ihn in einen Be-
 mit Wein, den er ihr über den Tisch reichte. Sie nahm
 on, aber als sie getrunken hatte und den halben Ring
 dem Grund legen fand, so schlug ihr das Herz. Sie h-
 die andere Hälfte, die sie an einem Wand um den Hals
 hielt sie daran, und es zeigte sich daß beide Teile vollkom-
 zu einander paßten. Da sprach er „Ich bin dein verlorbter Br-
 tiggam, den du als Wärenhäuter gesehen hast, aber durch G-
 tes Gnade habe ich meine menschliche Gestalt wieder erhalt
 und bin wieder rein geworden.“ Er ging auf sie zu, u-
 armte sie und gab ihr einen Kuß. Indem kamen die beid-
 Schwestern in vollem Witz herein, und als sie sahen daß
 schöne Mann der jüngsten zu Theil geworden war, und hör-
 daß das der Wärenhäuter war, liefen sie voll Horn und R-
 hinaus; die eine ersäufte sich im Brunn, die andere erh-
 sich an einem Baum. Am Abend klopfte jemand an
 Thüre, und als der Bräutigam öffnete, so war's der Tei-
 im gelben Rock, der sprach „steht du, nun habe ich 3
 Seelen für deine eint.“

102.

Der Baumkönig und der Wär.

Zur Sommerzeit gingen einmal der Wär und der W-
 im Wald spazieren, da hörte der Wär so schönen Gesang v-
 einem Vogel, und sprach „Bruder Wolf, was ist das f-
 ein Vogel, der so schön singt?“ — „Das ist der König
 Vögel,“ sagte der Wolf, „vor dem müssen wir uns neigen
 es war aber der Baumkönig. „Wenn das ist,“ sagte
 Wär, „so möchte ich auch gerne seinen königlichen Besuch seh-
 kann und führe mich hin.“ — „Das geht nicht so, wie

meinst," sprach der Wolf, „du mußt warten bis die Frau Königin kommt." Bald darauf kam die Frau Königin und hatte Futter im Schnabel, und der Herr König auch, und wollten ihre Jungen äßen. Der Wär wäre gerne um gleich hinterdrein gegangen, aber der Wolf hielt ihn am Armel und sagte „nein, du mußt warten bis Herr und Frau Königin wieder fort sind." Also nahmen sie das Loch in acht, wo das Nest stand, und trabten wieder ab. Der Wär aber hatte keine Ruhe, wollte den königlichen Palast sehen, und ging nach einer kurzen Weile wieder vor. Da waren König und Königin richtig ausgeflogen: er guckte hinein und sah fünf oder sechs Junge, die lagen darin. „Ist das der königliche Palast?" rief der Wär, „das ist ein erbärmlicher Palast! Ihr seid auch keine KönigsKinder, ihr seid unehrliche Kinder." Wie das die jungen Baunkönige hörten, wurden sie gewaltig böse, und schrien „nein, das sind wir nicht, unsere Eltern sind ehrliche Leute; Wär, das soll angemacht werden mit dir." Dem Wär und dem Wolf ward angst, sie lehrten ihn und setzten sich in ihre Höhlen. Die jungen Baunkönige aber schrien und lärmten fort, und als ihre Eltern wieder Futter brachten, sagten sie, „wir riechen kein Fliegenbelachen an, und sollten wir verhungern, bis ihr erst angemacht habt ob wir ehrliche Kinder sind oder nicht: der Wär ist dagesewen, und hat uns gescholten." So sagte der alte König „seid nur ruhig, das soll angemacht werden." Flog darauf mit der Frau Königin dem Wären vor seine Höhle und rief hinein „alter Brummbar, warum hast du meine Kinder gescholten? das soll dir übel bekommen, das wollen wir in einem blutigen Krieg ausmachen." Also war dem Wären der Krieg angekündigt, und ward alles vierfüßige Getier berufen, Ochs; Esel, Pferd, Storch, Aech, und was die Erde sonst alles trägt. Der Baunkönig aber berief alles was in der Luft fliegt; nicht allein die Vögel groß und klein, sondern auch die Wicken, Spinnweben, Bielen und Fliegen mußten herbei.

Als nun die Zeit kam, wo der Krieg angehen sollte, da

schickte der Zaunkönig Kundschafter aus, wer der koman-
dierende General des Feindes wäre. Die Mücke war die
Listigste von allen, schwärmte im Wald, wo der Feind sich
versammelte, und setzte sich endlich unter ein Blatt auf den
Baum, wo die Parole ausgegeben wurde. Da stand der
Wär, rief den Fuchs vor sich und sprach „Fuchs, du bist der
schlaueste unter allem Völkern, du sollst General sein, und uns
anführen.“ — „Gut,“ sagte der Fuchs, „aber was ihr Be-
fehlen wollen wir befehlen?“ Niemand wußte es. Da sprach
der Fuchs „ich habe einen schönen langen birschigen Schwanz,
der sieht aus fast wie ein roter Federbusch; wenn ich den
Schwanz in die Höhe halte, so geht die Sache gut, und
ihr müßt darauf los marschieren: laß ich ihn aber herunter-
hängen, so lauft was ihr könnt.“ Als die Mücke das gehört
hatte, flog sie wieder heim und berichtet dem Zaunkönig alles
haarklein.

Als der Tag anbrach, wo die Schlacht sollte geliefert
werden, hi, da kam das vierfüßige Völkchen dahergerannt mit
Gehrausch, daß die Erde zitterte; Zaunkönig mit seiner Armee
kam auch durch die Luft daher, die schmerzte, schrie und
schwärmte das einem angst und bange ward; und flugen
sie da von beiden Seiten aneinander. Der Zaunkönig aber
schickte die Hornisse hinauf, sie sollte sich dem Fuchs unter den
Schwanz setzen und aus Leibesträften stehen. Wie nun der
Fuchs den ersten Stich bekam, zuckte er, daß er das eine
Bein aufhob, doch ertrug er's und hielt den Schwanz noch
in der Höhe: beim zweiten Stich mußte er ihn einen Augen-
blick herunter lassen: beim dritten aber konnte er sich nicht
mehr halten, schrie und nahm den Schwanz zwischen die
Beine. Wie das die Tiere sahen, meinten sie alles wäre
verloren und flugen an zu laufen, jeder in seine Höhle: und
hatten die Vögel die Schlacht gewonnen.

Da flog der Herr König und die Frau Königin heim zu
ihren Kindern, und riefen „Kinder, seid frohlich, esst und
trinkt nach Herzenslust, wir haben den Krieg gewonnen.“

Die jungen Bannkönige aber sagten „noch essen wir nicht, der Vär soll erst vors Nest kommen und Abblitte thun und soll sagen daß wir ehrliche Kinder sind.“ Da flog der Bannkönig vor das Koch des Vären und rief „Brummvär, du sollst vor das Nest zu meinen Kindern gehen und Abblitte thun und sagen daß sie ehrliche Kinder sind, sonst sollen dir die Rippen im Fels zertreten werden.“ Da kroch der Vär in der größten Angst hin und that Abblitte. Jetzt waren die jungen Bannkönige erst zusehen, setzten sich zusammen, aßen und tranken und machten sich lustig bis in die späte Nacht hinein.

108.

Der süße Brei.

Es war einmal ein armes frommes Mädchen, das lebte mit seiner Mutter allein, und sie hatten nichts mehr zu essen. Da ging das Kind hinaus in den Wald, und begegnete ihm da eine alte Frau, die wußte seinen Namen schon und schenkte ihm ein Töpfchen, zu dem sollt es sagen „Töpfchen koch“, so kochte es guten süßen Hirsenbrei, und wenn es sagte „Töpfchen steh“, so hörte es wieder an zu kochen. Das Mädchen brachte den Topf seiner Mutter heim, und nun waren sie ihrer Armut und ihres Hungers ledig und aßen süßen Brei so oft sie wollten. Als eine Zeit war das Mädchen ausgegangen da sprach die Mutter „Töpfchen koch“, da kocht es, und sie ist sich satt; nun will sie daß das Töpfchen wieder aufhören soll, aber sie weiß das Wort nicht. Also kocht es fort, und der Brei steigt über den Rand hinaus und kocht immer zu, die Küche und das ganze Haus voll, und das zweite Haus und dann die Straße, als wollt's die ganze Welt satt machen, und ist die größte Noth, und kein Mensch weiß sich da zu helfen. Endlich, wie nur noch ein eluziges Haus übrig ist, da kommt das Kind heim, und spricht nur „Töpfchen steh“, da steht es und hört an zu kochen; und wer wieder in die Stadt wollte, der umhte sich durchessen.

104.

Die Augen Rente.

Eines Tages holte ein Baner seinen hagebläuen Stod aus der Ecke und sprach zu seiner Frau „Erne, ich gehe jetzt über Land und komme erst in drei Tagen wieder zurück. Wenn der Blechhändler in der Zeit bei uns einspricht und will unsere drei Kühe kaufen, so kannst du sie laschlagen, aber nicht anders als für zweihundert Thaler, geringer nicht, hörst du.“ — „Geh nur in Gottes Namen,“ antwortete die Frau, „ich will das schon machen.“ — „Ja, du!“ sprach der Mann, „du bist als ein kleines Kind einmal auf den Kopf gefallen, das hängt dir bis auf diese Stunde nach. Aber das sage ich dir, machst du dünnes Zeug, so streiche ich dir den Rücken blau an, und das ohne Farbe, bloß mit dem Stock den ich da in der Hand habe, und der Ausstrich soll ein ganzes Jahr halten, darauf kannst du dich verlassen.“ Damit ging der Mann seiner Wege.

Am andern Morgen kam der Blechhändler, und die Frau brachte mit ihm nicht viel Worte zu machen. Als er die Kühe gesehen hatte und Preis vernahm, sagte er „das gebe ich gerne, so viel sind sie unter Bildern wert. Ich will die Tiere gleich mitnehmen.“ Er machte sie von der Kette los und ließ sie aus dem Stall. Als er eben zum Hothor hinaus wollte, faßte ihn die Frau am Ärmel und sprach „Ihr müßt mir erst die zweihundert Thaler geben, sonst kann ich Euch nicht gehen lassen.“ — „Nichtig,“ antwortete der Mann, „ich habe nur vergessen meine Geldtasche mitzunehmen. Aber macht Euch keine Sorge, Ihr sollt Sicherheit haben, bis ich zahle. Zwei Kühe nehme ich mit und die dritte lasse ich Euch zurück, so habt Ihr ein gutes Pfand.“ Der Frau leuchtete das ein, sie ließ den Mann mit seinen Kühen abgehen und dachte „wie wird sich der Hans freuen, wenn er sieht, daß ich es so klug gemacht habe.“ Der Baner kam den dritten Tag, wie er gesagt hatte, nach

Hans und fragte gleich ob die Kille verkauft wären. „Frei-lich, lieber Hans,“ antwortete die Frau, „und wie du gesagt hast, für zweihundert Thaler. So viel sind sie kaum wert, aber der Mann nahm sie ohne Widerrede.“ — „Wo ist das Geld?“ fragte der Bauer. „Das Geld das habe ich nicht,“ antwortete die Frau, „er hatte gerade seine Geldbörse vergessen, wird's aber bald bringen; er hat mir ein gutes Pfand zurück gelassen.“ — „Was für ein Pfand?“ fragte der Mann. „Eine von den drei Kille, die kriegt er nicht eher, als bis er die andern bezahlt hat. Ich habe es hingemacht, ich habe die Kelle zurück behalten, die sitzt am wenigsten.“ Der Mann ward zornig, hob seinen Stock in die Höhe und wollte ihr damit den versprochenen Anstreich geben. Plötzlich ließ er ihn sinken und sagte „du bist die dümmste Hans, die auf Gottes Erdboden herum wartet, aber du danerst mich. Ich will auf die Landstraße gehen und drei Tage lang warten, ob ich jemand finde, der noch clustiger ist als du bist. Willst mir's, so sollst du frei sein, finde ich ihn aber nicht, so sollst du deinen wohlverdienten Lohn ohne Abzug erhalten.“

Er ging hinaus auf die große Straße, setzte sich auf einen Stein und wartete auf die Dinge, die da kommen sollten. Da sah er einen Kelterwagen herauffahren, und eine Frau stand mitten darauf, statt auf dem Gebund Stroh zu sitzen, das dabel lag, oder neben den Ochsen zu gehen und sie zu leiten. Der Mann dachte „das ist wohl eine, wie du sie suchst,“ sprang auf und lief vor dem Wagen hin und her, wie einer der nicht recht geschelt ist. „Was wollt Ihr Gebatter,“ sagte die Frau zu ihm, „ich kenne Euch nicht, von wo kommt Ihr her?“ — „Ich bin von dem Himmel gefallen,“ antwortete der Mann, „und weiß nicht wie ich wieder hin kommen soll; könnt Ihr mich nicht hinauffahren?“ — „Nein,“ sagte die Frau, „ich weiß den Weg nicht. Aber wenn Ihr aus dem Himmel kommt, so könnt Ihr mir wohl sagen wie es meinem Mann geht, der schon

seit drei Jahren dort ist: Ihr habt ihn gewiß gesehen?" — „Ich habe ihn wohl gesehen, aber es kann nicht allen Menschen gut gehen. Er hütet die Schafe, und das tiehe Vieh macht ihn viel zu schaffen, das springt auf die Berge und verliert sich in der Wildnis, und da muß er hinterher laufen und es wieder zusammen treiben. Abgerissen ist er auch, und die Kleider werden ihm bald vom Leib fallen. Schneider giebt es dort nicht, der heilige Petrus läßt keinen hinein, wie Ihr aus dem Märchen wißt.“ — „Wer hätte sich das gedacht!“ rief die Frau, „wißt Ihr was? ich will seinen Sonntagsrock holen, der noch daheim im Schrank hängt, den kann er dort mit Ehren tragen. Ihr seid so gut und nehmt ihn mit.“ — „Das geht nicht wohl,“ antwortete der Bauer, „Kleider darf man nicht in den Himmel bringen, die werden einem vor dem Thor abgenommen.“ — „Hört mich an,“ sprach die Frau, „ich habe gestern meinen schönen Weizen verkauft und ein hübsches Geld dafür bekommen, das will ich ihm schicken. Wenn Ihr denbeutel in die Tasche steckt, so wird's kein Mensch gewahr.“ — „Kann's nicht anders sein,“ erwiderte der Bauer, „so will ich Euch wohl den Gefallen thun.“ — „Bleibt nur da sitzen,“ sagte sie, „ich will heim fahren und den Beutel holen; ich bin bald wieder hier. Ich sehe mich nicht auf das Band Stroh, sondern sehe auf dem Wagen, so hat's das Vieh leichter.“ Sie trieb ihre Ochsen an, und der Bauer dachte „die hal' Nutztage zur Noth, bringt sie das Geld wirklich, so kann meine Frau von Glück sagen, denn sie kriegt keine Schläge.“ Es dauerte nicht lange, so kam sie gelaufen, brachte das Geld und steckte es ihm selbst in die Tasche. Oh sie wegglug, dankte sie ihm noch tausendmal für seine Gefälligkeit.

Als die Frau wieder heim kam, so fand sie ihren Sohn, der aus dem Feld zurückgekehrt war. Sie erzählte ihm was sie für unerwartete Dinge erfahren hätte und sagte dann hinzu „ich freue mich recht daß ich Gelegenheit gefunden habe, meinem armen Mann etwas zu schicken, wer hätte sich vor-

gefielt, daß er im Himmel an etwas Mangel leiden würde?" Der Sohn war in der größten Verwunderung, „Mutter," sagte er, „so einer aus dem Himmel kommt nicht alle Tage, ich will gleich hinaus und sehen daß ich den Mann noch finde: der muß mir erzählen was dort aussieht und was mit der Arbeit geht." Er sattelte das Pferd und ritt in aller Hast fort. Er fand den Bauer, der unter einem Weidenbaum saß und das Geld, das imbeutel war, zählen wollte. „Habt Ihr nicht den Mann gesehen," rief ihm der Junge zu, „der aus dem Himmel gekommen ist?" — „Ja," antwortete der Bauer, „der hat sich wieder auf den Mückweg gemacht und ist den Berg dort hinaus gegangen, von wo er's etwas näher hat. Ihr müßt ihn noch einholen, wenn Ihr scharf reitet." — „Ach," sagte der Junge, „ich habe mich den ganzen Tag abgeschert, und der Mück hierher hat mich vollends müde gemacht: Ihr kennt den Mann, seid so gut und setzt Euch auf mein Pferd und überredet ihn daß er hierher kommt." — „Aha," meinte der Bauer, „das ist auch einer, der keinen Dacht in seiner Lunte hat." — „Warum sollte ich Euch den Gefallen nicht thun?" sprach er, stieg auf und ritt im stärksten Trab fort. Der Junge blieb stehen bis die Nacht einbrach, aber der Bauer kam nicht zurück. „Gewiß," dachte er, „hat der Mann aus dem Himmel große Gabe gehabt und nicht umkehren wollen, und der Bauer hat ihm das Pferd mitgegeben, um es meinem Vater zu bringen." Er glug heim und erzählte seiner Mutter was geschehen war: das Pferd habe er dem Vater geschickt, damit er nicht immer herum zu laufen brauche. „Du hast wohl gethan," antwortete sie, „du hast noch junge Weine und Kanari zu Fuß gehen."

Als der Bauer nach Hans gekommen war, stellte er das Pferd in den Stall neben die verpfändete Kuh, glug dann zu seiner Frau und sagte „Erne, das war dein Glück, ich habe zwei gefunden, die noch christlicheren Warren sind als du: diesmal kommst du ohne Schläge davon, ich will sie für

eine andere Gelegenheit aufsparen.“ Dann zündete er seine Pfeife an, setzte sich in den Großvaterstuhl und sprach „das war ein gutes Geschäft, ihr zwei magere Klibe ein glattes Pferd und dazu einen großenbeutel voll Geld. Wenn die Dummheit immer so viel eubrückte, so wollte ich sie gerne in Ehren halten.“ So dachte der Baner, aber die sind gewiß die einsichtigen Lieber.

105.

Märchen von der Nute.

I.

Es war einmal ein kleines Kind, dem gab seine Mutter jeden Nachmittag ein Schüsselchen mit Milch und Weckbrocken, und das Kind setzte sich damit hinaus in den Hof. Wenn es aber anfang zu essen, so kam die Hausmule aus einer Manerrihe hervor getrocken, senkte ihr Köpfchen in die Milch und aß mit. Das Kind hatte seine Freude daran, und wenn es mit seinem Schüsselchen da saß und die Nute kam nicht gleich herbei, so rief es ihr zu

„Nute, Nute, komm geschwinde,
Komm herbei, du kleines Ding,
Sonn dein Bräutchen haben,
An der Milch dich laden.“

Da kam die Nute gelaufen und ließ es sich gut schmecken. Sie zeigte sich auch dankbar, denn sie brachte dem Kind aus ihrem heimlichen Schatz allerlei schöne Dinge, glänzende Steine, Perlen und goldene Spielsachen. Die Nute trank aber nur Milch und ließ die Brocken liegen. Da nahm das Kind einmal sein Bräutchen, schlug ihr damit sanft auf den Kopf und sagte „Ding,iß auch Brocken.“ Die Mutter, die in der Küche stand, hörte daß das Kind mit jemand sprach, und als sie sah, daß es mit seinem Bräutchen nach einer Nute schlug, so ließ sie mit einem Scheit Holz heraus und tötete das gute Tier

Von der Zeit an ging eine Veränderung mit dem Kinde vor. Es war, so lange die Mute mit ihm gegessen hatte, groß und stark geworden, jetzt aber verlor es seine schönen roten Backen und magerte ab. Nicht lange, so fing in der Nacht der Totenvogel an zu schreien, und das Mollschchen sammelte Kvelgstein und Blätter zu einem Totenkranz, und bald hernach lag das Kind auf der Bahre.

II.

Ein Waisenkind saß an der Stadtmauer und spann, da sah es eine Mute aus einer Öffnung unten an der Mauer hervorkommen. Geschwind drehte es sein blaueselbenedes Hals- und neben sich aus, daß die Muten gewaltig lieben und auf das sie allein gehen. Alsobald die Mute das erblickte, lehnte sie um, kam wieder und brachte ein kleines goldenes Krönchen getragen, legte es darauf und ging dann wieder fort. Das Mädchen nahm die Krone an, sie glitzerte und war von zartem Goldgespinnst. Nicht lange, so kam die Mute zum zweitenmal wieder: wie sie aber die Krone nicht mehr sah, trock sie an die Wand und schling vor Leid ihr Köpfchen so lange davor, als sie nur noch Kräfte hatte, bis sie endlich tot da lag. Hätte das Mädchen die Krone liegen lassen, die Mute hätte wohl noch mehr von ihren Schätzen aus der Höhle herbeigetragen.

III.

Mute ruft „huhu, huhu,“ Kind spricht „komm hermit.“ Die Mute kommt hervor, da fragt das Kind nach seinem Schwesterchen „hast du Mollschlimpschen nicht gesehen?“ Mute sagt „ne, ik og nit: wie du denn?“ huhu, huhu, huhu.“

108.

Der arme Mitternachtsch und das Mädchen.

In einer Mühle lebte ein alter Müller, der hatte weder Frau noch Kinder, und drei Mitternachtschlein bei ihm. Wie sie nun eintage Jahre bei ihm gewesen waren, sagte er

eines Tages zu ihnen „Ich bin alt, und will mich hinter den Ofen setzen: zieht aus und wer mir das beste Pferd nach Haus bringt, dem will ich die Mühle geben und er soll mich dafür bis an meinen Tod verpflegen.“ Der dritte von den Burschen war aber der Kleinknecht, der ward von den andern für albern gehalten, dem gäunten sie die Mühle nicht; und er wollte sie hernach nicht einmal. Da zogen sie alle drei miteinander aus, und wie sie vor das Dorf kamen, sagten die zwei zu dem albernem Haus „du kannst nur hier bleiben, du kriegst dein Lebtag keinen Gaul.“ Haus aber ging doch mit, und als es Nacht war, kamen sie an eine Höhle, da hinein legten sie sich schlafen. Die zwei Jungen warteten bis Haus eingeschlafen war, dann stiegen sie auf, machten sich fort und ließen Hänschen liegen, und weteten's recht fein gemacht zu haben; ja, es wird euch doch nicht gut gehen! Als nun die Sonne kam, und Haus aufwachte, lag er in einer tiefen Höhle: er quackte sich überall um und rief „ach Gott, wo bin ich!“ Da erhob er sich und krabbelte die Höhle hinauf, ging in den Wald und dachte „ich bin hier ganz allein und verlassen, wie soll ich nun zu einem Pferd kommen!“ Indem er so in Gedanken dahin ging, begegnete ihm ein kleines buntes Kästchen, das sprach ganz freundlich „Haus, wo willst du hin!“ — „Ach, du kannst mir doch nicht helfen.“ — „Was dein Begehren ist, weiß ich wohl,“ sprach das Kästchen, „du willst einen hübschen Gaul haben. Komm mit mir und sei sieben Jahre lang mein treuer Knecht, so will ich dir einen geben, schöner als du dein Lebtag einen gesehen hast.“ — „Nun das ist eine wunderliche Sache,“ dachte Haus, „aber sehen will ich doch ob das wahr ist was sie sagt.“ Da nahm sie ihn mit in ihr verzaubertes Schloßchen und hatte da lauter Kästchen, die ihr dienten: die sprangen stief die Treppe auf und ab, waren lustig und guter Dinge. Abends, als sie sich zu Tisch setzten, mußten drei Musik machen: eins strich den Bass, das andere die Geige, das dritte spielte die Trompete an und blies die Backen auf so sehr es nur konnte.

Als sie gegessen hatten, wurde der Tisch weggetragen, und die Rake sagte „nun komm, Hans, und tanze mit mir.“ — „Nein,“ antwortete er, „mit einer Miezlake tanze ich nicht, das habe ich noch niemals gethan.“ — „So bringt ihn ins Bett,“ sagte sie zu den Räkchen. Da leuchtete ihm eins in seine Schlafkammer, eins zog ihm die Schuhe aus, eins die Strümpfe und zuletzt blies eins das Licht aus. Am andern Morgen kamen sie wieder und holt ihn aus dem Bett: eins zog ihm die Strümpfe an, eins band ihm die Strümpfbänder, eins holte die Schuhe, eins wusch ihn und eins trocknete ihn mit dem Schwanz das Gesicht ab. „Das thut recht faust,“ sagte Hans. Er mußte aber auch der Rake dienen und alle Tage Holz klein machen; dazu kriegte er eine Art von Silber, und die Keile und Säge von Silber, und der Schläger war von Kupfer. Nun, da machte er's klein, blieb da im Haus, hatte sein gutes Essen und Trinken, sah aber niemand als die bunte Rake und ihr Gesinde. Einesmal sagte sie zu ihm „geh hin und mähe meine Wiese, und mache das Gras trocken,“ und gab ihm von Silber eine Sense und von Gold einen Weckstein, hieß ihn aber auch alles wieder richtig abliefern. Da ging Hans hin und that was ihm geheißen war; nach vollbrachter Arbeit trug er Sense, Weckstein und Den nach Hans, und fragte ob sie ihm noch nicht seinen Lohn geben wolte. „Nein,“ sagte die Rake, „du sollst mir erst noch etwasel thun, da ist Banholz von Silber, Zimmerart, Bluteleisen und was nötig ist, alles von Silber, daraus baue mir erst ein kleines Häuschen.“ Da baute Hans das Häuschen fertig und sagte er hätte nun alles gethan, und hätte noch kein Pferd. Doch waren ihm die sieben Jahre herinngegangen wie ein halbes. Fragte die Rake ob er ihre Pferde sehen wolte? „Ja,“ sagte Hans. Da machte sie ihm das Häuschen auf, und wick sie die Thüre so ansmocht, da stehen zwölf Pferde, ach, die waren gewesen ganz stolz, die hatten geschänkt und gepflegt, daß sich sein Herz im Leibe darüber freute. Nun gab sie ihm zu essen und zu trinken

und sprach „geh heim, dein Pferd geh ich dir nicht mit: drei Tagen aber komm ich und bringe dir's nach.“ Da machte Hans sich auf und sie zeigte ihm den Weg zur Mühle. Sie hatte ihm aber nicht einmal ein neues Kleid gegeben, sondern er mußte sein altes lumpiges Kittelchen behalten, das er mitgebracht hatte, und das ihm in den sieben Jahren überall zu kurz geworden war. Wie er nun heim kam, waren die beiden andern Müllerburschen auch wieder da, jeder hatte zwar sein Pferd mitgebracht, aber des einen sei es blind, des andern sei es lahme. Sie fragten „Hans, hast du dein Pferd?“ — „In drei Tagen wird's nachkommen.“ Da lachten sie und sagten „ja du Hans, wo willst du ein Pferd her kriegen, das wird was richtiges sein!“ Da gieng in die Stube, der Müller sagte aber er sollte nicht den Tisch kommen, er wäre so zerrissen und zertrümpelt, man sollte sich schämen, wenn jemand hereinkäme. Da gab sie ihm ein bißchen Essen hinaus, und wie sie abends schlafen giengen, wollten ihm die zwei andern kein Bett geben und er mußte endlich aus Gänsefäulen streichen und sich auf ein wenig hartes Stroh legen. Am Morgen, wie er aufwacht, stand schon die drei Tage herin, und es kommt eine Kutsche mit sechs Pferden, die glänzten, daß es schön war, und ein Bedienter, der brachte noch ein feines, das war für den armen Müllerbursch. Aus der Kutsche aber stieg eine prächtige Königstochter und gieng in die Mühle hinein, und die Königstochter war das kleine bunte Fräulein, das der arme Hans sieben Jahre gedient hatte. Sie fragte den Müller wo der Mädlbursch, der Kleinknecht wäre? Da sagte der Müller „den können wir nicht in die Mühle nehmen, der ist so verrissen und liegt im Gänsestaal.“ Da sagte die Königstochter sie sollten ihn gleich holen. Also holten sie ihn herans, und er mußte sein Kittelchen zusammenpacken um sich zu bedecken. Da schallte der Bediente prächtige Kleider aus, und mußte ihn waschen und anziehen, und wie er fertig war, konnte kein König schöner aussehen. Dann

verlangte die Jungfrau die Pferde zu sehen, welche die andern Wählburschen mitgebracht hatten, eins war blind, das andere lahm. Da ließ sie den Bedienten das siebente Pferd bringen: wie der Müller das sah, sprach er so eins war ihm noch nicht auf den Hof gekommen; „und das ist für den dritten Wählbursch,“ sagte sie. „Da muß er die Mühle haben,“ sagte der Müller, die Knechtstochter aber sprach da wäre das Pferd, er sollte seine Mühle auch behalten: und nimmt ihren treuen Hans und setzt ihn in die Kutsche und fährt mit ihm fort. Sie fahren zuerst nach dem kleinen Hänschen, das er mit dem silbernen Werkzeug gebaut hat, da ist es ein großes Schloß, und ist alles darin von Silber und Gold; und da hat sie ihn geheiratet, und war er reich, so reich, daß er für sein Lebtag genug hatte. Darum soll keiner sagen daß wer albern ist deshalb nichts rechtes werden könne.

107.

Die beiden Wanderer.

Berg und Thal begegnen sich nicht, wohl aber die Menschenkinder, zumal gute und böse. So kam auch einmal ein Schuster und ein Schneider auf der Wanderschaft zusammen. Der Schneider war ein kleiner habscher Kerl und war immer lustig und guter Dinge. Er sah den Schuster von der andern Seite herankommen, und da er an seinem Gefelleken merkte was er für ein Handwerk trieb, rief er ihn ein Spottliedchen zu,

„Nähe mir die Naht,
 Flehe mir den Draht,
 Streck ihn recht und links mit Pech,
 Schlag, Schlag mir fest den Hwed.“

Der Schuster aber konnte keinen Spaß vertragen, er verzog ein Gesicht, als wenn er Essig getrunken hätte, und machte kleine das Schneiderschuh am Stragen zu packen. Der kleine Kerl fing aber an zu lachen, reichte ihm seine Flasche und sprach „es ist nicht böse gemeint, trink einmal und schmeck die

Gasse hinunter." Der Schuster that einen gewaltigen Schluß und das Schwitter auf seinem Gesicht fing an sich zu verziehen. Er gab dem Schneider die Flasche zurück und sprach „ich hab' ihr ordentlich zugesprochen, man sagt wohl vom vielen Trinken aber nicht vom großen Durst. Wollen wir zusammen wandern?" — „Mir ist's recht," antwortete der Schneider, „wenn du mir Lust hast in eine große Stadt zu gehen, wo es nicht an Arbeit fehlt." — „Gerade dahin wollte ich auch," antwortete der Schuster, „in einem kleinen Nest ist nichts zu verdienen, und auf dem Lande gehen die Leute lieber barfuß. Sie wanderten also zusammen weiter und setzten immer einen Fuß vor den andern wie die Mäusel im Schnee.

Zeit genug hatten sie beide, aber wenig zu beißen und zu brechen. Wenn sie in eine Stadt kamen, so gingen sie nur her und griffen das Handwerk, und weil das Schneidwerk so seltsam und nimmer ansah und so hübsche rote Backen hatte, so gab ihm jeder gerne, und wenn das Glück gut war, so gab ihm die Meistertochter mit der Handmühle auch noch einen Kuß auf den Weg. Wenn er mit dem Schuster wieder zusammen traf, so hatte er immer mehr in seinem Bündel. Der griesgrämige Schuster schnitt ein schiefes Gesicht und meinte „je größer der Schein, je größer das Glück." Aber der Schneider fing an zu lachen und zu stutzen und teilte alles, was er bekam, mit seinem Kameraden. Am liebsten nun ein paar Weisfischen in seiner Tasche, so ließ er anfragen, schlug vor Freuden auf den Tisch daß die Gläser tanzten, und es hieß bei ihm „leicht verdient und leicht verthan."

Als sie eine Zeitlang gewandert waren, kamen sie an einen großen Wald, durch welchen der Weg nach der Königsstadt gieng. Es führten aber zwei Fußsteige hindurch, davon wußte der eine sieben Tage lang, der andere nur zwei Tage, aber niemand von ihnen wußte, welcher der kürzere Weg war. Die zwei Wanderer setzten sich unter einen Eichenbaum und ratschlagten wie sie sich vorsehen und für wie viel Tage sie weiterzunehmen wollten. Der Schuster sagte „man muß weiter

denken als man geht, ich will ihr sieben Tage Brod mitnehmen.“ — „Was,“ sagte der Schneider, „ihr sieben Tage Brod auf dem Rücken schleppen wie ein Lastthier und sich nicht umschauen? Ich halte mich an Gott und lehre mich an nichts. Das Geld, das ich in der Tasche habe, das ist im Sommer so gut als im Winter, aber das Brod wird in der heißen Zeit trocken und obendrein schimmelig. Mein Brod geht auch nicht länger als auf die Rübzel. Warum sollen wir den richtigen Weg nicht finden? Ihr zwei Tage Brod und damit gut.“ Es kaufte sich also ein jeder sein Brod, dann gingen sie auf gut Willk in den Wald hinein.

In dem Wald war es so still wie in einer Kirche. Kein Wind wehte, kein Bach rauschte, kein Vogel sang, und durch die dichtbelaubten Äste drang kein Sonnenstrahl. Der Schuster sprach kein Wort, ihn drückte das schwere Brod auf dem Rücken, daß ihm der Schwelß über sein verdrüssliches und finsternes Gesicht herabfloß. Der Schneider aber war ganz munter, sprang daher, pflückte auf einem Blatt oder sang ein Liedchen, und dachte „Gott im Himmel muß sich freuen daß ich so lustig bin.“ Zwei Tage ging das so fort, aber als am dritten Tag der Wald kein Ende nehmen wollte, und der Schneider sein Brod aufgegessen hatte, so fiel ihm das Herz doch eine Elle tiefer jeraß: indessen verlor er nicht den Mut, sondern verließ sich auf Gott und auf sein Willk. Den dritten Tag setzte er sich abends hungrig unter einen Baum und schlief den andern Morgen hungrig wieder auf. So ging es auch den vierten Tag, und wenn der Schuster sich auf einen umgestürzten Baum kletterte, und seine Mahlzeit verzehrte, so blieb dem Schneider nichts als das Zusehen. Hat er nun ein Stückchen Brod, so achte der andere höflich und sagte „du bist immer so lustig gewesen, da kannst du auch einmal versuchen wie's thut wenn man unglücklich ist: die Vögel die morgens zu früh singen, die löst abends der Hahnd“, kurz er war ohne Barmherzigkeit. Aber am fünften Morgen konnte der arme Schneider nicht mehr aufstehen und vor Müdigkeit kann ein Wort heraus-

bringen; die Backen waren ihm weiß und die Augen rot. Da sagte der Schwester zu ihm „ich will dir heute ein Stük Brot geben, aber dafür will ich dir dein rechtes Auge ausstechen.“ Der unglückliche Schneider, der doch gerne sein Leben erhalten wollte, konnte sich nicht anders helfen: er weinte noch einmal mit beiden Augen und hielt sie dann hin, und der Schwester, der ein Herz von Stein hatte, stach ihm mit einem scharfen Messer das rechte Auge aus. Dem Schneider kam in den Sinn was ihm sonst seine Mutter gesagt hatte, wenn er in der Speisekammer genascht hatte „essen so viel man mag, und leiden was man muß.“ Als er sein tener bezahltes Brot verzehrt hatte, machte er sich wieder auf die Beine, vergaß sein Unglück und tröstete sich damit daß er mit einem Auge noch immer genug sehen könnte. Aber am sechsten Tag meldete sich der Hunger aufs neue und zehrte ihm fast das Herz auf. Er fiel abends bei einem Mann nieder, und am siebenten Morgen konnte er sich vor Mattigkeit nicht erheben, und der Tod saß ihm im Nacken. Da sagte der Schwester „ich will Warmherzigkeit ausüben und dir nochmals Brot geben; mu sonst bekommst du es nicht, ich flehe dir dafür das andere Auge noch aus.“ Da erkannte der Schneider sein leichtsinniges Leben, bat den lieben Gott um Verzeihung und sprach „thue was du mußt, ich will leiden was ich muß; aber bedenke daß unser Herrgott nicht jeden Augenblick richtet und daß eine andere Stunde kommt, wo die böse That vergolten wird, die du an mir verübst und die ich nicht an dir verdient habe. Ich habe in guten Tagen mit dir geteilt was ich hatte. Wenn Handwerk ist der Art daß Stich muß Stich vertreiben. Wenn ich keine Augen mehr habe, und nicht mehr nähen kann, so muß ich betteln gehen. Laß mich nur, wenn ich blind bin, hier nicht allein liegen, sonst muß ich verschmachten.“ Der Schwester aber, der Gott aus seinem Herzen vertrieben hatte, nahm das Messer und stach ihm noch das linke Auge aus. Dann gab er ihm ein Stük Brot zu essen, reichte ihm einen Stod und führte ihn hinter sich her.

Als die Sonne unterging, kamen sie aus dem Wald, und vor dem Wald auf dem Feld stand ein Galgen. Dahn leitete der Schuster den Blinden Schneider, ließ ihn dann liegen und ging seiner Wege. Vor Müdigkeit, Schmerz und Hunger schlief der Unglückliche ein und schlief die ganze Nacht. Als der Tag dämmerte, erwachte er, wußte aber nicht wo er lag. An dem Galgen hingen zwei arme Kinder, und aus dem Kropfe eines jeden sah eine Kröte. Da fing der eine an zu sprechen „Brüder, wachst du?“ — „Ja, ich wache“ antwortete der zweite. „So will ich dir etwas sagen,“ fing der erste wieder an, „der Thau der heute Nacht über uns vom Galgen herabgefallen ist, der giebt jedem, der sich damit wäscht, die Augen wieder. Wenn das die Blinden wüßten, wie mancher könnte sein Gesicht wieder haben, der nicht glaubt daß das möglich sei.“ Als der Schneider das hörte, nahm er sein Taschentuch, drückte es auf das Gras, und als es mit dem Thau besenchtet war, wusch er seine Augenhöhlen damit. Als bald ging in Erfüllung was der Geheime gesagt hatte, und ein paar frische und gesunde Augen stüßten die Höhlen. Es dauerte nicht lange, so sah der Schneider die Sonne hinter den Bergen aufsteigen: vor ihm in der Ebene lag die große Jerusalemsstadt mit ihren prächtigen Thoren und hundert Thürmen, und die goldenen Kuppeln und Kreuze, die auf den Spitzen standen, fliegen an zu fliegen. Er untersah jedes Blatt an den Bäumen, erblickte die Vögel, die vorbeiflogen, und die Willden, die in der Luft tanzten. Er holte eine Nähmadel aus der Tasche, und als er den Nadeln einsädeln konnte, so gut als er es je gekount hatte, so sprang sein Herz vor Freude. Er warf sich auf seine Knie, dankte Gott für die erwehene Gnade und sprach seinen Morgensegnen: er vergaß auch nicht für die armen Kinder zu bitten, die da hingen, wie der Schwenkel in der Glocke, und die der Wind aneinander schlug. Dann nahm er seinen Blindel auf den Rücken, vergaß bald das ausgestandene Herzfeld und ging unter Slagen und Pfelsen weiter.

Das erste was ihm begegnete, war ein braunes Flissen,

das frek im Felde herumspwang. Er packte es an der Wähne, wollte sich aufschwingen und in die Stadt reiten. Das Füllen aber bat um seine Freiheit: „Ich bin noch zu jung,“ sprach es, „auch ein leichter Schneider wie du bricht mit den Nicken entzwei, laß mich laufen bis ich stark geworden bin. Es kommt vielleicht eine Zeit, wo ich dir's lohnen kann.“ — „Lauf hin,“ sagte der Schneider, „ich sehe du bist auch so ein Sprunglinsfeld.“ Er gab ihm noch einen Stieb mit der Gerte über den Nicken, daß es vor Freude mit den Hinterbeinen ausschlug, über Hecken und Gräben setzte und in das Feld hineinjagte.

Aber das Schneiderlein hatte seit gestern nichts gegessen. „Die Sonne,“ sprach er, „sticht mir zwar die Augen, aber das Brod nicht den Mund. Das erste was mir begegnet und halboeg genießbar ist, das muß herhalten.“ Indem schritt ein Storch ganz ernsthaft über die Wiese daher. „Halt, halt,“ rief der Schneider und packte ihn am Bein, „ich weiß nicht ob du zu genießen bist, aber mein Hunger erlaubt mir keine lange Wahl, ich muß dir den Kopf abschneiden und dich braten.“ — „Thue das nicht,“ antwortete der Storch, „ich bin ein heiliger Vogel, dem niemand ein Feld zuslegt, und der den Menschen großen Nutzen bringt. Läßt du mir mein Leben, so kann ich dir's ein andermal vergelten.“ — „So zieh ab, Wetter Langbein!“ sagte der Schneider. Der Storch erhob sich, ließ die langen Beine hängen und flog gemächlich fort.

„Was soll daraus werden?“ sagte der Schneider zu sich selbst, „mein Hunger wird immer größer und mein Magen immer leerer. Was mir jetzt in den Weg kommt, das ist verloren.“ Indem sah er auf einem Teich ein paar junge Enten daher schwimmen. „Ihr kommt ja wol gerufen,“ sagte er, packte eine davon, und wollte ihr den Hals umdrehen. Da flog eine alte Ente, die in dem Schilf steckte, laut an zu kreischen, schwamm mit aufgesperretem Schnabel herbei und bat ihn flehentlich sich ihrer sieben Kinder zu erbarmen. „Denkst du nicht,“ sagte sie, „wie deine Mutter sauniern würde, wenn dich einer wegholen und dir den Varaus machen wollte.“ --

„Sei mir still,“ sagte der gutmüthige Schneider, „du sollst deine Kinder behalten,“ und setzte die Gefangene wieder ins Wasser.

Als er sich umkehrte, stand er vor einem alten Mann, der haß hohl war, und sah die wilden Bienen aus- und einfliegen. „Da finde ich gleich den Lohn für meine gute That“ sagte der Schneider, „der Honig wird mich laben.“ Aber der Weibel kam heraus, drohte und sprach „wenn du mein Volk anrührst und mein Nest zerstörst, so sollen die unsere Stacheln wie zehntausend glühende Nadeln in die Haut fahren. Läßt du uns aber in Ruhe und gehst deines Wege, so wollen wir dir ein andermal dafür einen Dienst leisten.“

Das Schneiderlein sah daß auch hier nichts anzufangen war. „Drei Schlösser leer,“ sagte er, „und auf der vierten nichts, das ist eine schlechte Wahlzeit.“ Er schleppte sich also mit seinem ausgehungerten Wagen in die Stadt, und da es eben zu Mittag länete, so war für ihn im Gasthaus schon gesucht und er konnte sich gleich zu Tisch setzen. Als er satt war, sagte er „nun will ich auch arbeiten.“ Er ging in der Stadt umher, suchte einen Weiber und fand auch bald ein gutes Unterkommen. Da er aber sein Handwerk von Grund aus gelernt hatte, so dauerte es nicht lange, er ward berüthmt, und jeder wollte seinen neuen Stock von dem kleinen Schneider gemacht haben. Alle Tage nahm sein Ansehen zu. „Ich kann in meiner Kunst nicht weiter kommen,“ sprach er, „und doch geht's jeden Tag besser.“ Endlich bestellte ihn der König zu seinem Hofschneider.

Aber wie's in der Welt geht. An demselben Tag war sein ehemaliger Kamerad, der Schuster, auch Hofschuster geworden. Als dieser den Schneider erblickte und sah daß er wieder zwei gesunde Augen hatte, so peinigte ihn das Gewissen. „Ohe er thut an mir nimmt,“ dachte er bei sich selbst, „muß ich ihm eine Grube graben.“ Wer aber andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Abends, als er Feierabend gemacht hatte, und es dümmelig geworden war, schlich er sich zu dem

König und sagte „Herr König, der Schneider ist ein übermüthiger Mensch, und hat sich vertrieffen er wollte die goldene Krone wieder herbeschaffen, die vor alten Zeiten ist verloren gegangen.“ — „Das sollte mir lieb sein“ sprach der König, ließ den Schneider am andern Morgen vor sich fordern und befahl ihm die Krone wieder herbeizuschaffen, oder für immer die Stadt zu verlassen. „Oho,“ dachte der Schneider, „ein Schelm glebt mehr als er hat. Wenn der unerbittliche König von mir verlangt was kein Mensch leisten kann, so will ich nicht warten bis morgen, sondern gleich heute wieder zur Stadt hinaus wandern.“ Er schlich also sehr still, als er aber aus dem Thor heraus war, so that es ihm doch leid daß er sein Glück aufgeben und die Stadt, in der es ihm so wohl gegangen war, mit dem Rücken ansehen sollte. Er kam zu dem Teich, wo er mit den Guten Bekanntschaft gemacht hatte, da saß gerade die Alte, der er ihre Zungen gelassen hatte, am Ufer und putzte sich mit dem Schnabel. Sie erkannte ihn gleich, und fragte warum er den Kopf so hängen lasse. „Du wirst dich nicht wundern, wenn du hörst was mir begegnet ist“ antwortete der Schneider und erzählte ihr sein Schicksal. „Wein's weiter nichts ist,“ sagte die Alte, „da können wir Rat schaffen. Die Krone ist ins Wasser gefallen und liegt unten auf dem Grund, wie bald haben wir sie wieder heraus geholt. Nimm nur derweil dein Taschentuch aus der Tasche.“ Sie tauchte mit ihren zwölf Zungen unter, und nach fünf Minuten war sie wieder oben und saß mitten in der Krone, die auf ihren Fittichen ruhte, und die zwölf Zungen schwammen rund herum, hielten ihre Schnäbel untergelegt und halfen tragen. Sie schwammen aus Land und legten die Krone auf das Tuch. Du glaubst nicht wie prächtig die Krone war, wenn die Sonne darauf schien, so glänzte sie wie hunderttausend Sternschnitten. Der Schneider band sein Tuch mit der vier Pfählen zusammen und trug sie zum König, der in einer Freude war und dem Schneider eine goldene Kette um den Hals hing.

Als der Schuster sah daß der eine Streich mißlungen war, so besann er sich auf einen zweiten, trat vor den König und sprach „Herr König, der Schnelber ist wieder so übermüthig geworden, er vernimmt sich das ganze königliche Schloß mit allem was dorthin ist, los und fest, innen und außen, in Wachs abzubilden.“ Der König ließ den Schnelber kommen und besah ihm das ganze königliche Schloß mit allem was dorthin wäre, los und fest, innen und außen, in Wachs abzubilden und wenn er es nicht zustande brachte, oder es fehlte nur ein Nagel an der Wand, so sollte er zeitlebens unter der Erde gefangen sitzen. Der Schnelber dachte „es kommt immer ärger, das hält kein Mensch aus,“ warf sein Bündel auf den Rücken und wanderte fort. Als er an den hohlen Baum kam, setzte er sich wieder und ließ den Kopf hängen. Die Bienen kamen herans geflogen, und der Bienenkönig fragte ihn ob er einen steifen Hals hätte, weil er den Kopf so schief hielt. „Ach nein,“ antwortete der Schnelber, „mich drückt etwas anderes,“ und erzählte was der König von ihm gefordert hatte. Die Bienen flogen einander zu summen und zu brummen, und der Bienenkönig sprach „geh mir wieder nach Haus, komm aber morgen um diese Zeit wieder und bring ein großes Tuch mit, so wird alles gut gehen.“ Da kehrte er wieder um, die Bienen aber flogen nach dem königlichen Schloß geradezu in die offenen Fenster hinein, krochen in allen Ecken herum und besahen alles aufs genaueste. Dann liefen sie zurück und bildeten das Schloß in Wachs nach mit einer solchen Geschwindigkeit, daß man meinte es wüchse einem vor den Augen. Schon am Abend war alles fertig, und als der Schnelber am folgenden Morgen kam, so stand das ganze prächtige Gebäude da, und es fehlte kein Nagel an der Wand und keine Kegel auf dem Dach; dabei war es zart und schneeweiß, und roch süß wie Honig. Der Schnelber packte es vorsichtig in sein Tuch und brachte es dem König, der aber konnte sich nicht genug verwundern, stellte es in seinem größten Saal auf und schenkte dem Schnelber dafür ein großes steinernes Haus.

Der Schmied aber ließ nicht nach, ging zum drittenmal zu dem König und sprach „Herr König, dem Schneider ist zu Ohren gekommen daß auf dem Schloßhof kein Wasser springen will, da hat er sich vernessen es solle mitten im Hermausbach aufsteigen und hell sein wie Krystall.“ Da lie der König den Schneider herbei holen und sagte „wenn nicht morgen ein Strahl von Wasser in meinem Hof springt, wi du versprochen hast, so soll dich der Scharfsechler auf dem selben Hof um einen Kopf kürzer machen. Der arme Schneider besann sich nicht lange und eilte zum Thore hinaus, un iael es ihm diesmal aus Leben gehen sollte, so wollten ihr die Thronen über die Backen herab. Indem er so voll Traue dahin ging, kam das Füllen herangespringen, dem er ehuma die Freiheit geschenkt hatte, und aus dem ein hilfscher Mann ner geworden war. „Zeit kommt die Stunde,“ sprach er zu ihm, „wo ich dir deine Gult hat vergessen kann. Ich weiß schon was dir fehlt, aber es soll dir bald geholfen werden, sitz mir auf, mehr Mücken kann deiner zuviel tragen.“ Dem Schneider kam das Herz wieder, er sprang in einem Satz auf, und das Pferd rennte in vollem Lauf zur Stadt hinein und geradezu auf den Schloßhof. Da jagte es dreimal rund herum, schnell wie der Wind, und beim drittenmal stieg es nieder. In den Augenblick aber krachte es furchtbar: ein Stück Erde sprang in der Mitte des Hofes wie eine Kugel in die Luft und über das Schloß hinaus, und gleich dahinter her erhob sich ein Strahl von Wasser so hoch wie Mann und Pferd, und das Wasser war so rein wie Krystall, und die Sonnenstrahlen flogen an darauf zu tanzen. Als der König das sah, stand er vor Verwunderung auf, ging und umarmte das Schneiderlehn im Angesicht aller Menschen.

Aber das Glück dauerte nicht lang. Der König hatte Töchter genug, eine immer schöner als die andere, aber keinen Sohn. Da begab sich der hochste Schmied zum viertenmal zu dem Könige, und sprach „Herr König, der Schneider läßt nicht ab von seinem Übermut. Jetzt hat er sich vernessen, wenn er

wolle, so könne er dem Herrn König einen Sohn durch die Rüste herbeifragen lassen.“ Der König ließ den Schmied rufen und sprach „wenn du mir binnen neun Tagen einen Sohn bringen löst, so sollst du meine älteste Tochter zur Frau haben.“ — „Der Lohn ist freilich groß,“ dachte das Schmiedlein, „da hätte man wohl ein Ickelges, aber die Kirschen hängen mir zu hoch: wenn ich darauf stiege, so bricht unter mir der Ast, und ich fälle herab.“ Er gieng nach Haus, setzte sich mit unterschlagenen Beinen auf seinen Arbeitstisch und bedachte sich was zu thun wäre. „Es geht nicht,“ rief er endlich aus, „ich will fort, hier kann ich doch nicht in Ruhe leben.“ Er schloß sein Bihndel und eilte zum Thore hinaus. Als er auf die Wiesen kam, erblickte er seinen alten Freund, den Storch, der da, wie ein Bekweller, auf und abging, zuweilen still stand, einen Frosch in nähere Betrachtung nahm und ihn endlich verschluckte. Der Storch kam heran und begrüßte ihn. „Ich sehe,“ hob er an, „du hast deinen Augen auf dem Rücken, warum willst du die Stadt verlassen?“ Der Schmied erzählte ihm was der König von ihm verlangt hatte und er nicht erfüllen konnte, und jammerte über sein Mißgeschick. „Laß dir darüber keine grauen Haare wachsen,“ sagte der Storch, „ich will dir aus der Noth helfen. Schon lange bringe ich die Wackelkinder in die Stadt, da kann ich auch einmal einen kleinen Preußen aus dem Brummen holen. Geh heim und verhalte dich ruhig. Seit über neun Tage begleit ich das königliche Schloß, da will ich kommen.“ Das Schmiedlein gieng nach Haus und war zu rechter Zeit in dem Schloß. Nicht lange, so kam der Storch herangeflogen und klopfte ans Fenster. Der Schmied öffnete ihm, und Better Laugbein stieg vorsichtig herzu und gieng mit gravitätischen Schritten über den glatten Marmorboden; er hatte aber ein Kind im Schuabel, das schön wie ein Engel, und seine Händchen nach der Königin ausstreckte. Er legte es ihr auf den Schoß, und sie hegte und küßte es, und war vor Freude außer sich. Der Storch nahm, bevor er wieder wegflo, seine Reisetasche von

Schneider herab und überreichte sie der Königin. Es stand
 in Dillen darin mit bunten Zuckererbsen, sie wurden unter die
 ihren Prünzeffinnen verteilt. Die Älteste aber erhielt nichts,
 idern bekam den lustigen Schneider zum Mann. „Es ist
 r gerade so,“ sprach der Schneider, „als wenn ich das große
 z gewonnen hätte. Meine Mutter hatte doch recht, die sagte
 mer wer auf Gott vertraut und auf Glück hat, dem kann's
 ht fehlen.“

Der Schneider mußte die Schuhe machen, in welchen das
 Schneiderlein auf dem Hochzeitsfest tanzte, hernach ward ihm
 hsen die Stadt auf immer zu verlassen. Der Weg nach
 i Wald führte ihn zu dem Walgen. Von Korn, Weiz und
 Pflze des Tages ermüdet, warf er sich nieder. Als er die
 gen zumachte und schlafen wollte, schlitzten die beiden Sträßen
 den Köpfen der Geheernten mit lautem Geschrei herab und
 ten ihm die Augen aus. Unfluthig rannte er in den Wald
 muß darin verschnachtet sein, denn es hat ihn niemand
 der gesehen oder etwas von ihm gehört.

108.

Hans mein Igel.

Es war einmal ein Bauer, der hatte Geld und Gut ge-
 n, aber wie reich er war, so fehlte doch etwas an seinem
 ct: er hatte mit seiner Frau keine Kinder. Osters, wenn
 mit den andern Bauern in die Stadt ging, spotteten sie
 fragten warum er keine Kinder hätte. Da ward er end-
 zornig, und als er nach Hans kam, sprach er „ich will
 Kind haben, und sollt's ein Igel sein.“ Da trugte seine
 i ein Kind, das war oben ein Igel und unten ein Junge,
 als sie das Kind sah, erschrak sie und sprach „stehst du,
 iast uns verwunscht.“ Da sprach der Mann „was kann
 alles helfen, getauft muß der Junge werden, aber wir
 en keinen Gevatter dazu nehmen.“ Die Frau sprach „wir
 en ihn auch nicht anders taufen als Hans mein Igel.“
 er getauft war, sagte der Pfarrer „der kann wegen seiner

Stad
 dem
 Igel
 telut
 lag
 ihn
 sonde
 Stad
 fragt
 weuch
 hört,
 paar
 mehr
 er,
 wieder
 hatte
 und
 gab
 Igel
 die
 will
 war
 ihm
 Hans
 Igel
 aber
 gen,
 lange
 Vate
 alles
 Schu
 und
 seiner
 Must
 Nehu

Stacheln in sein ordentlich Bett kommen.“ Da ward hinter dem Ofen ein wenig Stroh zurecht gemacht und Hans mein Igel darauf gelegt. Er konnte auch an der Mutter nicht trüben, denn er hätte sie mit seinen Stacheln gestochen. So lag er da hinter dem Ofen acht Jahre, und sein Vater war ihm milde und dachte wenn er mir stirbt; aber er starb nicht, sondern blieb da liegen. Nun trug es sich zu, daß in der Stadt ein Markt war, und der Bauer wollte hingehen, da fragte er seine Frau, was er ihr sollte mitbringen. „Ein wenig Fleisch und ein paar Weide, was zum Hanshaff gehört,“ sprach sie. Daran fragte er die Magd, die wollte ein paar Toffeln und Zwilckselstumpfe. Endlich sagte er auch „Hans mein Igel, was wißt du denn haben?“ — „Väterchen,“ sprach er, „bring mir doch einen Duddesack mit.“ Wie nun der Bauer wieder nach Haus kam, gab er der Frau, was er ihr gekauft hatte, Fleisch und Weide, dann gab er der Magd die Toffeln und die Zwilckselstumpfe, endlich ging er hinter den Ofen und gab dem Hans mein Igel den Duddesack. Und wie Hans mein Igel den Duddesack hatte, sprach er „Väterchen, geht doch vor die Schürlede und laßt mir meinen Wädelhahn beschlagen, dann will ich fortziehen und will nimmermehr wiederkommen.“ Da war der Vater froh daß er ihn los werden sollte, und ließ ihm den Hahn beschlagen, und als er fertig war, setzte sich Hans mein Igel darauf, ritt fort, nahm auch Schmelue und Esel mit, die wohnt er draußen im Walde hüten. Im Wald aber mußte der Hahn mit ihm auf einen hohen Baum steigen, da saß er und hütete die Esel und Schmelue, und saß lange Jahre bis die Perde ganz groß war, und wußte sein Vater nichts von ihm. Wenn er aber auf dem Baum saß, blies er seinen Duddesack und machte Musik, die war sehr schön. Einmal kam ein König vorbeigefahren, der hatte sich verirrt, und hörte die Musik: da verwunderte er sich darüber und schickte seinen Bedienten hin, er sollte sich einmal umgucken wo die Musik herkäme. Er guckte sich um, sah aber nichts als ein kleines Tier auf dem Baum oben sitzen, das war wie ein

Wöckelhahn, auf dem ein Igel saß, und der machte die Musik. Da sprach der König zum Bedienten er sollte fragen warum er da säße, und ob er nicht wüßte wo der Weg in sein Königreich ginge. Da stieg Hans mein Igel vom Baum und sprach er wollte den Weg zeigen, wenn der König ihn wollte verschreiben und versprechen was ihm zuerst begegnete am königlichen Hofe, sobald er nach Hans käme. Da dachte der König „das kann ich leicht thun, Hans mein Igel versteht's doch nicht, und ich kann schreiben was ich will.“ Da nahm der König Feder und Tinte und schrieb etwas auf, und als es geschehen war, zeigte ihm Hans mein Igel den Weg, und er kam glücklich nach Hans. Seine Tochter aber, wie sie ihn von weitem sah, war so voll Freuden, daß sie ihm entgegen fiel und ihn küßte. Da gedachte er an Hans mein Igel und erzählte ihr wie es ihm gegangen wäre, und daß er einem wunderlichen Tier hätte verschreiben sollen was ihm dahelst zuerst begegnen würde, und das Tier hätte auf einem Hahn wie auf einem Pferde gesessen und schöne Musik gemacht; er hätte aber geschrieben es sollt's nicht haben, denn Hans mein Igel könnt es doch nicht lesen. Darüber war die Prinzessin froh und sagte das wäre gut, denn sie wäre doch nimmermehr hingegangen.

Hans mein Igel aber hütete die Gel und Schweine, war immer lustig, saß auf dem Baum und blies auf seinem Windesack. Mir geschah es, daß ein anderer König gefahren kam mit seinen Bedienten und Kausern, und hatte sich verirrt, und konnte nicht wieder nach Hans zu kommen, weil der Wald so groß war. Da hörte er gleichfalls die schöne Musik von weitem und sprach zu seinem Kauser was das wohl wäre, er sollte einmal ansehen. Da glug der Kauser hin unter den Baum und sah den Wöckelhahn sitzen und Hans mein Igel oben drauf. Der Kauser fragte ihn was er da oben vor hätte. „Ich hülte meine Gel und Schweine; aber was ist Euer Begehren?“ Der Kauser sagte sie hätten sich verirrt und könnten nicht wieder ins Königreich, ob er ihnen den Weg nicht zeigen wollte.

Da fleg Hans mein Igel mit dem Hahn vom Baum herunter, und sagte zu dem alten König er wolle ihm den Weg zeigen, wenn er ihm zu elgen geben wolte was ihm zu Hans vor seinem königlichen Schlosse das erste begegnen würde. Der König sagte „ja“ und unterschrieb sich dem Hans mein Igel, er sollte es haben. Als das geschehen war, ritt er auf dem Gückelhahn voraus und zeigte ihm den Weg, und gelangte der König glücklich wieder in sein Reich. Wie er auf den Hof kam, war große Freude darüber. Ihm hatte er eine einzige Tochter, die war sehr schön, die lief ihm entgegen, flet ihm um den Hals und kistete ihn und freute sich daß ihr alter Vater wieder kam. Sie fragte ihn auch wo er so lange in der Welt gewesen wäre, da erzählte er ihr er hätte sich verirrt und wäre beinahe gar nicht wieder gekommen, aber als er durch einen großen Wald gefahren wäre, hätte einer, haß wie ein Igel, haß wie ein Mensch, rittlings auf einem Hahn in einem hohen Baum gesessen, und schöne Musik gemacht, der hätte ihm fortgeholfen und den Weg gezeigt, er aber hätte ihm dafür versprochen was ihm am königlichen Hofe zuerst begegne, und das wäre sie, und das thäte ihm um so leid. Da versprach sie ihm aber sie wolte gerne mit ihm gehen wann er käme, ihrem alten Vater zuliebe.

Hans mein Igel aber hiltete seine Schweine, und die Schweine bekamen wieder Schweine, und wurden ihrer so viel, daß der ganze Wald voll war. Da wolte Hans mein Igel nicht länger im Walde leben, und ließ seinem Vater sagen sie sollten alle Ställe im Dorf räumen, denn er käme mit einer so großen Herde, daß jeder schlachten könnte, der nur schlachten wolte. Da war sein Vater betrübt, als er das hörte, denn er dachte Hans mein Igel wäre schon lange gestorben. Hans mein Igel aber setzte sich auf seinen Gückelhahn, trieb die Schweine vor sich her ins Dorf, und ließ schlachten; hul da war ein Gernackel und ein Hacken, daß man's zwei Stunden weit hören konnte. Danach sagte Hans mein Igel „Väterchen, laßt mir meinen Gückelhahn noch einmal vor der Schmelde

beschlagen, dann reist ich fort und komme mein Lebtag nicht wieder.“ Da ließ der Vater den Gädelhahn beschlagen und war froh, daß Hans mein Igel nicht wieder kommen wollte.

Hans mein Igel ritt fort in das erste Königreich, da hatt der König befohlen wenn einer käme auf einem Hahn geritten und hätte einen Dudelsack bei sich, dann sollten alle auf ihn schließen, haufen und stoßen, damit er nicht ins Schloß käme. Als nun Hans mein Igel daher geritten kam, drangen si mit den Bajonetten auf ihn ein, aber er gab dem Hahn di Sparen, stieg auf, über das Thor hin vor des Königs Fenster stieg sich da nieder, und rief ihm zu er sollt ihm geben was er versprochen hätte, sonst sa wolt er ihn und seiner Tochter das Leben nehmen. Da gab der König seiner Tochter gute Worte, sie möchte zu ihm hinausgehen, damit sie ihn und sich das Leben rettete. Da zog sie sich weis an, und ihr Vater gab ihr einen Wagen mit sechs Pferden und herrliche Bedienten, Geld und Gut. Sie setzte sich ein, und Hans mein Igel mit seinem Hahn und Dudelsack neben sie, dann nahmen si Abschied und zogen fort, und der König dachte er kriegte sie nicht wieder zu sehen. Es ging aber anders als er dachte denn als sie ein Stück Wegs von der Stadt waren, da zog ihr Hans mein Igel die schönsten Kleider aus, und sprach si mit seiner Igelhaut bis sie ganz blüthig war, sagte „das ist der Lohn für eure Falschheit, geh hin, ich will dich nicht,“ und sagte sie damit nach Hans, und war sie beschimpft ihr Lebtag.

Hans mein Igel aber ritt weiter auf seinem Gädelhahn und mit seinem Dudelsack nach dem zweiten Königreich, da er dem König auch den Weg gezeigt hatte. Der aber hatt bestellt, wenn einer käme, wie Hans mein Igel, sollten sie das Gewehr präsentieren, ihn frei herbeiführen, Blut lassen, und ihn ins königliche Schloß bringen. Wie ihn nun die Königs-tochter sah, war sie erschrocken, weil er doch gar zu wunderlich aussah, sie dachte aber es wäre nicht anders, sie hätte es ihrem Vater versprochen. Da ward Hans mein Igel von ihr

bewillkommt, und ward mit ihr vernäht, und er mußte mit an die königliche Tafel gehen, und sie setzte sich zu seiner Seite, und sie aßen und tranken. Wie's nun Abend ward, daß sie wollten schlafen gehen, da fürchtete sie sich sehr vor seinen Stacheln: er aber sprach, sie sollte sich nicht fürchten, es geschehe ihr kein Leid, und sagte zu dem alten König, er sollte vier Mann bestellen, die sollten wachen vor der Kammerthüre und ein großes Feuer anmachen, und wann er in die Kammer einging und sich ins Bett legen wollte, würde er aus seiner Igelshaut heraustreten und sie vor dem Bett liegen lassen: dann sollten die Männer hurtig herbeispringen und sie ins Feuer werfen, auch dabei bleiben, bis sie vom Feuer verzehret wäre. Wie die Glocke nun esse schlug, da ging er in die Kammer, streifte die Igelshaut ab, und ließ sie vor dem Bette liegen: da kamen die Männer und holten sie geschwind und warfen sie ins Feuer; und als sie das Feuer verzehret hatte, da war er erlöset, und lag da im Bett ganz als ein Mensch gestaltet, aber er war kohlschwarz wie gebrannt. Der König schickte zu seinem Arzt, der wusch ihn mit guten Salben und balsamierte ihn, da ward er weiß, und war ein schöner junger Herr. Wie das die Königstochter sah, war sie froh, und am andern Morgen flogen sie mit Freuden auf, aßen und tranken, und ward die Vermählung erst recht gefeiert, und Hans mein Igel bekam das Königreich von dem alten König.

Wie etliche Jahre hernun waren, suchte er mit seiner Gemahlin zu seinem Vater und sagte er wäre sein Sohn; der Vater aber sprach er hätte keinen, er hätte nur einen gehabt, der wäre aber wie ein Igel mit Stacheln geboren worden, und wäre in die Welt gegangen. Da gab er sich zu erkennen, und der alte Vater freute sich und gieng mit ihm in sein Königreich.

Mein Märchen ist aus,
Und geht vor Eustich sein Haus.

109.

Das Totenhemdchen.

Es hatte eine Mutter ein Bilblein von sieben Jahren, das war so schön und lieblich, daß es niemand ansehen konnte ohne ihm gut zu sein, und sie hatte es auch lieber als alles auf der Welt. Nun geschah es, daß es plötzlich krank ward, und der liebe Gott es zu sich nahm; darüber konnte sich die Mutter nicht trösten und iaelnte Tag und Nacht. Bald darauf aber, nachdem es begraben war, zeigte sich das Kind nachts an den Plätzen, wo es saß im Leben geessen und gesplelt hatte; weinte die Mutter, so weinte es auch, und iacum der Morgen kam, war es verschwunden. Als aber die Mutter gar nicht aufhören wollte zu weinen, kam es in einer Nacht mit seinem weißen Totenhemdchen, in welchem es in den Sarg gelegt war, und mit dem Kränzchen auf dem Kopf, setzte sich zu ihren Füßen auf das Bett und sprach „ach Mutter, höre doch auf zu weinen, sonst kann ich in meinem Sarge nicht einschlafen, denn mein Totenhemdchen wird nicht trocken von deinen Thränen, die alle darauf fallen.“ Da erschrak die Mutter, als sie das hörte und weinte nicht mehr. Und in der andern Nacht kam das Kindchen iadeck, hielt in der Hand ein Pflüchchen und sagte „slehst du, nun ist mein Hemdchen bald trocken, und ich habe Ruhe in meinem Grab.“ Da befohl die Mutter dem lieben Gott ihr Leid und ertrug es still und geduldig, und das Kind kam nicht wieder, sondern schlei in seinem unterirdischen Bettchen.

110.

Der Jude im Dorn.

Es war einmal ein reicher Mann, der halte einen Knecht, der diente ihm fleißig und redlich, war alle Morgen der erste aus dem Bett und abends der letzte hinein, und wenn's eine faire Arbeit gab, wo keiner anpacken wollte, so stellte er sich immer zuerst daran. Dabei klagte er nicht, sondern war mit

allem zufrieden und war immer lustig. Als sein Jahr herum war, gab ihm der Herr keinen Lohn und dachte „das ist das geschickteste, so spare ich etwas und er geht mir nicht weg, sondern bleibt hübsch im Dienst.“ Der Knecht schwieg auch still, that das zweite Jahr wie das erste seine Arbeit, und als er am Ende desselben abermals keinen Lohn bekam, ließ er sich's gefallen und blieb noch länger. Als auch das dritte Jahr herum war, bedachte sich der Herr, griff in die Tasche, holte aber nichts heraus. Da fing der Knecht endlich an und sprach „Herr, ich habe Euch drei Jahre redlich gedient, leib so gut und gebt mir was mir von Danks wegen zukommt: ich wollte fort und mich gerne weiter in der Welt umsehen.“ Da antwortete der Gelbhals „Ja, mein lieber Knecht, du hast mir unverdrossen gedient, dafür sollst du müssiglich belohnet werden,“ griff abermals in die Tasche und zählte dem Knecht drei Seller einzeln auf, „du hast du mir jedes Jahr einen Seller, das ist ein großer und reichlicher Lohn, wie du ihn bei wenigen Herrn empfangen hättest.“ Der gute Knecht, der vom Geld wenig verstand, stich sein Kapital ein und dachte „nun hast du voll! in der Tasche, was willst du sorgen und dich mit schwerer Arbeit länger plagen.“

Da zog er fort, bergauf, bergab, sang und sprang nach Herzenslust. Nun trug es sich zu, als er an ein Wilschwert vorüber kam, daß ein kleines Männchen hervortrat und ihn anrief „wo hinans, Bruder Lustig? Ich sehe du trägst nicht schwer an deinen Sorgen.“ — „Was soll ich tragen sein,“ antwortete der Knecht, „ich habe vollanz, der Lohn von drei Jahren klingelt in meiner Tasche.“ — „Wieviel ist denn deines Schatzes?“ fragte ihn das Männchen. „Wie viel? drei bare Seller, richtig gezählt.“ — „Höre,“ sagte der Zwerg, „ich bin ein armer bedürftiger Mann, schenke mir deine drei Seller: ich kann nichts mehr arbeiten, du aber bist jung und kannst dir dein Brot leicht verdienen.“ Und weil der Knecht ein gutes Herz hatte und Mitleid mit dem Männchen hatte, so reichte er ihm seine drei Seller und sprach „In Gottes Namen, es

wird mir doch nicht fehlen.“ Da sprach das Männchen „weil ich dein gutes Herz sehe, so gewähre ich dir drei Wünsche, für jeden Heller einen, die sollen dir in Erfüllung gehen.“ — „Aha,“ sprach der Knecht, „du bist einer, der kein pfeifen kann. Wohlan, wenn's doch sein soll, so wünsche ich mir erslich ein Vogelrohr, das alles trifft, wonach ich ziehe: zweitens eine Fiedel, wenn ich darauf streiche, so muß alles tanzen, was den Klang hört: und drittens, wenn ich an jemand eine Bitte thue, so darf er sie nicht abschlagen.“ — „Das sollst du alles haben“ sprach das Männchen, geliff in den Busch, und, denn einer, da lag schon Fiedel und Vogelrohr in Bereitschaft, als wenn sie bestellt wären. Er gab sie dem Knecht und sprach „was du dir immer erbitten wirst, dein Wunsch auf der Welt soll dir's abschlagen.“

„Herr, was begehrst du nun?“ sprach der Knecht zu sich selber und zag lustig weiter. Bald darauf begegnete er einem Juden mit einem langen Flegelbart, der stand und horchte auf den Gesang eines Vogels, der hoch oben in der Spitze eines Baumes saß. „Gottes Wunder!“ rief er aus, „so ein kleines Tier hat so eine granfam mächtige Stimme! wenn's doch nicht wäre! woher ihm doch Salz auf den Schwanz streuen könnten!“ — „Wenn's weiter nichts ist,“ sprach der Knecht, „der Vogel soll bald hernunter sein,“ legte an und trat ans Farn, und der Vogel fiel herab in die Dornhecken. „Ach, Spitzbub,“ sagte er zum Juden, und hol die den Vogel heraus.“ — „Neh,“ sprach der Jude, „laß der Herr den Hund weg, so kommt ein Hund gelaufen; ich will mir den Vogel aufessen, weil Ihr ihn doch einmal getroffen habt,“ legte sich auf die Erde und fing an, sich in den Busch hinein zu arbeiten. Wie er nun mitten in dem Dorn steckte, plagte der Muthwille den guten Knecht, daß er seine Fiedel abnahm und auszug zu gehen. Gleich fing auch der Jude an die Kehle zu heben und in die Höhe zu springen: und je mehr der Knecht streich, desto besser ging der Tanz. Aber die Dörner zerrißen ihm den schädigen Rock, räumten ihm den Flegelbart und stachen und

zwickten ihm am ganzen Leib. „Mein,“ rief der Jude, „was soll mir das Weigen! laß der Herr das Weigen, ich begehre nicht zu tanzen.“ Aber der Knecht hörte nicht darauf und dachte „du hast die Rente genug geschunden, nun soll dir's die Dornhecke nicht besser machen,“ und sang von neuem an zu weigen, daß der Jude immer höher aufspringen mußte, und die Felsen von seinem Stoß an den Stacheln hängen blieben. „Au weih geschrien!“ rief der Jude, „geb ich doch dem Herrn, was Er verlangt, wenn Er mir das Weigen läßt, einen ganzenbeutel mit Gold.“ — „Wenn du so spendabel bist,“ sprach der Knecht, „so will ich wohl mit meiner Musik aufhören, aber das muß ich dir nachsagen, du machst deinen Tanz noch mit, daß es eine Art hat;“ nahm darauf den Beutel und ging seiner Wege.

Der Jude blieb stehen und sah ihm nach und war still bis der Knecht weit weg und ihm ganz aus den Augen war, dann schrie er aus Selbstkreißen, „du miserabler Musikant, du Bierstebler: wart, wenn ich dich allein erioische! ich will dich jagen, daß du die Schuhsohlen verfluchen sollst: du Lump, steck einen Groschen ins Maul, daß du sechs Heller wert bist,“ und schlurpste weiter was er mir los bringen konnte. Und als er sich damit etwas zu Gute gethan und Lust gemacht hatte, lief er in die Stadt zum Richter. „Herr Richter, au weih geschrien! seht wie mich auf offener Landstraße ein gottloser Mensch beraubt und übel zugerichtet hat: ein Stein auf dem Erdboden müßt sich erbarmen: die Kleider zerseht! der Leib zerstoßen und zertrabt! mein blühendes Armut samt dem Beutel genommen! lauter Dinkaten, ein Säckel schöner als das andere: nun Gottes willen, laßt den Menschen ins Gefängnis werfen.“ Sprach der Richter „war's ein Soldat, der dich mit seinem Säbel so zugerichtet hat?“ — „Wolt bewahrt!“ sagte der Jude, „einen nackten Degen hat er nicht gehabt, aber ein Rohr hat er gehabt auf dem Ruckel hängen und eine Weige am Hals; der Wüßwicht ist leicht zu erkennen.“ Der Richter schloß seine Rente nach ihm aus, die fanden den guten Knecht, der ganz

langsam weiter gezogen war, und fanden auch denbeutel mit Gold bei ihm. Als er vor Gericht gestellt wurde, sagte er „ich habe den Juden nicht angerührt und ihm das Geld nicht genommen, er hat mir's aus freiem Willen angeboten, damit ich nur aufhörte zu gehen, weil er meine Wurst nicht vertragen konnte.“ — „Gott bewahr!“ schrie der Jude, „der greift die Fliegen wie Fliegen an der Wand.“ Aber der Richter glaubte es auch nicht und sprach „das ist eine schlechte Entschuldigun, das thut kein Jude,“ und verurteilte den guten Knecht, weil er auf offener Straße einen Dieb begangen hätte, zum Galgen. Als er aber abgeführt ward, schrie ihm noch der Jude zu „du Wärenhändler, du Hundemistkaut, jetzt siehst du deinen wohlverdienten Lohn.“ Der Knecht stieg ganz ruhig mit dem Fenster die Leiter hinauf, auf der letzten Sprosse aber drehte er sich um und sprach zum Richter „gewährt mir noch eine Bitte, eh ich sterbe.“ — „Ja,“ sprach der Richter, „wenn du nicht na bei Leben bittest.“ — „Nicht ums Leben,“ antwortete der Knecht, „ich bitte, laßt mich zu guter Letzt noch einmal auf meiner Geige spielen.“ Der Jude erhob ein Getöse, „im Gottes willen, erlaubt's nicht, erlaubt's nicht.“ Aber der Richter sprach „warum soll ich ihm die kurze Freude nicht gönnen: es ist ihm zugestanden, und dabei soll es sein. Beenden haben.“ Auch konnte er es ihm nicht abschlagen wegen der Gabe, die dem Knecht versprochen war. Der Jude aber rief „an weihl an weihl blindet mich an, blindet mich fest.“ Da nahm der gute Knecht seine Geige vom Hals, legte sie zurecht, und wie er den ersten Strich that, sang alles an zu wabern und zu wanken, der Richter, die Schreiber, und die Gerichtsdienner: und der Strick fiel dem aus der Hand, der den Juden fest binden wollte: beim zweiten Strich hoben alle die Beine, und der Fenster ließ den guten Knecht los und machte sich zum Tanze fertig: bei dem dritten Strich sprang alles in die Höhe und sang an zu tanzen, und der Richter und der Jude waren vorn und sprangen am besten. Bald tanzte alles mit, was auf den Markt aus Neugierde herbei gekom-

men war, alte und junge, dicke und magere Leute untereinander: sogar die Hunde, die mitgekauten waren, setzten sich auf die Hinterfüße und hüpften mit. Und je länger er spielte, desto höher sprangen die Tänzer, daß sie sich einander an die Köpfe stießen und onfingen lärmend zu schreien. Endlich rief der Dichter ganz außer Atem, „Ich schenke dir dein Leben, höre mir auf zu geigen.“ Der gute Knecht ließ sich bewegen, setzte die Geige ab, hng sie wieder um den Hals und stieg die Leiter herab. Da trat er zu dem Juden, der auf der Erde lag und nach Atem schnappte, und sagte „Spitzbube, setzt dich wo du das Geld her hast, oder ich nehme mehre Gelde vom Hals und fange wieder an zu spielen.“ — „Ich hab's gestohlen, ich hab's gestohlen,“ schrie er, „du aber hast's redlich verdient.“ Da ließ der Dichter den Juden zum Galgen führen und als einen Dieb aufhängen.

111.

Der gelernte Jäger.

Es war einmal ein junger Bursch, der hatte die Schlosserhantierung gelernt und sprach zu seinem Vater er wollte jetzt in die Welt gehen und sich versuchen. „Ja,“ sagte der Vater, das bin ich zufrieden“ und gab ihm etwas Geld auf die Reise. Also zog er herum und suchte Arbeit. Auf eine Zeit, da wohnt ihm das Schlosserwerk nicht mehr solgen und stand ihm auch nicht mehr an, aber er kriegte Lust zur Jägerei. Da begegnete ihm auf der Wanderschaft ein Jäger in arthem Kleide, der fragte wo er her käme und wo er hin wollte. Er war ein Schlossergefess, sagte der Bursch, aber das Handwerk gefiele ihm nicht mehr, und hätte Lust zur Jägerei, ob er ihn als Lehrling annehmen wollte. „O ja, wenn du mit mir gehen willst.“ Da gng der junge Bursch mit, vermiethete sich etliche Jahre bei ihm und lernte die Jägerei. Danach wollte er sich weiter versuchen, und der Jäger gab ihm nichts zum Lohn als eine Blindhähle, die hatte aber die Eigenschaft, wenn er dawit einen Schuß that, so trat er unschibar. Da gng er

fort und kam in einen sehr großen Wald, von dem konnte er in einem Tag das Ende nicht finden. Wie's Abend war, setzte er sich auf einen hohen Baum, damit er aus den wilden Thieren könne. Gegen Mitternacht zu, dachte ihn, schlammerte ein kleines Lichtchen von weitem, da sah er durch die Äste darauf hin und befiel ihm in acht wo es war. Doch nahm er erst noch seinen Hut und warf ihn nach dem Licht zu herunter, daß er danach gehen wollte, wann er herabgestiegen wäre, als nach einem Zeichen. Nun kletterte er herunter, ging auf seinen Hut los, setzte ihn wieder auf und zog geradewegs fort. Je weiter er ging, je größer ward das Licht, und als er nahe herbei kam, sah er daß es ein gewaltiges Feuer war, und saßen drei Mieser dabei und hatten einen Dachsen am Spieß und ließen ihn braten. Der eine sprach der eine „ich muß doch schmecken ob das Fleisch bald zu essen ist,“ riß ein Stück herab und wollte es in den Mund stecken, aber der Jäger schloß es ihm aus der Hand. „Nun ja,“ sprach der Miese, „da weht mir der Wind das Stück aus der Hand“ und nahm sich ein anderes. Wie er eben anbeißen wollte, schloß es ihm der Jäger abermals weg; da gab der Miese dem, der neben ihm saß, eine Ohrfelge und rief zornig „was reißt du mir mein Stück weg?“ — „Ich habe es nicht weggerissen,“ sprach der andere, „es wird dir's ein Scharfschütze weggeschossen haben.“ Der Miese nahm sich das dritte Stück, konnte es aber nicht in der Hand behalten, der Jäger schloß es ihm heraus. Da sprachen die Mieser „das muß ein guter Schütze sein, der den Wissen vor dem Maul wegschleckt, so einer wäre uns nutzlos,“ und riefen laut „komm herbei, du Scharfschütze, setze dich zu uns ans Feuer und laß dich satt, wir wollen dir nichts thum, aber kommst du nicht, und wir holen dich mit Gewalt, so bist du verloren.“ Da trat der Bursch herzu und sagte er wäre ein gelernter Jäger, und wonach er mit seiner Wilsche ziele das treffe er auch sicher und gewiß. Da sprachen sie wenn er mit ihnen gehen wollte, sollte er's gut haben, und erzählten ihm vor dem Wald sei ein großes Wasser, dahinter ständ

ein Turm, und in dem Turm saß eine schöne Königstochter, die wollten sie gern rauben. „Ja,“ sprach er, „die will ich bald geschafft haben.“ Sagten sie weiter „es ist aber noch etwas dabel, es liegt ein kleines Blindchen dort, das läuft gleich an zu bellern, wann sich jemand nähert, und sobald das bellt, wacht auch alles am königlichen Hofe auf; und deshalb können wir nicht hinein kommen; unterstehst du dich das Blindchen tot zu schließen?“ — „Ja,“ sprach er, „das ist mir ein kleiner Spaß.“ Danach setzte er sich auf ein Schiff und fuhr über das Wasser, und wie er bald beim Land war, kam das Blindlein gelaufen und wollte bellern, aber er legte seine Windblase und schoss es tot. Wie die Mäusen das sahen, freuten sie sich und meinten sie hätten die Königstochter schon gewiß, aber der Jäger wollte erst sehen wie die Sache beschaffen war, und sprach sie sollten hantieren bleiben, bis er sie riefe. Da ging er in das Schloß, und es war mäschenförmig darin, und schloß alles. Wie er das erste Zimmer aufmachte, hing da ein Säbel an der Wand, der war von reinem Silber und war ein goldener Stern darauf und des Königs Name; daneben aber lag auf einem Tische ein versiegelter Brief, den brach er auf, und es stand darin wer den Säbel hätte, könnte alles ums Leben bringen, was ihm vorläme. Da nahm er den Säbel von der Wand, hing ihn um und ging weiter: da kam er in das Zimmer, wo die Königstochter lag und schlief: und sie war so schön, das er still stand und sie betrachtete und den Atem anhelt. Er dachte bei sich selbst „wie darf ich eine unschuldige Jungfrau in die Gewalt der wilden Mäusen bringen, die haben Missethüm im Sinn.“ Er schaute sich weiter um, da standen unter dem Bett ein paar Pantoffeln, auf dem rechten stand ihres Vaters Name mit einem Stern und auf dem linken ihr eigener Name mit einem Stern. Sie hatte auch ein großes Holztuch um, von Seide mit Gold ausgestickt, auf der rechten Seite ihres Vaters Name, auf der linken ihr Name, alles mit goldenen Buchstaben. Da nahm der Jäger eine Söhre und schnitt den rechten Schlippen ab

und that ihn in seinen Nagen, und dann nahm er auch rechten Pantoffel mit des Königs Namen und steckte ihn hin. Nun lag die Jungfrau noch immer und schlief, und sie ganz in ihr Hemd elugenäht: da schnitt er auch ein Stück von dem Hemd ab und steckte es zu dem andern, doch that das alles ohne sie anzurühren. Dann ging er fort und sie ungestört schlafen, und als er wieder ans Thor kam, sahen die Mägen noch draussen, warteten auf ihn und dach er sollte die Königstochter bringen. Er rief ihnen aber sie sollten herein kommen, die Jungfrau wäre schon in seinem Gewalt: die Thüre konnte er ihnen aber nicht aufmachen, da wäre ein Loch, durch welches sie kriechen müßten. Da kam der erste näher, da wickelte der Jäger des Mägen um seine Hand, zog den Kopf herein und blieb ihn mit dem Säbel in einem Streich ab, und dann (zog) ihn da vollends hinein. Dann rief er den zweiten und blieb gleichfalls das Haupt ab, und endlich auch dem dritten, war froh daß er die schöne Jungfrau von ihren Geladen freit hatte und schnitt ihnen die Zungen aus und steckte in seinen Nagen. Da dachte er „ich will heim gehen zu meinem Vater und ihm zeigen was ich schon gethan habe, da will ich in der Welt herum ziehen; das Glück, das mir beschereu will, wird mich schon erreichen.“

Der König in dem Schloß aber, als er aufwachte, erblickte er die drei Mägen, die da tot lagen. Dann ging er in Schlafkammer seiner Tochter, weckte sie auf und fragte, das wohl gewesen wäre, der die Mägen ums Leben gebracht hätte. Da sagte sie „Mein Vater, ich weiß es nicht, ich habe geschlafen.“ Wie sie nun aufstand und ihre Pantoffeln anziehen wollte, da war der rechte weg, und wie sie ihr Hemd betrachtete, war es durchschnitten und fehlte der rechte Schlippen, und wie sie ihr Hemd ansah, war ein Stück heraus. Der König ließ den ganzen Hof zusammen kommen Soldaten und alles, was da war, und fragte wer seine Tochter befreit und die Mägen ums Leben gebracht hätte? Ni-

hatte er einen Hauptmann, der war einkniglig und ein häßlicher Mensch, der sagte er hätte es gethan. Da sprach der alte König so er das vollbracht hätte, sollte er seine Tochter auch heiraten. Die Jungfrau aber sagte „Nieber Vater, das will ich den heiraten soll, will ich lieber in die Welt gehen, so weit als mich meine Beine tragen.“ Da sprach der König wenn sie den nicht heiraten wollte, sollte sie die königlichen Äcker anziehen und Bauernfelder anthun und fortgehen; und sie sollte zu einem Töpfer gehen und einen Handel mit edeltem Geschirre anfangen. Da that sie ihre königlichen Äcker aus und ging zu einem Töpfer und borgte sich einen irdenen Wert; sie versprach ihm auch, wenn sie's am Abend verkauft hätte, wollte sie es bezahlen. Nun sagte der König sie sollte sich an eine Ecke damit setzen und es verkaufen, dann erstellte er etliche Bauernwagen, die sollten mitten durchfahren, ob alles in lausend Stücke ginge. Wie nun die Königstochter ihren irden Wert auf die Straße hingestellt hatte, kamen die Wagen und zerbrachen ihn zu lauter Scherben. Sie fing an zu weinen und sprach „ach Gott, wie will ich nun den Töpfer bezahlen.“ Der König aber hatte sie damit zwingen wollen den Hauptmann zu heiraten, statt dessen ging sie wieder zum Töpfer und fragte ihn ob er ihr noch einmal borgen wollte. Er antwortete nein, sie sollte erst das vorige bezahlen. Da ging sie zu ihrem Vater, sehte und jammerte, und sagte sie wollte in die Welt hingehen. Da sprach er „ich will die verkaufen in dem Wald ein Hänschen bauen lassen, darin sollst du dein Verbot sitzen und sie jedermann locken, du darfst aber kein Geld nehmen.“ Als das Hänschen fertig war, ward vor der Thüre ein Schild gehängt, darauf stand geschrieben „hente umsonst, morgen stte Geld.“ Da saß sie lange Zeit, und suchte es sich in der Welt herum, da sahe eine Jungfrau, die nicht umsonst, und das stand vor der Thüre an einem Schild. Das hörte auch der König und dachte „das wäre etwas für mich, du bist doch arm und hast kein Geld.“ Er nahm also eine Windbüchse und den Kanzen, worin noch alles steckte,

was er damals im Schloß als Wahrzeichen mitgenommen hatte, ging in den Wald und fand auch das Häuschen mit dem Schild „heute umsonst, morgen ihr Geld.“ Er hatte aber den Degen umhängen, womit er den drei Miesen den Kopf abgehauen hatte, trat so in das Häuschen hinein und ließ sich etwas zu essen geben. Er freute sich über das schöne Mädchen, es war aber auch bilschön. Sie fragte wo er her käme und hin wollte, da sagte er „ich reise in der Welt herum.“ Da fragte sie ihn wo er den Degen her hätte, da stände ja ihres Vaters Name darauf. Fragte er ob sie des Königs Tochter wäre. „Ja,“ antwortete sie. „Mit diesem Säbel,“ sprach er, „habe ich drei Miesen den Kopf abgehauen“ und holte zum Zeichen ihre Ringe aus dem Mäusen, dann zeigt er ihr auch den Pantoffel, den Schlappen vom Halsband und das Stüch vom Hemd. Da war sie voll Freude und sagt er wäre derjenige der sie erlöst hätte. Darauf gingen sie zusammen zum alten König und holten ihn herbei, und sie führte ihn in ihre Kammer und sagte ihm der Jäger wäre der rechte der sie von den Miesen erlöst hätte. Und wie der alte König die Wahrzeichen alle sah, da konnte er nicht mehr zweifeln und sagte es wäre ihm lieb daß er wollte wie alles zugegangen wäre, und er sollte sie nun auch zur Gemahlin haben; darüber freute sich die Jungfrau von Herzen. Darauf Meldete sie ihm, als wenn er ein fremder Herr wäre, und der König ließ ein Gastmahl aufstellen. Als sie nun zu Tisch gingen kam der Hauptmann auf die linke Seite der Königs-tochter zu sitzen, der Jäger aber auf die rechte; und der Hauptmann meinte das wäre ein fremder Herr und wäre zum Besuch gekommen. Wie sie gegessen und getrunken hatten, sprach der alte König zum Hauptmann er wollte ihm etwas aufgeben das sollte er erraten; wenn er spräche er hätte drei Miesens Leben gebracht, und er gefragt würde, wo die Ringe der Miesen wären, und er wollte zusehen, und wären keine in ihren Köpfen, wie das zugehe? Da sagte der Hauptmann „sie werden keine gehabt haben.“ — „Nicht so,“ sagte der

König „jedes Wetter hat eine Zunge,“ und fragte weiter was der wert wäre, daß ihm widerspreche? Antwortete der Hauptmann „der gehört in Stücken zerrissen zu werden.“ Da sagte der König er hätte sich selber sein Urtheil gesprochen, und ward der Hauptmann gefänglich gefesselt und dann in vier Stücke zerrissen, die Königstochter aber mit dem Jäger verheirathet. Danach holte er seinen Vater und seine Mutter herbei, und die lebten in Freude bei ihrem Sohn, und nach des alten Königs Tod bekam er das Reich.

112.

Der Dreschflegel vom Himmel.

Es zog einmal ein Bauer mit einem Paar Ochsen zum Pflügen aus. Als er auf den Acker kam, da fingen den beiden Thieren die Hörner an zu wachsen, wuchsen fort, und als er nach Hans wollte, waren sie so groß, daß er nicht mit zum Thor hinein konnte. In gutem Glück kam gerade ein Wehger daher, dem überließ er sie, und schlossen sie den Handel dergestalt, daß er sollte dem Wehger ein Maß Albsamen bringen, der wolle ihm dann für jedes Korn einen brabantischen Thaler auszählen. Das heißt ich gut verkauft! Der Bauer ging nun heim, und trug das Maß Albsamen auf dem Rücken herbei; unterwegs verlor er aber aus dem Sack ein Körnchen. Der Wehger bezahlte ihn wie gehandelt war richtig aus; hätte der Bauer das Korn nicht verloren, so hätte er eben brabantischen Thaler mehr gehabt. Indessen, wie er wieder des Wegs zurückkam, war aus dem Korn ein Baum gewachsen, der reichte bis an den Himmel. Da dachte der Bauer „weil die Gelegenheit da ist, mußst du doch sehen, was die Engel da oben machen, und ihnen einmal unter die Augen gucken.“ Also stieg er hinauf und sah daß die Engel oben Haiser drohen und schaute das mit an: wie er so schaute, merkte er, daß der Baum, worauf er stand, anfing zu wackeln, guckte hinunter und sah daß ihn eben einer umhauen wollte. „Wenn du da herab stürztst, das wäre ein böses Ding,“ dachte er, und in

der Not wußt er sich nicht besser zu helfen, als daß er die Spreu vom Hafer nahm, die hausemweis da lag, und daraus einen Strick drehle; auch griff er noch einer Hacke und eines Dreschflegels, die da herum im Himmel lagen, und ließ sie an dem Seil herunter. Er kam aber unten auf der Erde gerade in ein tiefes tiefes Loch, und da war es ein rechttes Glück, daß er die Hacke hatte, denn er hatte sich damit eine Treppe fleg in die Höhe und brachte den Dreschflegel zum Wahrzeichen mit, so daß niemand an seiner Erzählung mehr zweifeln konnte.

118.

De beiden Königsstinner.

Et was mol en stinnig wesi, de hadde en kleinen Jung Tregen, in den sin Tellen (Zeichen) hadde stahn, he sull bi einen Hirsch künnebracht weren, wenn he sesseln Sohr ast wär. Also he mit so wut anevassen was, do giengen de Jägers mit künne up de Jogg. In den Holte, do stinnut de stinnig sohn ble de annere denne (von den andern weg), up elum sliht he do ein grooten Hirsch, den wull he scheiten, he kin en anerst nix dreppen; up't lest is de Hirsch so lange für ihn herut laupen, bis ganz ut den Holte, do stieht do up elum so ein grot lant Mann stad des Hirsches, de segd „mit dat gut, dat ik di heve; ik heve schon sess paar gleserne Schi schon künne die caput jaget un heve di nix kriegen könn. Do stinnut he kin mit sit mit schlippel em dir ein grot Wa bis für ein grot stinnigschloot, da mit he mit an'n Dst eten wat. Also se losammen wat geeten heb, segd de stinnig „ik heve drel Dächter, ble der blesten mitst du en Nacht wak, von des Obends nlegen Uhr bis Morgen sess, un ik kin jedesmol, wenn de Morke schlät, schlavens un rope, un we du mit dann eine Antwort gibst, so werst du Morgen künne bracht, wenn du anerst mit künne Antwort gibst, so sals se tor Frunge heven.“ Also do die jungen Ende up de Scht künne künne, do stund der en steinere Chrißtoffel, do se

de K nigsdochter to ennie „um  legen  hr k mmet min Tette (Vater), alle Stimme ble et dreie schl t, wenn he fr get, so g vet gl ein Antwort statt des K nigs nhus.“ Do  l ede de st rnerne Christoffel mit den Koppe ganz schw me nu dann   nner lauk mer, ble he to leste wler stille stand. Den anneren Morgen, da segd de K nig to ennie „du heft dine Sacken gut maeket, awerst mine Dochter kann   nig hergleiden, du m stest dann en Nacht ble de tweiden Dochter waeken, dann will   nle mal drup bedenken, ob du mine   ste Dochter tor Fr gge herwen kannst; awerst   k nne olle Stimme s t wenst, nu wenn   ble rope, so antwoorte nle, nu wenn   ble rope nu du antwortest nig, so soll stelten din Wand s r nle.“ Nu do g ngen de beiden  p de Schlo ammer, do stond do noch en gr teren st rneren Christoffel, dato seg de K nigsdochter „wenn min Tette fr gt, so antwoorte du.“ Do  l ede de grote st rnerne Christoffel wler mit den Koppe ganz schw me nu dann   nner lauk mer, ble he to leste wler stille stand. Nu de K nigs n  legte s   p den D  f   (E l sch elle), legte de Hand  nner den Kopp nu schl p l ne. Den anneren Morgen seh de K nig to  nne „du heft dine Sacken twaren gut maeket, awerst mine Dochter kann   nig hergleiden, du m stest s s ble der  nngesten K nigsdochter en Nacht waeken, dann will   nle bedenken, ob du mine tweide Dochter tor Fr gge herwen kannst; awerst   k nne olle Stimme s t wenst nu wenn   ble rope, so antwoorte nle, nu wenn   ble rope nu du antwortest nig, so soll stelten din Wand s r nle.“ Do g ngen se wler tohope (zusammen)  p ehre Schlo ammer, do was do noch en viel gr teru nu viel l ngeru Christoffel, ase ble de twel ersten. Dato segte de K nigsdochter „wenn min Tette r pet, so antwoorte du,“ do  l ede de grote l nge st rnerne Christoffel wohl ene halwe Stimme mit den Koppe, ble de Kopp tolest wler stille stand. Nu de K nigs n  legte s   p de D  f   nu schl p l ne. Den annern Morgen, da segd de K nig „du heft twaren gut waeket, awerst   kann ble nan mine Dochter  g g wen,   herwe so en groten Was, wenn

du mie den von hille Morgen sesse bis Oubds sesse ashangest,
 so will ik mie drup bedenken." Do dehe (thut d. i. gab) he
 kume en gleserne Eze, en glesernen Kiel nu en gleserne Hoft-
 hake midde. Wie he in dat Hoft kummen is, do hangete he
 etmaal ta, do was de Eze entwei: da nam he den Kiel nu
 schlett etmaal mit de Hofthake darnuppe, do is et so hurt nu
 so klein ale Grutt (Sand). Da was he sa bedröwet nu glöbte
 nu müße he sterwen, nu he gelt sitten un gelent (welut). Afset
 nu Widdag is, do segd de Künig „eine von Inet Mäken matt
 kume wat to etten bringen." — „Nee," segged de beiden Üle-
 sen, „wie wilt In nichts bringen, iaa he dat Ieste ble wartet
 het, de kann In and wat bringen." Do mußt de Jungste
 weg un bringen kume laet ta etten. Ase in den Walle kum-
 met, da trägt se In wie et kume glenge? „D," sehe he, „et
 glenge In ganz schlechte." Do sehe se he sull herkommen un
 etten eest en bitten; „ene," sehe he, „dot kume he nig, he
 müße ja doch sterwen, etten will he nig mehr." Da gab se
 kume sa viel gute Waare, he möchte et doch versöken: da kummt
 he un eit wat. Ase he wat gelten het, do sehe se „ik will
 die eest en bitten Insen, dann werst du amerst is Stumen." Da
 se In Inset, da werd he sa müße un schlöppe In, und da
 kummet se ehren Daad un kummet en Kump do In, un schräkt
 In dreimal up de Gere un segd „Aweggers, hernt!" Do
 wäken glet so viele Erdinckmens hersen kummen un hadden
 froget wat de Künigsdochter beselde. Do seh se „in Tied von
 drei Stunnen mußt de grote Wall ashoggen un olle dat Hoft
 in Hopen settet sen." Do glengen de Erdinckmens hernu
 un baen ehre ganze Bewahrschap up, dat se ehuen an de Ar-
 weilt helpen sullen. Do slengen se glet an, un ase de drei
 Stunne kume tallen, do is olles to Ende (zu Ende) laest:
 un da kumen se wter to der Künigsdochter un sehent ehr. Do
 kummet se wter ehren witten Dood un segd „Aweggers, nah
 Gns!" Do siet se alle wter laege laest. Do de seluigstunhu
 uplaodet, so werd he so frau, do segd se „laen et mi sesse
 schoen het, so kumme nah Gns." Dat het he auch bevolget

nu do frägt de Künig „hest du den Ball aawe (ab)?“ — „Jo“ segd de Künigssohn. Ase se do an een Diste stiet, do seh de Künig „it kann bl nu minne Dochter nie tor Frugge giewen, he möste eest nu wal minne se dohen.“ Do frägt he wat dat denn sien sülle. „St heve so en grot Dier“, seh de Künig, „do mußt du den annern Morgen hlinne nu mußt en uutschloen, dat he so blank is ase en Spegel, nu et nihtet von ollerhand Fiste dorkime sien.“ Den annern Morgen do gav sinne de Künig ene gleserne Schute (Schlippe) nu segd „minne jess ihx mot de Dier ferrig sien.“ Do gelt he weg, ase he ble den Dier kummet, do steket he mit de Schute in de Wuthe (Woor, Sumpf), do bract se af: do steket he mit de Sacken in de Wuthe, nu et was woler caput. Do werd he ganz bedröwet. Den Wilddag brachte de jingeste Dochter sinne wat to etten, do frägt se wo et sinne glenge? Do seh de Künigssohn et glenge sinne ganz schlechte, he sull sinen Kopp wohl misen nuntten: „dat Geschire is nie wlr kein gohen.“ — „O“, seh se, „he sull kummen nu etten eest wat, dann werst du annern Sinnes.“ — „Ne“, segte he, „etten kann he nig, he wer gar to bedröwet.“ Do givt se sinne viel grde Moore bis he kummet nu ett walt. Do inset se sinu woler, nu he schloppet in: se nihtet von nlggen en Dood, schlett en Knupp do lunt nu koppet mit den Knuppe dreimol up de Gere nu segt „Anweggers, herut!“ Do kummt gilet so viele Gerdmännkens nu froget olle wat ehr Begeren wlr. In Eled von drei Stunne moften se den Dier ganz uutschloen heoen, nu he möste so blank sien, dann man st lunt spegelen sinne, nu von ollerhand Fiste moften dorkime sien. Do glengen de Gerdmännkens hlinu nu boen ehre Betwanschap up, dat se sinen helpen sullen; nu et is and in zwei Stunnen ferrig west. Do kummet se woler nu segd „wie hst dohen, so ns besoten is.“ Do nihtet de Künigsdochter den Dood nu schlett woler dreimol up de Gere nu segd „Anweggers, to Hus!“ Do stet se olle woler weg. Ase do de Künigssohn upwacket, do is de Dier ferrig. Do gelt de Künigsdochter and weg, nu segd

wenn et jesse wär, dann sull he nah Sus kinnen. Ase he do nah Sus kinnnet, do frägt de Künig „hes du den Diet ferrig?“ — „Jo,“ seh de Künigssohn. Dat wilt schöne. Do se do wier so Diste sittet, do seh de Künig „du host den Diet twaren ferrig, awerst ik kann di mine Dochter noch nie giewen, du most eest van eins dohen.“ — „Wat is dat dein?“ frögte de Künigssohn. Se hebbe so en grot Berg, do wiken Inter Dorenbusse anne, de mosten alle ashoggen wexen, un bowen up moste he en grot Schloß bidden, dat moste so wacker sien, ase't nu en Meiste denken künne, un olle Ingedünse, de in den Schloß gehorden, de müsten der olle lüne sien. Do he nu den anneren Morgen up steit, do gav lüne de Künig en glesernen Exen un en glesernen Doren mie: et most moerst un jess Uhr ferrig sien. Do he an den eersten Dorenbusse mit de Exen anhogget, do gieng se so lurt un so klein dat de Silster rund un lüne herfloen, un de Doren kunn he aut ulg bruden. Dow ar he ganz bedröwet un tosse (wartete) up sine Leiweste, op de nie selue un ihm ut de Haut hülpe. Ase't do Middelag is, do künnet se un bringet wat so eiken: do geit he ehr in de Mäte (entgegen) un verliest ehr alles un ett wat, un leit si von ehr lusen un schlappet in. Do nimmnet se wier den Kuupp un schlett donkt upp de Gere un segd „Arweggers, hernt!“ Do künnet wiler so dlet Gerdämme-lens un froget wat ehr Wegeren wilt? Do seh se „in Lieb von drei Stimmen miltet in den ganzen Lust ashoggen, un bowen uppe den Berge do mot en Schloß stohen, dat mot so wacker sien, ase't nu enet denken kann, un olle Ingedünse miltet do lüne sien. Do gieng se hünne un boen ehre Ber-wanschop up, dat se helpen sullen, un ose te Lieb künne was, do was alles ferrig. Do künnet se to der Künigsdochter un segget dat, un de Künigsdochter nimmnet den Doog un schlett dreimal donkt up de Gere un segd „Arweggers to Sus!“ Do steit se gilet olle wiler weg west. Do un de Künigssohn up-werlet, un oßes soh, do was he so fran ase en Vogel in der Lust. Do et do jesse schloen hadde, do giengen se tohantpe nah

Hns. Do segd de Künig „Is dat Schlott anet jerrig?“
 „Jo“ sech de Künigsohn. „Nee do ta Disse stiet, do segd i
 Künig „mine Jungeste Dochter kann ik nie gienven, besux de
 twel ältesten frigget het.“ Do wor de Künigsohn un de Künigs-
 dochter ganz bedröwet, mid de Künigsohn ionste sik gar nig
 to bergen (helsen). Do kunniet he mol ble Nacht do der
 Künigsdochter un löppet dermit furt. Nee do en blicken soeg-
 set, do siket sik de Dochter mol minne und sikht ehren Vader
 hinner sik. „O,“ sech se, „wo sull wile dat machen? min Va-
 der is hinner us un will us unnocholen: ik will die grade
 to'n Dörenbusch machen un mie tor Rose un ik will mie hinner
 midden in den Busch soaren (schliken).“ Nee do de Vader
 an de Stelle kunniet, do stiet do en Dörenbusch un ene Rose
 do anie: do will he de Rose afbrecken, do kunniet de Dören
 un secket sin in de Fluger, dat he wiler nah Hns gehen mit.
 Do frägt sine Krugge worumme he se nig hädde mitdebrecht.
 Do sech he he wiler der bakt ble west, averst he hedde se uppen
 mol ut den Gesichte verloren, un do hädde do en Dörenbusch
 un ene Rose stohen. Do sech de Künig „heddest du ment
 (mit) de Rose afbrecken, de Busch hedde sullen wohl kunnien.“
 Do gelt he wiler weg un will de Rose herholen. Immerdes
 waren averst de beiden schon wiler biver Geld, un de Künig
 löppet der hinner her. Do siket sik de Dochter wiler minne
 un sikht ehren Vader kunnien: do sech se „o, wo sull wile et
 un machen? ik will die grade tor Kerke machen un mie ton
 Pastoer: do will ik up de Kanzel stohn un predigen.“ Nee do
 de Künig an de Stelle kunniet, do stiet do ene Kerke, un up
 de Kanzel is en Pastoer un prediget: do hort he de Predig
 to un gelt wiler nah Hns. Do frägt de Künigine worumme
 he se nig midde brocht hedde, da segd he „nee, ik hewe se so
 lange nachlaupen, un os ik glovte ik wer der bold ble, do stiet
 do en Kerke un up de Kanzel en Pastoer, de predigte.“ —
 „Du häddest sullen ment den Pastoer bringen,“ sech de Hns,
 „de Kerke hädde sullen wohl kunnien: dat ik die ant (wein
 ich dich ant) schiite, dat kann nig mer helpen, ik mit sik-

wenst hünne gohen.^a Als se do ene Miese wege is in de beiden von fern slyht, do kicket sif de Künigsdochter minne in slyht ehre Moder kummen un segd „nu sie wie ungslycht, in kummet mine Moder slywenst: it will die grode tou Dier maaden un nile tom Fisl.“ Do de Moder up de Stelle kummet, do is do en grot Dier, un in de Mide spraut en Fisl herinne un kicket mit den Kopp ut den Water un was ganz lusig. Do wull se geren den Fisl irigen, owerst se kun sin gar nlg saugen. Do werd se ganz böse un drinlet den ganzen Dier ut, dot se den Fisl irigen will, awerst do werd se so shwet, dat se sif spiggen mott un spigget den gansen Dier wler ut. Do seh se „it sehe do wohl dat et olle nlg me hespen kann.“ set mochten un wler to ehr kummen. Do gohe se dom and wler hünne, un de Küniginne givt der Dochter drei Wallnutte und segd „do kunnst du die mit hespen, toem du in dine hysse Hand bisl.“ Un do glengen de jungen Eld wler tohanpe weg. De se do wohl tein Sinne gohen hadden do kummet se an dat Schloft, wodon de Künigsfuhn was, un dohle was en Dorp. Als se do omme keimen, do segd de Künigsfuhn „blye hic, mine Schweste, it will eest up dot Schloft gohen, un dann will it mit den Wagen un Bedeinten kummen un will die asholen.“ Als he do up dot Schloft kummet, do werd se olle so frau dot se den Künigsfuhn un wle hett: do vertelt he he hedde ene Brnt, un de wlr leht in den Dorpe, se wullen mit den Wagen hintreden un se hofen. D spaunt se and glet ou, un wle Bedeinten setten sich up den Wagen. Als do de Künigsfuhn inslegen wull, do gav hi sine Moder en Kus, do hadde he alles vergeten, wat schehen was un out wat he dohen will. Do besaf de Moder se sinne wler utspannen, un do glengen se olle wler in't Hns. Do wäken awerst sif in Dorpe un inert un suert un meint e soll se asholen, et kummet awerst leuer. Do beriolet (vermietet) sif de Künigsdochter in de Mühle, de hoerde ble do Schloft, do mosse se olle Rohmbdage ble den Watter sille un Stunze schiren (Gefäße reinigen). Do kummet de Kün

glime mol von den Schlotte gegohen, un gohet on den Water
 spazieren, un selhet dat wattere Mäken do sitten, do segd se
 „wat is dot sîr en wacker Mäken! wat gesôlt mie dat gut!“
 Do lîket se et olle an, alverst leen Mense hadde et sond. Do
 gelt wohl ene lunge Tied vorûse, dat dat Mäken eerst un
 getrugge ble den Mîller delut. Unerdes hadde de Kînigîme
 ene Frugge sîr ehren Suhn socht, de is ganz sereu ut der
 Wêld loest. Ase do de Brut onkîmmet, do sôlt se gîet to-
 houpe gîeoen weren. Et karpet so viese Eide tofomen, de dat
 olle selhen wîlt, do segd dot Mäken to den Mîller he mûgle
 ehr doch ouch Verlob gîeoen. Do seh de Mîller „go menten
 hîlme.“ Ase't do weg iolt, do maket et ene van den drei
 Wallustten up, do legt do so en wacker Kleid lîme, dot trecket
 et on un gîent domie in de Kerle gîen den Ktor stohen.
 Up einuol kîmmet de Brut un de Brîne (Brântigom), un
 sellet sîr sîr den Ktor, un ase de Postoer se do insiguen wîlt,
 do lîket sîr de Brut van der Hôwe (seltwârle), un sîht et do
 stohen, do sîet se wîer up, un segd se wîlt sîr nie gîeoen
 loten, ble se auit so en wacker Kleid hâdde, ase de Dame. Do
 glengen se wîer nah. Dus un lîten de Dame stoen ob se dat
 Kleid wohl verlost. Aee, verlanpen dan se't nîg, alerst ver-
 delnen, dat mûgle wohl sien. Do fragten se ehr wat se denn
 dohen sullen. Do segd se wenn se van Nachte sur dat Dohr
 van den Kînigssuhn schlafen dôlle, dann wîlt se et wohl
 dohen. Do seget se jo, dat sîr se menten dohen. Do mîttet
 de Bedeluten den Kînigssuhn en Schlopprînt luglewen, un
 do legt se sîr up den Sîll un gîusest (wîusest) de heile Nacht,
 se hâdde den Wall sîr in ashoggen loten, se hâdde de Dîet
 sîr in utschoen, se hâdde dat Scholt sîr in bugget, se hâdde
 lîme ton Dôrenuß maket, dann wîer lor Kerle un tolest
 tom Dîet, un he hâdde se so geschwîme vergeten. De Kînigs-
 suhn hadde nîts davon hêrt, de Bedeluten alerst wîken up-
 wortet un hadden toîstert un hadden nie wîst wot et sîll
 bedîen. Den anneren Morgen, ase se upstohen wîken, do
 trouf de Brut dat Kleid an, un fort mit den Brînen nah

der Kerle. Unerredes macket dat wackere Wäsen de horde Wallmütt up, un do is uan en schöner Kleid lüne, dat thilt et wter an un gelt domie la de Kerle gien den Altor stohen, do gelt et dann ewen wie dat vlrge mol. In dat Wäsen liegt wter en Nacht slr den Skll, de nah des Klnigsuhns Stobe gelt, un de Bedehnten slt slr wter en Schlopdrmz linglewen, de Bedehnten kummet aoverst un gletot slne wat to wacken, domie legt he slt to Bedde; un de Willersmaged fur den Dürstll glnselt wter so blef un sech wat se dohen hödde. Dat hbrt olle de Klnigsuhu un werd ganz bedröwet, un et sölt slne olle wter ble toot vergangen was. Do toll he nah ehr gohen, aoverst slne Moder hadde de Dör toschlotten. Den annern Morgen aoverst gien he glet to slner Lehoesten und vertellte ehr olles, wie et mit slne togangen wlr, un se mögte slne doch nlg bruse sln dat he se so lange vergelten hädde. Do macket de Klnigsdochter de dridde Wallmütt up, do is uan en blef wackerer Kleid lüne; dat trecket sle an un sbrt mit ehrem Wllmen nah de Kerle, un do lemen so blese Klnner, de gelnwen slne Wlomen un hellen slne brute Wänner slr de stöte, un se leiten slt lnsquen un hellen ene slstige Spochtled; aoverst de falsche Moder mid Wnt mofen toeg. In we dat lest vertellt het, den is de Wind noch wärm.

114.

Vom Ingen Schneiberlein.

Es war einmal eine Prinzessin gewaltig stolz; lam ein Freier, so gab sie ihm etwas zu raten auf, und wenn er's nicht erraten konnte, so ward er mit Spott fortgeschickt. Sie ließ auch bekannt machen, wer ihr Rätsel löste, sollte sich mit ihr vermaählen, und möchte kommen wer da wollte. Endlich fanden sich auch drei Schneider zusammen, davon meinten die zwei ältesten sie hätten so manchen schen Stck gethan und hätten's getroffen, da könnt's ihnen nicht fehlen, sie müßten's auch hier treffen; der dritte war ein kleiner unmlher Sprung- lnseld, der nicht einmal sein Gaudiwert verstand, ober meinte

er mußte dabei Glück haben, denn woher sollte's ihm sonst kommen. Da sprachen die zwei andern zu ihm „bleib nur zu Hans, du wirst mit deinem blöden Verstande nicht weit kommen.“ Das Schneidwerklein ließ sich aber nicht irre machen und sagte es hätte einmal seinen Kopf darauf gesetzt und wollte sich schon helfen, und ging dahin als wäre die ganze Welt sein.

Da meldeten sich alle drei bei der Prinzessin und sagten sie sollte ihnen ihre Mäkel vorlegen: es wären die rechten Pente angekommen, die hätten einen solchen Verstand, daß man ihn wohl in eine Nadel fädeln könnte. Da sprach die Prinzessin „ich habe zweierlei Haar auf dem Kopf, von was für Farben ist das?“ — „Wein's weiter nichts ist,“ sagte der erste, „es wird schwarz und weiß sein, wie Tuch, das man Kammel und Salz nennt.“ Die Prinzessin sprach „falsch geraten, antworte der zweite.“ Da sagte der zweite „ist's nicht schwarz und weiß, so ist's braun und rot, wie meines Herrn Vaters Bratenroth.“ — „Falsch geraten,“ sagte die Prinzessin, „antworte der dritte, denn seh ich's an, der weiß es sicherlich.“ Da trat das Schneidwerklein fest hervor, und sprach „die Prinzessin hat ein silbernes und ein goldenes Haar auf dem Kopf, und das sind die zweierlei Farben.“ Wie die Prinzessin das hörte, ward sie blaß, und wäre vor Schrecken beinahe hingefallen, denn das Schneidwerklein hatte es getroffen, und sie hatte fest geglaubt das würde kein Mensch auf der Welt herausbringen. Als ihr das Herz wieder kam, sprach sie „damit hast du mich noch nicht gewonnen, du mußt noch eins thun, unten im Stall liegt ein Wär, bei dem sollst du die Nacht zubringen; wenn ich dann morgen aufstehe, und du bist noch lebendig, so sollst du mich heiraten.“ Sie dachte aber damit wollte sie das Schneidwerklein los werden, denn der Wär hatte noch keinen Menschen lebendig gelassen, der ihm unter die Tassen gekommen war. Das Schneidwerklein ließ sich nicht abschrecken, war ganz vergnügt, und sprach „selbst gewagt, ist bald gewonnen.“

Als nun der Abend kam, ward mehr Schneidwerklein hinunter zum Wären gebracht. Der Wär wollte auch gleich auf

den kleinen Kerl los und ihm mit seiner Tazge einen guten Willkommen geben. „Sachte, sachte,“ sprach das Schneiderlein, „ich will dich schon zur Ruhe bringen.“ Da holte es ganz genüchlich, als hätte es keine Sorgen, weisse Milse aus der Tasche, biß sie auf und aß die Kerne. Wie der Wär das sah, legte er Lust und wollte auch Milse haben. Das Schneiderlein griff in die Tasche und reichte ihm eine Hand voll; es waren aber keine Milse sondern Wadersteine. Der Wär steckte sie ins Maul, konnte aber nichts ausbringen, er mochte beißen wie er wollte. „El,“ dachte er, „was bist du für ein dummer Mops! kannst nicht einmal die Milse aufbeißen“ und sprach zum Schneiderlein „mein, beiß mir die Milse auf.“ — „Da siehst du was du für ein Kerl bist,“ sprach das Schneiderlein, „hast so ein großes Maul und kannst die kleine Nuz nicht aufbeißen.“ Da nahm es die Steine, war hurtig, steckte dafür eine Nuz in den Mund und knoch, war sie entzwei. „Ich muß das Ding noch einmal probieren,“ sprach der Wär, „wenn ich's ja ansehe, ich mein ich mißst's auch können.“ Da gab ihm das Schneiderlein abermals Wadersteine, und der Wär arbeitete und biß aus allen Selbstkräften hinein. Aber du glaubst auch nicht daß er sie angebracht hat. Wie das vorbei war, holte das Schneiderlein eine Violine unter dem Rock hervor und spielte sich ein Stückerl darauf. Als der Wär die Musik vernahm, konnte er es nicht lassen und fing an zu tanzen und als er ein Weltschen getanzt hatte, gestiel ihm das Ding so wohl, daß er zum Schneiderlein sprach „hör, ist das Geigen schwer?“ — „Kinderleicht siehst du, mit der Linken leg ich die Finger auf und mit der Rechten streich ich mit dem Bogen drauf los, da geht's lustig, hapsa, biballalera?“ — „So Geigen,“ sprach der Wär, „das mißst ich auch verstehen, damit ich tanzen könnte, ja oft ich Lust hätte. Was meinst du dazu? Wißt du mir Unterricht darin geben?“ — „Von Herzen gern,“ sagte das Schneiderlein, „wenn du Geschick dozn hast. Aber weis einmal deine Tazge her, die sind gewaltig lang, ich muß dir die Nägel ein wenig abschneiden.“ Da

ward ein Schraubstock herbeigeholt, und der Wär legte seine Laken darauf, das Schneiderteln aber schraubte sie fest und sprach „nun warte bis ich mit der Schere komme,“ ließ den Wären brummen, so viel er wollte, legte sich in die Ecke auf ein Bünd Stroh und schlief ein.

Die Prinzessin, als sie am Abend den Wären so gewaltig brummen hörte, glaubte nicht anders, als er brumme vor Freunden und hätte dem Schneider den Varaus gemacht. Am Morgen stand sie ganz unbesorgt und vergnügt auf, wie sie aber nach dem Stall guckt, so steht das Schneiderteln ganz mitten davor und ist gesund wie ein Fisch im Wasser. Da konnte sie nun kein Wort mehr dagegen sagen, weil sie's öffentlich versprochen hatte, und der König ließ einen Wagen kommen, darin mußte sie mit dem Schneiderteln zur Kirche fahren, und sollte sie da verheiratet werden. Wie sie eingestiegen waren, gingen die beiden andern Schneider, die ein falsches Herz hatten und ihm sehr Miß nicht gaben, in den Stall und schraubten den Wären los. Der Wär in voller Wut raunte hinter dem Wagen her. Die Prinzessin hörte ihn schreien und brummen: es ward ihr angst, und sie rief „ach, der Wär ist hinter uns und will dich holen.“ Das Schneiderteln war starr, stellte sich auf den Kopf, stellte die Beine zum Fenster hinaus und rief „steht du den Schraubstock? warum du nicht gehst, so sollst du wieder hinein.“ Wie der Wär das sah, drehte er um und lief fort. Mein Schneiderlein fuhr da ruhig in die Kirche und die Prinzessin ward ihm an die Hand getraut, und lebte er mit ihr vergnügt wie eine Poldierche. Wer's nicht glaubt, bezahlt einen Thaler.

116.

Die klare Sonne bringt's an den Tag.

Ein Schneidergesell reiste in der Welt auf sein Handwerk herum und konnte er einmal keine Arbeit finden, und war die Armut bei ihm so groß, daß er keinen Heller Begehd hatte. In der Zeit begegnete ihm auf dem Wege ein Jude, und da

dachte er der hätte viel Geld bei sich und ließ Gott aus seinem Herzen, ging auf ihn los, und sprach „gib mir dein Geld, oder ich schlag dich tot.“ Da sagte der Jude „schenkt mir doch das Leben, Geld hab ich keins und nicht mehr als acht Heller.“ Der Schneider aber sprach „du hast doch Geld, und das soll auch heraus,“ brachte Gewalt und schlug ihn so lange bis er nah am Tod war. Und wie der Jude nun sterben wollte, sprach er das letzte Wort „die klare Sonne wird es an den Tag bringen!“ und starb damit. Der Schneidergefell griff ihn in die Tasche und suchte nach Geld, er fand aber nicht mehr als die acht Heller, wie der Jude gesagt hatte. Da packte er ihn auf, trug ihn hinter einen Busch und zog weiter auf sein Handwerk. Wie er nun lange Zeit gereist war, kam er in eine Stadt bei einem Meister in Arbeit, der hatte eine schöne Tochter, mit der verliebte er sich, und heiratete sie und lebte in einer guten vergnügten Ehe.

Aber lang, als sie schon zwei Kinder hatten, starben Scholtergewater und Schwellegewatter, und die jungen Leute hatten den Haushalt allein. Eines Morgens, wie der Mann auf dem Tisch vor dem Fenster saß, brachte ihm die Frau den Kaffee, und als er ihn in die Unterschale ausgegossen hatte und eben trinken wollte da schien die Sonne darauf und der Widerschein blutete oben an der Wand so hin und her und machte Krügel daran. Da sah der Schneider hinauf und sprach „ja, die soll's gern an den Tag bringen und ihm's nicht!“ Die Frau sprach „ei, lieber Mann, was ist denn das? was meinst du damit?“ Er antwortete „das darf ich dir nicht sagen.“ Sie aber sprach „wenn du mich lieb hast, nimmst du mir's sagen“ und gab ihm die allerbesten Worte, es sollt's sein Mensch wieder erfahren, und ließ ihm seine Ruhe. Da erzählte er, vor langen Jahren, wie er auf der Wanderschaft ganz abgerissen und ohne Geld gewesen, habe er einen Juden erschlagen, und der Jude habe in der letzten Todesangst die Worte gesprochen „die klare Sonne wird's an den Tag bringen!“ Nun hätt's die Sonne eben gern an den Tag bringen

wollen, und hält an der Wand geknütt und Krinkel gemacht, sie hält's aber nicht geknütt. Danach hat er sie noch besonders, sie durfte es niemand sagen, sonst käm er um sein Leben, das versprach sie auch. Als er sich aber zur Arbeit gesetzt hatte, ging sie zu ihrer Gvatterin und vertraute ihr die Geschichte, sie durfte sie aber keinem Menschen wieder sagen; ehe aber drei Tage vergingen, wußte es die ganze Stadt, und der Schneider kam vor das Gericht und ward gerichtet. Da brachte es doch die klare Sonne an den Tag.

116.

Das blanc Nist.

Es war einmal ein Soldat, der hatte dem König lange Jahre treu gedient: als aber der Krieg zu Ende war und der Soldat, der vielen Wunden wegen, die er empfangen hatte, nicht weiter dienen konnte, sprach der König zu ihm „du kannst heim gehen, ich brauche dich nicht mehr: Geld bekommst du weiter nicht, denn Lohn erhält nur der, welcher mir Dienste dafür leistet.“ Da wußte der Soldat nicht womit er sein Leben fristen sollte: ging voll Sorgen fort und ging den ganzen Tag, bis er abends in einen Wald kam. Als die Finsternis einbrach, sah er ein Licht, dem näherte er sich und kam zu einem Haus, darin wohnte eine Hexe. „Gieb mir doch ein Nachtager und ein wenig Essen und Trinken,“ sprach er zu ihr, „ich verschmache sonst.“ — „Oho!“ antwortete sie, „wer giebt einem verlaufenen Soldaten etwas? doch will ich barmherzig ein und dich aufnehmen, wenn du thust was ich verlange.“ — „Was verlangst du?“ fragte der Soldat. „Dass du mir morgen meinen Garten umgräbst.“ Der Soldat willigte ein und arbeitete den folgenden Tag aus allen Kräften, konnte aber vor Abend nicht fertig werden. „Ich sehe wohl,“ sprach die Hexe, „dass du heute nicht weiter kannst: ich will dich noch eine Nacht behalten, dafür sollst du mir morgen ein Fuder Holz spalten und klein machen.“ Der Soldat brauchte dazu den ganzen Tag, und abends machte ihm die Hexe den Vor-

schlug noch eine Nacht zu bleiben. „Du sollst mir morgen nur eine geringe Arbeit thun, hinter meinem Hause ist ein alter wasserreicher Brunn, in den ist mir mein Licht gefallen, es brennt blau und verlischt nicht, das sollst du mir wieder herauf holen.“ Den andern Tag führte ihn die Alte zu dem Brunn und ließ ihn in einem Korb hinab. Er fand das blaue Licht und machte ein Zeichen daß sie ihn wieder hinaufziehen sollte. Sie zog ihn auch in die Höhe, als er aber dem Rand nahe war, reichte sie die Hand hinab und wollte ihm das blaue Licht abnehmen. „Nein,“ sagte er und merkte ihre bösen Gedanken, „das Licht gebe ich dir nicht eher, als bis ich mit beiden Füßen auf dem Erdboden stehe.“ Da geriet die Hexe in Wut, ließ ihn wieder hinab in den Brunn fallen und ging fort.

Der arme Soldat fiel ohne Schaden zu nehmen auf den feuchten Boden, und das blaue Licht brannte fort, aber was konnte ihm das helfen? er sah wohl daß er dem Tod nicht entgehen würde. Er saß eine Weile ganz traurig, da griff er zufällig in seine Tasche und fand seine Tabakspfeife, die noch halb gestopft war. „Das soll mein letztes Vergnügen sein,“ dachte er, zog sie heraus, zündete sie an dem blauen Licht an und stug an zu rauchen. Als der Dampf in der Höhle umhergezogen war, stand auf einmal ein kleines schwarzes Männchen vor ihm und fragte „Herr, was bestehst du?“ — „Was habe ich dir zu befehlen?“ erwiderte der Soldat ganz verwundert. „Ich muß alles thun,“ sagte das Männchen, „was du verlangst.“ — „Gut,“ sprach der Soldat, „so hilf mir zuerst aus dem Brunn.“ Das Männchen nahm ihn bei der Hand und führte ihn durch einen unterirdischen Gang, vergaß aber nicht das blaue Licht mitzunehmen. Es zeigte ihm unterwegs die Schätze, welche die Hexe zusammengebracht und da versteckt hatte, und der Soldat nahm so viel Gold als er tragen konnte. Als er oben war, sprach er zu dem Männchen „nun geh hin, blud die alte Hexe und führe sie vor das Gericht.“ Nicht lange, so kam sie auf einem wilden Stater mit furchtbarem

Gefchrei schnell wie der Wind vorbeigeritten, und es dauerte abermals nicht lang, so war das Mäunchen zurück, „es ist alles ausgerichtet,“ sprach es, „und die Beze hängt schon am Galgen.“ — „Herr, was befehlst du weiter?“ fragte der Kleine. „In dem Augenblick nichts,“ antwortete der Soldat, „du kannst nach Haus gehen: sei mir gleich bei der Hand wenn ich dich rufe.“ — „Es ist nichts nötig,“ sprach das Mäunchen, „als daß du deine Welfe an dem blauen Licht anzündest, dann stehe ich gleich vor dir.“ Darauf verschwand es vor seinen Augen.

Der Soldat kehrte in die Stadt zurück, aus der er gekommen war. Er gieng in den besten Gasthof und ließ sich schöne Kelder machen, dann befahl er dem Wirt ihm ein Zimmer so prächtig als möglich einzurichten. Als es fertig war und er Soldat es bezogen hatte, rief er das schwarze Mäunchen und sprach „ich habe dem König treu gedient, er aber hat mich ortgeschickt und mich hungern lassen, dafür will ich jetzt Rache ehnien.“ — „Was soll ich thun?“ fragte der Kleine. „Spät heute wenn die Königstochter im Bett liegt, so bring sie schlafend hieher, sie soll Mägdebienste bei mir thun.“ Das Mäunchen sprach „sollt mich ist das ein schlechtes, soll dich aber in gefährliches Ding, wenn das heraus kommt, wird es dir schlimm ergehen.“ Als es zwölf geschlagen hatte, sprang die Hiltre auf, und das Mäunchen trug die Königstochter herein. „Aha, bist du da?“ rief der Soldat, „krüch an die Arbeit! Ich, hol den Besen und lehr die Stube.“ Als sie fertig war, ließ er sie zu seinem Sessel kommen, streckte ihr die Füße entgegen und sprach „zieh mir die Stiefel aus,“ warf sie ihr um ins Gesicht und sie mußte sie aufheben, reinigen und dazend machen. Sie that aber alles, was er ihr befahl, wie Widerstreben, stumm und mit halbgeschlossenen Augen. Bei dem ersten Hahnschrei trug sie das Mäunchen wieder in das königliche Schloß und in ihr Bett zurück.

Am andern Morgen, als die Königstochter aufgestanden war, gieng sie zu ihrem Vater, und erzählte ihm sie hätte einen anderschen Traum gehabt, „ich ward durch die Straßen mit

Wittenschnelle fortgetragen und in das Zimmer eines Soldaten gebracht, dem mußte ich als Magd dienen und aufwarten und alle gemeine Arbeit thun, die Stube kehren und die Stiefel putzen. Es war mir ein Traum, und doch bin ich so milde als wenn ich wirklich alles gethan hätte.“ — „Der Traum könnte wahr gewesen sein,“ sprach der König, „ich will dir einen Rath geben, stecke deine Tasche voll Erbsen und mach ein klein Loch in die Tasche, wirst du wieder abgeholt, so fallest sie heraus und lassen die Spur auf der Straße.“ Als der König so sprach, stand das Männchen unsichtbar dabei und hörte alles mit an. Nachts, als es die schlafende Königstochter wieder durch die Straßen trug, stießen zwar einzelne Erbsen aus der Tasche, aber sie konnten keine Spur machen, denn das listige Männchen hatte vorher in allen Straßen Erbsen verstreut. Die Königstochter aber mußte wieder bis zum Mahnen schrei Mägdebedienste thun.

Der König schickte am folgenden Morgen seine Leute aus, welche die Spur suchen sollten, aber es war vergeblich, denn in allen Straßen sahen die armen Kinder nur lasen Erbsen auf und sagten „es hat heut Nacht Erbsen geregnet.“ — „Willst du etwas anderes ausfinden,“ sprach der König, „behalte deinen Schuh an, wenn du dich zu Bett legst, und ehe du von dort zurück lehrst, verstopfe einen davon; ich will ihn schon finden.“ Das schwarze Männchen vernahm den Aufschlag, und als der Soldat abends verlangte er sollte die Königstochter wieder herbeiführen, riet es ihm ab und sagte gegen diese Willkür es kein Mittel, und wenn der Schuh bei ihm gesunde würde, so könnte es ihm schlimm ergehen. „Thue was ich dir sage,“ erwiderte der Soldat, und die Königstochter mußte auch in der dritten Nacht wie eine Magd arbeiten; sie verstopfte aber ehe sie zur Lagetragung wurde, einen Schuh unter das Bett.

Am andern Morgen ließ der König in der ganzen Stadt den Schuh seiner Tochter suchen: er ward bei dem Soldaten gefunden, und der Soldat selbst, der sich auf Witten des Königs zum Thor hinaus gemacht hatte, ward bald eingeholt und

ins Gefängnis geworfen. Er hatte sein Viehes bei der Flucht vergessen, das blaue Licht und das Gold, und hatte nur noch einen Dinkeln in der Tasche. Als er nun mit Ketten belastet an dem Fenster seines Gefängnisses stand, sah er einen seiner Kameraden vorbeigehen. Er klopfte an die Scheibe, und als er herbeikam, sagte er „sei so gut und hol mir das kleine Bündelchen, das ich in dem Gasthaus habe liegen lassen, ich gebe dir dafür einen Dinkeln.“ Der Kamerad lies ihn, und brachte ihm das Verlangte. Sobald der Soldat wieder allein war, steckte er seine Pfeife an und ließ das schwarze Männchen kommen. „Sei ohne Furcht,“ sprach es zu seinem Herrn, „geh hin wo sie dich hinführen und laß alles geschehen, nimm nur das blaue Licht mit.“ Am andern Tag ward Gericht über den Soldaten gehalten, und obgleich er nichts Böses gethan hatte, vernichtete ihn der Richter doch zum Tode. Als er nun hingerichtet wurde, bat er den König um eine letzte Gnade. „Was für eine?“ fragte der König. „Daß ich auf dem Weg nach eine Pfeife rauchen darf.“ — „Du kannst drei rauchen,“ antwortete der König, „aber glaube nicht daß ich dir das Leben schenke.“ Da zog der Soldat seine Pfeife heraus und zündete sie an dem blauen Licht an, und wie ein paar Ätzel vom Rauch aufgestiegen waren, so stand schon das Männchen da, hatte einen kleinen Knüttel in der Hand und sprach „was befehlt mein Herr?“ — „Schlag mir da die falschen Richter und ihre Rächer zu Boden, und verschone auch den König nicht, der mich so schlecht behandelt hat.“ Da fuhr das Männchen wie der Wind, zickzack, hin und her, und wenn es mit seinem Knüttel nur anrührte, der fiel schon zu Boden, und getraute sich nicht mehr zu regen. Dem König ward angst, er legte sich auf das Kissen und nun nur das Leben zu behalten gab er dem Soldaten das Reich und seine Tochter zur Frau.

117.

Das eigensinnige Kind.

Es war einmal ein Kind eigensinnig und that nicht was seine Wintter hoben wollte. Darum hatte der liebe Gott kein Wohlgefallen an ihm und ließ es krank werden, und kein Arzt konnte ihm helfen, und in kurzem lag es auf dem Totenbettchen. Als es nun ins Grab versenkt und Erde über es hingedeckt war, so kam an einmal sein Armdchen wieder hervor und reichte in die Höhe, und wenn sie es hinauflegten und frische Erde darüber thaten, so haß das nicht, und das Armdchen kam immer wieder heraus. Da mußte die Wintter selbst zum Grabe gehn und mit der Rute aufs Armdchen schlagen, und wie sie das gethan hatte, zog es sich hinein, und das Kind hatte nun erst Ruhe unter der Erde.

118.

Die drei Fellscherer.

Drei Fellscherer reisten in der Welt, die meinten ihre Kunst angelernt zu haben und kamen in ein Wirthshaus, wo sie übernachten wollten. Der Wirt fragte wo sie her wären und hinaus wollten? „Wir ziehen auf unsere Kunst in der Welt herum.“ — „Zeigt mir doch einmal, was ihr könnt“ sagte der Wirt. Da sprach der erste er wollte seine Hand abschneiden und morgen früh wieder anheften; der zweite sprach er wollte sein Herz ansreisen und morgen früh wieder anheften; der dritte sprach er wollte seine Augen anstechen und morgen früh wieder einheften. „Könnst ihr das,“ sprach der Wirt, „so habt ihr angelernt.“ Sie hatten aber eine Salbe, was sie damit bestreichen, das heilte zusammen, und das Gläschen, wo sie drin war, trugen sie beständig bei sich. Da schnitten sie Hand, Herz und Auge vom Felbe, wie sie gesagt hatten, legten's zusammen auf einen Teller und gaben's dem Wirt: der Wirt gab's einem Mädchen, das sollt's in den Schrank stellen und wohl aufheben. Das Mädchen aber hatte einen

heimlichen Schatz, der war ein Soldat. Wie nun der Wirt, die drei Feldscherer und alle Leute im Haus schliefen, kam der Soldat und wußte was zu essen haben. Da schloß das Mädchen den Schrank auf und holte ihm etwas, und über der großen Plebe vergaß es die Schrankthüre zuzumachen, setzte sich zum Pleßten an Tisch, und sie schwätzten miteinander. Wie es so vergnügt saß und an kein Unglück dachte, kam die Kage herelugelschleichend, laud den Schrank offen, nahm die Hand, das Herz und die Augen der drei Feldscherer, und lief damit hinaus. Als nun der Soldat gegessen hatte und das Mädchen das Gerät aufheben und den Schrank zuschließen wollte, da sah es wohl daß der Teller, den ihm der Wirt aufzuheben gegeben hatte, ledig war. Da sagte es erschrocken zu seinem Schatz „ach, was' will ich armes Mädchen aufangen! Die Hand ist fort, das Herz und die Augen sind auch fort, wie wird mir's morgen fröhlich ergehen!“ — „Sei still,“ sprach der Soldat, „ich will dir aus der Not helfen: es hängt ein Dieb draußen am Galgen, den will ich die Hand abschneiden; welche Hand war's denn?“ — „Die rechte.“ Da gab ihm das Mädchen ein scharfes Messer, und er ging hin, schütt dem armen Sünder die rechte Hand ab und brachte sie herbei. Darauf packte er die Kage und stach ihr die Augen aus; nun fehlte nur noch das Herz. „Habt ihr nicht geschlachtet und liegt das Schweinefleisch nicht im Keller?“ — „Ja“ sagte das Mädchen. „Nun, das ist gut“ sagte der Soldat, ging hinunter und holte ein Schweineherz. Das Mädchen that alles zusammen auf einen Teller, und stellte ihn in den Schrank, und als ihr Liebster darauf Abschied genommen hatte, legte es sich ruhig ins Bett.

Morgens, als die Feldscherer aufstanden, sagten sie dem Mädchen es sollte ihnen den Teller holen, darauf Hand, Herz und Augen lägen. Da brachte es ihn aus dem Schrank, und der erste hielt sich die Diebshand an und bestrich sie mit seiner Salbe, alsbald war sie ihm angewachsen. Der zweite nahm die Kagenaugen und heftete sie ein; der dritte machte das Schweineherz fest. Der Wirt stand dabel, bewunderte ihre

Kunst und sagte dergleichen hätt er noch nicht gesehen, er wolle sie bei jederinornn rühmen und empfehlen. Daraus bezahlt sie ihre Beche und reisten weiter.

Wie sie so dahin gingen, so blieb der mit dem Schweineherzen gar nicht bei ihnen, sondern wo eine Ecke war, lief hin und schlüffelte darin herum, wie Schweine thun. Die andern wollten ihn an dem Stockschlappen zurückhalten, aber das half nichts, er riß sich los und lief hin, wo der blasse Rat lag. Der zweite stellte sich auch wunderbar an, rieb die Augen und sagte zu dem andern „Kamerad, was ist das? das sind meine Augen nicht, ich sehe ja nichts, setze mich zu einer, daß ich nicht fasse.“ Da gingen sie mit Mühe fort zum Abend, wo sie zu einer andern Herberge kamen. Sie traten zusammen in die Wirtsstube, da saß in einer Ecke ein reicher Herr vorn Tisch und zählte Geld. Der mit der Diebshand ging um ihn herum, zuckte ein paar mal mit dem Finger, endlich, wie der Herr sich umwendete, griff er in den Mantel hinein und nahm eine Hand voll Geld heraus. Der eine sah und sprach „Kamerad, was machst du? stehlen darfst du nicht schäm dich!“ — „El!“ sagte er, „was kann ich dafür! es ist mir in der Hand, ich muß zugreifen, ich mag wollen oder nicht.“ Sie legten sich danach schlafen, und wie sie da liegen ist's so finster, daß man keine Hand vor Augen sehen konnte. Nur einmal erwachte der mit den Katzenaugen, weckte den andern und sprach „Brüder, schaut einmal auf, seht ihr weißen Mänschen, die da herumlaufen?“ Die zwei richteten sich auf, konnten aber nichts sehen. Da sprach er „es ist uns nicht richtig, wir haben das Ausgelte nicht wieder gekriegt, wir müssen zurück nach dem Wirt, der hat uns betrogen.“ Also machten sie sich am andern Morgen dahin auf und leiteten den Wirt, sie hätten ihr richtig Werk nicht wieder gekriegt, der eine hätte eine Diebshand, der zweite Katzenaugen, und der dritte eine Schweineherz. Der Wirt sprach daran mit dem Mädchen schuld sein und wollte es rufen, aber wie die drei hatte kommen sehen, war es zum Hinterspürchen so

gekauft, und kam nicht wieder. Da sprachen die drei er sollte ihnen viel Geld geben, sonst lassen sie ihm den roten Hahn übers Haus fliegen; da gab er was er hatte und nur anbringen konnte, und die drei zogen damit fort. Es war für ihr Festtag genug, sie hätten aber doch lieber ihr richtig Werk gehabt.

119.

Die sieben Schwaben.

Einmal waren sieben Schwaben beisammen, der erste war der Herr Schulz, der zweite der Jackl, der dritte der Markl, der vierte der Fergl, der fünfte der Michal, der sechste der Hans, der siebente der Welll; die hatten alle siebene sich vorgenommen die Welt zu durchziehen, Abenteuer zu suchen und große Thaler zu vollbringen. Damit sie aber auch mit bewaffneter Hand und sicher glichen, sahen sie's für gut an, daß sie sich zwar nur einen einzigen aber recht starken und langen Speß machen ließen. Diesen Speß sahen sie alle siebene zusammen an, vorn ging der Muthigste und mächtigste, das mußte der Herr Schulz sein, und dann folgten die andern nach der Reihe und der Welll war der letzte.

Nun geschah es, als sie im Pennmonat eines Tages einen weiten Weg gegangen waren, auch noch ein gut Stük bis in das Dorf hatten, wo sie über Nacht bleiben mußten, daß in der Dämmerung auf einer Wiese ein großer Hockfäßer oder eine Hornisse nicht weit von ihnen hinter einer Stauden vorbeiflog und feindlich brummelte. Der Herr Schulz erschrak, daß er laß den Speß hätte fallen lassen und ihm der Angstschweiß am ganzen Felbe ausbrach. „Horch, horch,“ rief er seinen Gefellen, „Gott, ich höre eine Trummel!“ Der Jackl, der hinter ihm den Speß hielt und dem ich weiß nicht was für ein Geruch in die Nase kam, sprach „etwas ist ohne Zweifel vorhanden, denn ich schmeck das Pulver und den Blindstich.“ Bei diesen Worten hub der Herr Schulz an die Flucht zu ergreifen, und sprang im Fuß über einen Zaun, weil er

aber gerade auf die Rippen eines Stechens sprang, der vom Hen-
noch da liegen geblieben war, so fuhr ihm der Stiel ins
Gesicht und gab ihm einen ungewaschenen Schlag. „O we!
o we!“ schrie der Herr Schulz, „nimm mich gefangen, ich er-
geb mich, ich ergeb mich!“ Die andern sechs hüpfen auch alle
einer über den andern herzu und schrien „gleibst du dich, so geb
ich mich auch, gleibst du dich, so geb ich mich auch.“ Endlich, wie
kein Feind da war, der sie binden und fortführen wollte, merkten
sie daß sie betrogen waren: und damit die Geschichte nicht unter
die Rente läme, und sie nicht gemarrt und gespottet würden, ver-
schworren sie sich untereinander so lang davon still zu schwei-
gen, bis einer unversehrt das Maul anstühete.

Hierauf zogen sie weiter. Die zweite Gefährlichkeit, die
sie erlebten, kann aber mit der ersten nicht verglichen werden.
Nach etlichen Tagen trug sie ihr Weg durch ein Bruchfeld,
da saß ein Hase in der Sonne und schlief, streckte die Ohren
in die Höhe, und hatte die großen gläsernen Augen starr auf-
stehen. Da erschralen sie bei dem Anblick des grausamen und
wilden Tieres insgesammt und hielten Rat was zu thun das
wenigst gefährliche wäre. Denn so sie fliehen wollten, war zu
besorgen, das Ungeheuer setze ihnen nach und verschlinge sie
alle mit Haut und Haar. Also sprachen sie „wir müssen einen
großen und gefährlichen Stampf bestehen, selch gewagt ist hat's
gewonnen!“ saßen alle stebene den Spieß an, der Herr Schulz
vorn und der Behl hinten. Der Herr Schulz wollte den
Spieß noch immer anhalten, der Behl aber war hinten ganz
nützig geworden, wollte losbrechen und rief

„Stoß zu in aller Schwabe Name,
Sonst wünscht i, daß Ihr mich erlahme.“

Aber der Hase wußt ihn zu treffen und sprach

„Beim Clement, du hastl gul schwabe,
Mischl stels der letschl beim Drachehe.“

Der Michael rief

„Es wird nit fehle mir el Haar,
So ischl es wohl der Teufel gar.“

Drauf kam an den Berg die Diefel der sprach

„Nicht er es nit, so lischis sel Ruler
Ober des Zeufels Stiefbruder.“

Der Markl hatte da einen guten Gedanken und sagte zum Weiff

„Gang, Weiff, gang, gang du voran,
I will dahinte vor bi stahn.“

Der Weiff hörte aber nicht drauf, und der Sackl sagte

„Der Schult, der muß der erste sel,
Denn ihm gehöret die Ohr alle.“

Da nahm sich der Herr Schult ein Herz und sprach gravitätlich

„So geht denn herzhast in den Streik,
Hieran erkennet man tapfere Mout.“

Da gingen sie insgesamt auf den Drachen los. Der Herr Schult segnete sich und rief Gott mit Verstand an; wie aber das alles nicht helfen wollte und er dem Feind immer näher kam, schrie er in großer Angst „hau! hurschau! hau! hantau!“ Davon erwachte der Has, erschrak und sprang eilig davon. Als ihn der Herr Schult so selbstlich sah, da rief er voll Freude

„Weg, Weiff, lueg, lueg, was ich das?
Das Ungehirn hat a Has.“

Der Schwabenhund suchte aber weiter Abenteuer und kam an die Mosel, ein moßiges, stilles und tiefes Wasser, darüber nicht viel Brücken sind, sondern man an mehreren Orten sich muß in Schiffen überfahren lassen. Weil die sieben Schwaben dessen unberührt waren, riefen sie einem Mann, der jenseits des Wassers seine Arbeit vollbrachte, zu, wie man doch hinüber kommen könnte? Der Mann verstand wegen der Weite und wegen ihrer Sprache nicht was sie wollten, und fragte auf sein trierisch „wat? wat?“ Da meinte der Herr Schult er spräche nicht anders als „wade, wade durchs Wasser, und hüt an, weil er der vorderste war, sich auf den Weg zu machen und in die Mosel hineinzugehen. Nicht lang, so versank er in den Schtaum und in die antreibenden tiefen Wellen, seinen Hund aber jagte der Wind hinüber an das jenseitige Ufer,

und ein Frosch setzte sich dabei und quakte „wat, wat, wat.“ Die sechs andern hörten das dristben und sprachen „unser Gesellschaft, der Herr Schnitz, ruft uns, kann er hülber waden, warum wir nicht auch?“ Sprangen darum eilig alle zusammen in das Wasser und ertranken, also daß ein Frosch ihre sechs ums Leben brachte, und niemand von dem Schwabenbund wieder nach Haus kam.

120.

Die drei Handwerksburschen.

Es waren drei Handwerksbursche, die hatten es verabredet auf ihrer Wanderung bressantmen zu bleiben und immer in einer Stadt zu arbeiten. Auf eine Zeit aber fanden sie bei ihren Meistern kein Verdienst mehr, so daß sie endlich ganz abgerissen waren und nichts zu leben hatten. Da sprach der eine „was sollen wir anfangen? hier bleiben können wir nicht länger, wir wollen wieder wandern, und wenn wir in der Stadt, wo wir hin kommen, keine Arbeit finden, so wollen wir beim Herbergswalter ausmachen daß wir ihn schreiben wo wir uns onshalten, und einer vom andern Nachricht haben kann, und dann wollen wir uns trennen;“ das schien den andern auch das Beste. Sie zogen fort, da kam ihnen auf dem Weg ein reich gekleideter Mann entgegen, der fragte wer sie wären. „Wir sind Handwerksleute und suchen Arbeit: wir haben uns bisher zusammen gehalten, wenn wir aber keine mehr finden, so wollen wir uns trennen.“ — „Das hat keine Not,“ sprach der Mann, „wenn ihr thun wollt was ich euch sage, soll's euch an Geld und Arbeit nicht fehlen; ja ihr sollt große Herren werden und in Kutschen fahren.“ Der eine sprach „wenn's unsrer Seele und Seligkeit nicht schadet, so wollen wir's wohl thun.“ — „Neh,“ antwortete der Mann, ich habe keinen Teufel on euch.“ Der andere aber hatte nach seinen Füssen gesehen, und als er da einen Pferdefuß und einen Menschenfuß erblickte, wollte er sich nicht mit ihm einlassen. Der Teufel aber sprach „gebt euch zufrieden, es ist nicht auf euch abge-

sehen, sondern auf eines anderen Seele, der schon halb mein ist, und dessen Maß nur voll laufen soll." Weil sie nun sicher waren, willigten sie ein, und der Teufel sagte ihnen was er verlangte, der erste sollte auf jede Frage antworten „wir alle drei," der zweite „uns Geld," der dritte „und das war recht." Das sollten sie immer hintereinander sagen, weiter aber durften sie kein Wort sprechen, und überträten sie das Gebot, so wäre gleich alles Geld verschwunden: so lange sie es aber befolgten, sollten ihre Taschen immer voll sein. Zum Anfang gab er ihnen auch gleich so viel als sie tragen konnten, und hieß sie in die Stadt in das und das Wirtshaus gehen. Sie gingen hinein, der Wirt kam ihnen entgegen und fragte „wollt ihr etwas zu essen?" Der erste antwortete „wir alle drei." — „Ja," sagte der Wirt, „das mein ich auch." Der zweite „uns Geld." — „Das versteht sich," sagte der Wirt. Der dritte „und das war recht." — „Zatwohl war's recht," sagte der Wirt. Es ward ihnen nun gut Essen und Trinken gebracht, und wohl aufbewahrt. Nach dem Essen mußte die Bezahlung geschehen, da hielt der Wirt dem einen die Rechnung hin, der sprach „wir alle drei," der zweite „uns Geld," der dritte „und das war recht." — „Freilich ist's recht," sagte der Wirt, „alle drei bezahlen, und ohne Geld kann ich nichts geben." Sie bezahlten aber noch mehr als er gefordert hatte. Die Gäste sahen das mit an und sprachen „die Leute müssen toll sein." — „Ja, das sind sie auch," sagte der Wirt, „sie sind nicht recht klug." So blieben sie eine Zeitlang in dem Wirtshaus und sprachen kein ander Wort als „wir alle drei, uns Geld, und das war recht." Sie sahen aber, und wußten alles was darin vorging. Es trug sich zu, daß ein großer Kaufmann kam mit vielem Geld, der sprach „Herr Wirt, heb Er mir mein Geld auf, da sind die drei häßlichen Handwerksbursche, die möchten mir's stehlen." Das that der Wirt. Wie er den Mantelsack in seine Stube trug, schüttete er daß er schwer von Geld war. Darauf gab er den drei Handwerkern unten ein Lager, der Kaufmann aber kam oben hin in eine besondere

Stube. Als Mitternacht war und der Wirt dachte sie schlafen alle, kam er mit seiner Frau, und sie hatten eine Holzart und schlugen den reichen Kaufmann tot; nach vollbrachtem Mord legten sie sich wieder schlafen. Wie's nun Tag war, gab's großen Lärm, der Kaufmann lag tot im Bett und schwannte in seinem Wirt. Da ließen alle Gäste zusammen, der Wirt aber sprach „das haben die drei tollen Handwerker gethan.“ Die Gäste bestätigten es, und sagten „niemand anders kann's gewesen sein.“ Der Wirt aber ließ sie rufen und sagte zu ihnen „habt ihr den Kaufmann getödtet?“ — „Wir alle drei,“ sagte der erste, „uns Geld“ der zweite, „und das war recht“ der dritte. „Da hört ihr's nun,“ sprach der Wirt, „sie gestehen's selber.“ Sie wurden also ins Gefängnis gebracht, und sollten gerichtet werden. Wie sie nun sahen daß es so ernsthaft glich, ward ihnen doch angst, aber nachts kam der Teufel und sprach „haltet nur noch einen Tag aus, und verschert euer Glück nicht, es soll euch kein Haar gekrümmt werden.“ Am andern Morgen wurden sie vor Gericht geführt: da sprach der Richter „seid ihr die Mörder?“ — „Wir alle drei.“ — „Warum habt ihr den Kaufmann erschlagen?“ — „Uns Geld.“ — „Ihr Bösewichter,“ sagte der Richter, „habt ihr euch nicht der Ehre geschent?“ — „Und das war recht.“ — „Sie haben bekannt und sind noch halsstarrig dazu,“ sprach der Richter, „löhrt sie gleich zum Tod.“ Also wurden sie hinausgebracht, und der Wirt mußte mit in den Kreis treten. Wie sie nun von den Henkersknechten gefaßt und oben aufs Gerüst geführt wurden, wo der Scharfrichter mit bloßem Schwerte stand, kam auf einmal eine Kutsche mit vier blutroten Flichsen bespannt, und sahr daß das Fener aus den Steinen sprang, aus dem Fenster aber winkte einer mit einem weißen Tuche. Da sprach der Scharfrichter „es kommt Gnade,“ und ward aus dem Wagen „Gnade! Gnade!“ gerufen. Da trat der Teufel heraus, als ein sehr vornehmer Herr, prächtig gekleidet und sprach „ihr drei seid unschuldig; ihr dürft nun sprechen, sagt heraus was ihr gesehen und gehört habt.“ Da sprach der älteste „wir haben

den Kaufmann nicht gelötet, der Mörder steht da im Kreis" und deutete auf den Wirt, „zum Wahrzeichen geht hin in jenen Keller, da hängen noch viele andere, die er uns Leben gebracht.“ Da schickte der Richter die Geisersknechte hin, die fanden es, wie's gesagt war, und als sie dem Richter das berichtet hatten, ließ er den Wirt hinaus führen und ihm das Haupt abschlagen. Da sprach der Teufel zu den dreien „nun hab ich die Seele, die ich haben wollte, ihr seid aber frei und habt Gedei für euer Lebtage.“

121.

Der Königssohn, der sich vor nichts fürchtet.

Es war einmal ein Königssohn, dem gesiel's nicht mehr atheim in seines Vaters Haus, und weil er vor nichts Furcht hatte, so dachte er „ich will in die tolle Welt gehen, da wird mir Zeit und Weile nicht lang, und ich werde wunderliche Dinge genug sehen.“ Also nahm er von seinen Eltern Abschied und ging fort, immer zu, von Morgen bis Abend, und es war ihm einerlei wa hinaus ihn der Weg führte. Es kam ihm zu, daß er vor eines Kleinen Haus kam, und weil er milde war, setzte er sich vor die Thüre und ruhte. Und als er seine Augen so hin und her gehen ließ, sah er auf dem Hof des Kleinen Spielwerk liegen: das waren ein paar mächtige Kugeln und Kegel so groß als ein Mensch. Über ein Weltchen brach er Lust, stellte die Kegel auf und schob mit den Kugeln umher, spielte und viel wenn die Kegel stelen, und war guter Dinge. Der Kleine hörte den Lärm, streckte seinen Kopf zum Fenster heraus und erblickte einen Menschen, der nicht größer war als andere, und doch mit seinen Kugeln spielte. „Wahrnehmen,“ rief er, „was legest du mit meinen Kugeln? wer hat dir die Stärke dazu gegeben?“ Der Königssohn schante auf, sah den Kleinen an und sprach „o du Moß, du meinst wohl, ich hättest alleinst starke Arme? ich kann alles, wozu ich Lust habe.“ Der Kleine kam herab, sah dem Kegel ganz verwundert zu und sprach „Menschenkind, wenn du der Art bist, so

geh und hol mir einen Apfel vom Baum des Lebens." — „Was willst du damit?" sprach der Königssohn. „Ich will den Apfel nicht für mich," antwortete der Miese, „aber ich hab eine Brant, die verlangt danach; ich bin weit in der Welt umher gegangen und kann den Baum nicht finden." — „Ich will ihn schon finden," sagte der Königssohn, „und ich weiß nicht was mich abhalten soll, den Apfel herunter zu holen." Der Miese sprach „du meinst wohl das wäre so leicht? der Garten, worin der Baum steht, ist von einem eisernen Gitter umgeben, und vor dem Gitter liegen wilde Tiere, eins neben dem andern, die halten Wache und lassen keinen Menschen hinein." — „Mich werden sie schon einlassen," sagte der Königssohn. „Ja, gelangst du auch in den Garten und siehst den Apfel am Baum hängen, so ist er doch noch nicht dein; es hängt ein Ring davor, durch den muß einer die Hand stecken wenn er den Apfel erreichen und abbrechen will, und das ist noch keinem geglückt." — „Mir soll's schon glücken," sprach der Königssohn.

Da nahm er Abschied von dem Miesen, ging fort über Berge und Thal, durch Felder und Wälder, bis er endlich den Wundergarten fand. Die Thore lagen rings herum, aber sie hatten die Köpfe gesenkt und geschlossen. Sie erwachten auch nicht, als er heraukam, sondern er trat über sie weg, stieg über das Gitter und kam glücklich in den Garten. Da stand mitten im der Baum des Lebens, und die roten Äpfel leuchteten an den Ästen. Er kletterte an dem Stamm in die Höhe, und wo er nach einem Apfel reichen wollte, sah er einen Ring davor hängen, aber er steckte seine Hand ohne Mühe hindurch und brach den Apfel. Der Ring schloß sich fest an seinen Arm und er stieß wie auf einmal eine gewaltige Kraft durch seinen Adern drang. Als er mit dem Apfel von dem Baum wieder herabgestiegen war, wollte er nicht über das Gitter klettern, sondern schloß das große Thor und benutzte nur einen Spalt daran zu schlüpfen, so sprang es mit Krachen auf. Da ging er hinaus, und der Wache, der davor gelegen hatte, war was

geworden und sprang ihm nach, aber nicht in Wut und Wildheit, sondern er folgte ihm demüthig als seinem Herrn.

Der Königssohn brachte dem Riesen den versprochenen Apfel und sprach „siehst du, ich habe ihn ohne Mithie geholt.“ Der Riese war froh daß sein Wunsch so bald erfüllt war, eilte zu seiner Braut und gab ihr den Apfel, den sie verlangt hatte. Es war eine schöne und kluge Jungfrau, und da sie den Riesen nicht an seinem Arm sah, sprach sie „ich glaube nicht eher daß du den Apfel geholt hast, als bis ich den Riesen an deinem Arm erblicke.“ Der Riese sagte „ich brauche nur hehn zu gehen und ihn zu holen“ und meinte es wäre ein leichtes dem schwachen Menschen mit Gewalt weg zu nehmen, was er nicht gutwillig geben wollte. Er forderte also den Riesen von ihm, aber der Königssohn weigerte sich. „Wo der Apfel ist muß auch der Riese sein,“ sprach der Riese, „gleibst du ihm nicht gutwillig, so mußt du mit mir darum kämpfen.“

Sie rangen lange Zeit miteinander, aber der Riese konnte dem Königssohn, den die Zauberkraft des Ringes stärkte, nichts anhaben. Da faßte der Riese auf eine List und sprach „wir ist warum geworden bei dem Kampf, und dir auch, wir wollen im Flusse baden und uns abkühlen, eh wir wieder anfangen.“ Der Königssohn, der von Falschheit nichts wußte, ging mit ihm zu dem Wasser, streifte mit seinen Kleidern auch den Ring vom Arm und sprang in den Fluß. Als bald griff der Riese nach dem Ring und lief damit fort, aber der Löwe, der den Diebstahl bemerkt hatte, folgte dem Riesen nach, riß den Ring ihm aus der Hand und brachte ihn seinem Herrn zurück. Da stellte sich der Riese hinter einen Eichenbaum, und als der Königssohn beschäftigt war seine Kleider wieder anzuziehen, überfiel er ihn und stach ihm beide Augen aus.

Nun stand da der arme Königssohn, war blind und wußte ich nicht zu helfen. Da kam der Riese wieder herbei, faßte ihn bei der Hand, wie jemand der ihn leiten wollte, und führte ihn auf die Spitze eines hohen Felsens. Dann ließ er ihn stehen, und dachte, „noch ein paar Schritte weiter, so stirbt er

sich tot, und ich laur ihm den Ring abziehen." Aber der treue Löwe hatte seinen Herrn nicht verlassen, hielt ihn am Seile fest und zog ihn allmählich wieder zurück. Als der Dieb sich um den Toten berauben wollte, sah er daß seine List vergeblich gewesen war. „Ist denn ein so schwaches Menschenkind nicht zu verderben!“ sprach er zornig zu sich selbst, faßte den Königssohn und stürzte ihn auf einem andern Weg noch mehr zu dem Abgrund: aber der Löwe, der die böse Absicht merkte, half seinem Herrn auch hier aus der Gefahr. Als sie nun zum Taud gekommen waren, ließ der Dieb die Hand der Blinden fahren und wollte ihn allein zurücklassen, aber der Löwe ließ den Dieben, daß er hinabstürzte und zerschmetterte auf den Boden fiel.

Das treue Tier zog seinen Herrn wieder von dem Abgrund zurück und setzte ihn zu einem Baum, an dem ein Storch saß. Der Königssohn setzte sich da nieder, der Storch legte sich und spritzte mit seiner Zange ihm das Wasser ins Gesicht. Kaum hatten ein paar Tröpfchen die Augenhöhle erreicht, so konnte er wieder etwas sehen und bemerkte ein Weib, das flog ganz nah vorbei, stieß sich aber an einen Baumstamm: hierauf ließ es sich in das Wasser herab und baß sich darin, dann flog es auf, strich ohne auszuatmen durch den Dämonen hin, als hätte es sein Gesicht wieder bekommen. Da erkannte der Königssohn den Wind Gottes, neigte sich hin zu dem Wasser und wusch und badete sich darin das Gesicht und als er sich aufrichtete, hatte er seine Augen wieder so klar und rein, wie sie nie gewesen waren.

Der Königssohn dankte Gott für die große Gnade und zog mit seinem Löwen weiter in der Welt herum. Nun es sich zu daß er vor ein Schloß kam, welches verflucht war. In dem Thor stand eine Jungfrau von schöner Gestalt, seinem Ansehen, aber sie war ganz schwarz. Sie redete ihn und sprach „ach, könntest du mich erlösen aus dem bösen Gefängnis, der über mich geworfen ist.“ — „Was soll ich dir?“ sprach der Königssohn. Die Jungfrau antwortete „drei M

mußt du in dem großen Saal des verwalteten Schlosses zu bringen, aber es darf keine Furcht in dein Herz kommen. Wenn sie dich auf das ärgste quälen und du hältst es aus ohne einen Laut von dir zu geben, so bin ich erlöst; das Leben dürfen sie dir nicht nehmen.“ Da sprach der Königssohn „ich fürchte mich nicht, ich will's mit Gottes Hilfe versuchen.“ Also ging er frühlich in das Schloß, und als es dunkel ward, setzte er sich in den großen Saal und wartete. Es war aber still bis Witternacht, da fing plötzlich ein großer Lärm an, und aus allen Ecken und Winkeln kamen kleine Teufel herbei. Sie thaten als ob sie ihn nicht sähen, setzten sich mitten in die Stube, machten ein Feuer an und fingen an zu spielen. Wenn einer verlor, sprach er „es ist nicht richtig, es ist einer da, der nicht zu uns gehört, der ist schuld, daß ich verliere.“ — „Wart ich komme, du hinter dem Ofen,“ sagte ein anderer. Das Schreien ward immer größer, so daß es niemand ohne Schrecken hätte anhören können. Der Königssohn blieb ganz ruhig sitzen und hatte keine Furcht; doch endlich sprangen die Teufel von der Erde auf und fielen über ihn her, und es waren so viele, daß er sich ihrer nicht erwehren konnte. Sie zertraten ihn auf dem Boden herum, zwickten, stachen, schlugen und quälten ihn, aber er gab keinen Laut von sich. Gegen Morgen verschwanden sie, und er war so abgemattet, daß er kaum seine Glieder reggen konnte: als aber der Tag anbrach, da trat die schwarze Jungfrau zu ihm herbei. Sie trug in ihrer Hand eine kleine Flasche, worin Wasser des Lebens war, damit wusch sie ihn, und alsbald kthzte er wie alle Schmerzen verschwanden und frische Kraft in seine Adern drang. Sie sprach „eine Nacht hast du glücklich ausgehalten, aber noch zwei stehen dir bevor.“ Da ging sie wieder weg, und im Weggehen bemerkte er daß ihre Fllie weiß geworden waren. In der folgenden Nacht kamen die Teufel und fingen ihr Spiel aufs neue an; sie fielen über den Königssohn her und schlugen ihn viel härter als in der vorigen Nacht, daß sein Leib voll Wunden war. Doch da er alles still ertrug, mußten sie

von ihm lassen, und als die Morgenröthe anbrach, erschien Snuggfran und heilte ihn mit dem Lebenswasser. Und als er wegging, sah er mit Freuden daß sie schon weiß geworden war bis zu den Fingerspitzen. Dem hatte er nur noch eine Nacht auszuhalten, aber die war die schlimmste. Der Teufel kam wieder: „bist du noch da?“ schrien sie, „du sollst gepeinigt werden, daß dir der Stein stehen bleibt.“ Sie stießen und schlugen ihn, warfen ihn hin und her und zogen ihn an Ketten und Ketten, als wollten sie ihn zerreißen; aber er dachte alles und gab keinen Laut von sich. Endlich verschwand der Teufel, aber er lag da ohnmächtig und regte sich nicht. Er konnte auch nicht die Augen aufheben, um die Snuggfran zu sehen, die herein kam und ihn mit dem Wasser des Lebens benetzte und begoß. Aber auf einmal war er von allen Schmerzen befreit und fühlte sich frisch und gesund, als wäre er einem Schlaf erwacht, und wie er die Augen aufschlug, so sah er die Snuggfran neben sich stehen, die war schneeweiß schön, wie der helle Tag. „Stehe auf,“ sprach sie, „und schneide dein Schwert dreimal über die Treppe, so ist alles erlöst.“ Als er das gethan hatte, da war das ganze Schloß vom Zauber befreit, und die Snuggfran war eine reiche Königs-Tochter. Dienere kamen und sagten im großen Saale wäre die Hochzeit schon zubereitet und die Speisen aufgetragen. Da setzten sich nieder, aßen und tranken zusammen, und abends war von großen Freuden die Hochzeit gefeiert.

122.

Der Krankeskel.

Es war einmal ein junger Jäger, der ging in den Wald auf Kunst. Er hatte ein frisches und frohliches Herz, als er daher ging und auf dem Matt pfliff, kam ein altes hohes Witterchen, das redete ihn an und sprach „guten Morgen Jäger, du bist wohl lustig und vergnügt, aber ich Hunger und Durst, gib mir doch ein Almosen.“ Da daß der Jäger das arme Witterchen, daß er in seine Tasche

und ihr nach seinem Vermögen etwas reichste. Nun wollte er weiter gehen, aber die alte Frau hielt ihn an, und sprach „höre, lieber Jäger, was ich dir sage, dir dein gutes Herz will ich dir ein Geschenk machen: geh mir immer deiner Wege, über ein Weischen wirst du an einen Baum kommen, darauf sitzen neun Vögel, die haben einen Mantel in den Krallen und rauen sich darinn. Da lege du deine Blitse an und schließ mitten drunter: den Mantel werden sie dir wohl fallen lassen, aber auch einer von den Vögeln wird getroffen sein und tot herab stürzen. Den Mantel nimm mit dir, es ist ein Wunschmantel, wenn du ihn um die Schultern wirfst, brauchst du dich nir an einen Ort zu wünschen, und du Augenblick bist du dort. Aus dem toten Vogel nimm das Herz heraus, und verschluck es ganz, dann wirst du allen und jeden Morgen früh beim Aufstehen ein Goldstück unter deinem Kopflissen finden.“

Der Jäger dankte der weisen Frau und dachte bei sich „schöne Dinge, die sie mir versprochen hat, wenn's mir auch all so eintuße.“ Doch, wie er etwa hundert Schritte gegangen war, hörte er über sich in den Ästen ein Geschrei und Gewaltscher, daß er anschauete: da sah er einen Haufen Vögel, die rissen mit den Schnäbeln und Füßen ein Ende herum, schrien, zerrten und baigten sich, als wollt's ein jeder allein haben. „Nun,“ sprach der Jäger, „das ist wunderbar, es kommt ja gerade so, wie das Mitterchen gesagt hat,“ nahm die Blitse von der Schulter, legte an und that seinen Schuß mitten hinein, daß die Federn herausflogen. Sobald nahm das Getier mit großem Schreien die Flucht, aber einer fiel tot herab, und der Mantel sank ebenfalls herunter. Da that der Jäger wie ihm die Kiste geheißen hatte, schnitt den Vogel auf, suchte das Herz, schluckte es hinunter und nahm den Mantel mit nach Haus.

Am andern Morgen, als er aufwachte, fiel ihm die Verheißung ein, und er wollte sehen, ob sie auch eingehtroffen wäre. Wie er aber sein Kopflissen in die Höhe hob, da schlummerte ihm das Goldstück entgegen und am andern Morgen fand er

wieder eins, und so weiter jedesmal, wenn er aufstand. Er sammelte sich einen Haufen Gold, endlich aber dachte er „wähst mir all mein Gold, wenn ich daheln bleibe? Ich will ausziehen und mich in der Welt umsehen.“

Da nahm er von seinen Eltern Abschied, hing seinen Säckchen und seine Kiste um und zog in die Welt. Es traf sich zu, daß er eines Tages durch einen dicken Wald kam und wie der zu Ende war, lag in der Ebene vor ihm ein sehr schönes Schloß. In einem Fenster desselben stand eine Alte mit einer wunderschönen Jungfrau und schaute herrlich. Die Alte aber war eine Hexe und sprach zu dem Mädchen „dort kommt einer aus dem Wald, der hat einen wunderbar Schatz im Leib, den müssen wir darnum berücken, mein Herzchen: uns sieht das besser an als ihm. Er hat ein Vogelhertz bei sich, deshalb liegt jeden Morgen ein Goldstück in seinem Kopfsissen.“ Sie erzählt ihr wie es damit beschaffen wäre und wie sie darnum zu spielen hätte, und zuletzt droht sie und sprach mit zornigen Augen „und wenn du mir nicht gehorcht, so bist du unglücklich.“ Als nun der Jäger näher kam, erblickte er das Mädchen und sprach zu sich „ich bin so so lang herumgezogen, ich will einmal anschauen und in das schöne Schloß eintreten, Geld hab ich ja vollans.“ Eigentlich aber war die Ursache, daß er ein Auge auf das schöne Mädchen geworfen hatte.

Er trat in das Haus ein, und ward freundlich empfangen und höflich bewirthet. Es dauerte nicht lange, da war er in das Hexenmädchen verfallen, daß er an nichts anders dachte und nur nach ihren Augen sah, und was sie verlangte, das that er gerne. Da sprach die Alte „nun müssen wir das Vogelhertz haben, er wird nichts spüren, wenn es ihm fehlt.“ Sie richteten einen Trank zu, und wie er gekocht war, trank sie ihn in einen Becher und gab ihn dem Mädchen, das nun ihn dem Jäger reichen. Sprach es „nun, mein Liebster, trink mir zu.“ Da nahm er den Becher, und wie er den Trank geschluckt hatte, brach er das Hertz des Vogels aus dem Le-

Das Mädchen mußte es heimlich fortchaffen und dann selbst verschlucken, denn die Alte wollte es haben. Von nun an fand er kein Gold mehr unter seinem Kopfkissen, sondern es lag unter dem Kissen des Mädchens, wo es die Alte jeden Morgen holte: aber er war so verflucht und vernarrt, daß er an nichts anderes dachte, als sich mit dem Mädchen die Zeit zu vertreiben.

Da sprach die alte Hexe „das Vogelherz haben wir, aber den Wunschmantel müssen wir ihm auch abnehmen.“ Antwortete das Mädchen „den wollen wir ihm lassen, er hat ja doch seinen Reichtum verloren.“ Da ward die Alte böse und sprach „so ein Mantel ist ein wunderbares Ding, das selten auf der Welt gefunden wird, den soll und muß ich haben.“ Sie gab dem Mädchen Aufträge und sagte wenn es ihr nicht gehorchte, sollte es ihm schlimm ergehen. Da that es nach dem Befehl der Alten, stellte sich einmal ans Fenster und schaute in die weite Gegend, als wäre es ganz traurig. Fragte der Jäger „was siehst du so traurig da?“ — „Ach, mein Schatz,“ gab es zur Antwort, „da gegenüber liegt der Graualenberg, wo die köstlichen Edelsteine wachsen. Ich trage so groß Verlangen danach, daß wenn ich daran denke, ich ganz traurig bin; aber wer kann sie holen! Nur die Vögel, die fliegen, können ihn, ein Mensch niemals.“ — „Hast du weiter nichts zu klagen,“ sagte der Jäger, „den Kummer will ich dir bald vom Herzen nehmen.“ Damit faßte er sie unter seinen Mantel und wünschte sich hinüber auf den Graualenberg, und im Augenblick saßen sie auch beide drin. Da schimmerte das edele Gestein von allen Seiten daß es eine Freude war anzusehen, und sie lasen die schönsten und kostbarsten Steine zusammen. Nun hatte es aber die Alte durch ihre Hexenkunst bewirkt, daß dem Jäger die Augen schwer wurden. Er sprach zu dem Mädchen „wir wollen ein wenig niederstehen und ruhen, ich bin so müde, daß ich mich nicht mehr auf den Felsen erhalten kann.“ Da setzten sie sich, und er legte sein Haupt in ihren Schoß und schloß ein. Wie er einschliefen

war, da band es ihm den Mantel von den Schultern und hing ihn sich selbst um, las die Granaten und Steine auf und wuschte sich damit nach Haus.

Als aber der Jäger seinen Schloß angethan hatte und answachte, sah er daß seine Bleibe ihn betrogen und auf dem wilden Gebirg allein gelassen hatte. „O,“ sprach er, „wie ist die Untreue so groß auf der Welt!“ sah da in Sorge und Herzeleid und wußte nicht was er anfangen sollte. Der Berg aber gehörte wilden und ungeheuren Diesen, die darans wohnten und ihr Wesen trieben, und er soß nicht lange, so sah er ihrer drei daher schreiten. Da legte er sich nieder, als wäre er in diesen Schlaf versunken. Nun kamen die Diesen herbei, und der erste stieß ihn mit dem Fuß an und sprach „was liegt da für ein Exdwurm und beschaut sich inwendig?“ Der zweite sprach „teilt ihn tot.“ Der dritte aber sprach verächtlich „das wäre der Mühe werth! laßt ihn nur leben, hier kann er nicht bleiben, und wenn er höher steigt bis auf die Bergspitze, so packen ihn die Wolken und tragen ihn fort.“ Unter diesem Gespräch gingen sie vorüber, der Jäger aber hatte auf ihre Worte gemerkt, und sobald sie fort waren, stond er auf und kletterte den Berggipfel hinaus. Als er ein Weilschen da gesehen hatte, so schwebte eine Wolke heran, ergriff ihn, trug ihn fort und zog eine Zeitlang am Himmel her, dann senkte sie sich und ließ sich über einen großen, rings mit Mauern umgebenen Krantgarten nieder, also daß er zwischen Kofel und Gemüßen faust auf dem Boden kam.

Da sah der Jäger sich um und sprach „wenn ich nur etwas zu essen hätte, ich bin so hungrig, und mit dem Weiterkommen wird's schwer fallen; aber hier seß ich keinen Apfel und keine Birne, und keinerlei Obst, überall nichts als Krantwerk.“ Endlich dachte er „zur Not kann ich von dem Salat essen, der schmeckt nicht sonderlich, wird mich aber erfrischen.“ Also suchte er sich ein schönes Haupt an und aß davon, aber kann hatte er ein paar Bissen hlnab geschluckt, so war ihm so wunderbar zu Mute, und er sißte sich ganz verändert. Es wuchsen

Ihm vier Beine, ein dicker Kopf und zwei lange Ohren, und er sah mit Schrecken, daß er in einen Esel verwandelt war. Doch weil er dabei immer noch großen Hunger spürte und ihm der fastige Salat nach seiner jeßigen Natur gut schmeckte, so aß er mit großer Gier immer zu. Endlich gelangte er an eine andere Art Salat, aber kaum hatte er etwas davon verschluckt, so stülpte er aufs neue eine Veränderung, und lehrte in seine menschliche Gestalt zurück.

Nun legte sich der Jäger nieder und schlief seine Wildigkeit aus. Als er am andern Morgen erwachte, brach er ein Haupt von dem bösen und eins von dem guten Salat ab und dachte „das soll mir zu dem nächsten wieder helfen und die Treulosigkeit bestrafen.“ Dann steckte er die Häupter zu sich, kletterte über die Mauer und ging fort, das Schloß seiner Plebsen zu suchen. Als er ein paar Tage herum gestrichen war, fand er es glücklicherweise wieder. Da bekannte er sich schnell sehr Gerecht, daß ihm seine eigene Mutter nicht erkannt hätte, ging in das Schloß und bat um Herberge. „Ich bin so müde,“ sprach er, „und kann nicht weiter.“ Fragte die Heze „Landsmann, wer seid Ihr, und was ist Euer Geschicht?“ Er antwortete „ich bin ein Vate des Königs und war ausgesandt den köstlichsten Salat zu suchen, der unter der Sonne wächst. Ich bin auch so glücklich gewesen ihm zu finden und trage ihn bei mir, aber die Sonnenhitze brennt gar zu stark, daß mir das zarte Kraut zu welken droht und ich nicht weiß ob ich es weiter bringen werde.“

Als die Kiste von dem köstlichen Salat hörte, ward sie stiller und sprach „Ieber Landsmann, laßt mich doch den wunderbaren Salat versuchen.“ — „Warum nicht?“ antwortete er, „ich habe zwei Häupter mitgebracht und will Euch eins geben,“ machte seinen Sack auf und reichte ihr das böse hin. Die Heze dachte an nichts orges und der Mund wässerte ihr so sehr nach dem neuen Gericht, daß sie selbst in die Kiste ging und es zubereitete. Als es fertig war, konnte sie nicht warten, bis es auf dem Tische stand, sondern sie nahm gleich

ein paar Blätter und steckte sie in den Mund, kann aber waren sie verschluckt, so war auch die menschliche Gestalt verloren, und sie lief als eine Eselin hinaus in den Hof. Nun kam die Magd in die Küche, sah den fertigen Salat da stehen und wollte ihn antragen, unterwegs aber überfiel sie, nach alter Gewohnheit, die Lust zu versuchen, und sie aß ein paar Blätter. Alsobald zeigte sich die Wunderkraft, und sie ward ebenfalls zu einer Eselin und lief hinaus zu der Alten, und die Schlüssel mit Salat fiel auf die Erde. Der Votte saß in der Zeit bei dem schönen Mädchen, und als niemand mit dem Salat kam, und es doch auch kistern danach war, sprach es „ich weiß nicht wo der Salat bleibt.“ Da dachte der Jäger „das Kraut wird schon gemieft haben“ und sprach „ich will nach der Küche gehen und mich erkundigen.“ Wie er hinaus kam, sah er die zwei Eselinnen im Hof herumlaufen, der Salat aber lag auf der Erde. „Schon recht,“ sprach er, „die zwei haben ihr Theil weg“ und hob die übrigen Blätter auf, legte sie auf die Schlüssel und brachte sie dem Mädchen. „Ich bring Euch selbst das köstliche Essen,“ sprach er, „damit Ihr nicht länger zu warten braucht.“ Da aß sie davon und war alsbald wie die übrigen ihrer menschlichen Gestalt beraubt und lief als eine Eselin in den Hof.

Nachdem sich der Jäger sein Angesicht gewaschen hatte, als daß ihn die Verwandten erkennen konnten, ging er hinaus in den Hof und sprach „Jetzt sollt ihr den Lohn für eure Untreue empfangen.“ Er band sie alle drei an ein Seil und trieb sie fort, bis er zu einer Mühle kam. Er klopfte an das Fenster der Mühle steckte den Kopf heraus und fragte was sein Begehren wäre. „Ich habe drei böse Thiere,“ antwortete er „die ich nicht länger behalten mag. Wollt Ihr sie bei Euch nehmen, Futter und Lager geben, und sie halten wie ich Euch sage, so zahl ich dafür was Ihr verlangt.“ Sprach der Mühle „warum das nicht? wie soll ich sie aber halten?“ Da sagt der Jäger der alten Eselin, und das war die Hexe, sollte er täglich dreimal Schläge und einmal zu fressen geben; der jüngern, welche die Magd war, einmal Schläge und dreimal

Mutter; und der Jüngste, welche das Mädchen war, keinmal Schläge und dreimal zu fressen; denn er konnte es doch nicht über das Herz bringen, daß das Mädchen sollte geschlagen werden. Daraus ging er zuletzt in das Schloß, und was er übelig hatte, das fand er alles darin.

Nach ein paar Tagen kam der Müller und sprach er mußte melden daß die alte Eselin, die nur Schläge bekommen hätte und nur einmal zu fressen, gestorben wäre. „Die zwei andern,“ sagte er weiter, „sind zwar nicht gestorben und kriegen auch dreimal zu fressen, aber sie sind so traurig, daß es nicht lange mit ihnen dauern kann.“ Da erbarmte sich der Säger, ließ den Bohn fahren und sprach zum Müller er sollte sie toleder hextreiben. Und tole sie kamen, gab er ihnen von dem guten Salat zu fressen, daß sie toleder zu Menschen würden. Da fiel das schöne Mädchen vor ihm auf die Knie und sprach „ach, mein Liebster, verzeiht mir was ich Böses an Euch gethan, meine Mutter hatte mich dazu gezwungen; es ist gegen meinen Willen geschehen, denn ich habe Euch von Herzen lieb. Euer Wunschnudel hängt in einem Schrank, und ihr das Vogelhoerz will ich einen Brechtrunk einnehmen.“ Da ward er anderes Sinnes, und sprach „behalt es mir, es ist doch eueres, denn ich will dich zu meiner treuen Ehegemahlin annehmen.“ Und da ward Hochzeit gehalten, und sie lebten vergnügt miteinander bis zu ihrem Tod.

123.

Die Witte im Wald.

Es saß einmal ein armes Dienstmädchen mit seiner Herrschaft durch einen großen Wald, und als sie mitten darin waren, kamen Räuber aus dem Dickicht hervor und ermordeten wen sie fanden. Da kamen alle miteinander um bis auf das Mädchen, das war in der Angst aus dem Wagen gesprungen und hatte sich hinter einen Baum verborgen. Wie die Räuber mit ihrer Beute fort waren, trat es herbei und sah das große Klingel. Da fing es an bitterlich zu weinen

und sagte „was soll ich armes Mädchen nun anfangen, ich weiß mich nicht aus dem Wald heraus zu finden, keine Menschenseele wohnt darin, so muß ich gewiß verhungern.“ Es ging herum, suchte einen Weg, konnte aber keinen finden. Als es Abend war, setzte es sich unter einen Baum, befohl sich Gott, und wollte da sitzen bleiben und nicht weggehen, möchte geschehen was immer wollte. Als es aber eine Weile da gesessen hatte, kam ein weißes Täubchen zu ihm geflogen und hatte ein kleines goldenes Schlüsselchen im Schnabel. Das Schlüsselchen legte es ihm in die Hand und sprach „stehst du dort den großen Baum, daran ist ein kleines Schloß, das schließ mit dem Schlüsselchen auf, so wirst du Speise genug finden und keinen Hunger mehr leiden.“ Da ging es zu dem Baum und schloß ihn auf und fand Milch in einem kleinen Schlüsselchen und Weißbrod zum Einbrocken dabei, daß es sich satt essen konnte. Als es satt war, sprach es „jetzt ist es Zeit, wo die Mähner dahinein aufzulegen, ich bin so müde, könnt ich mich doch auch in mein Bett legen.“ Da kam das Täubchen wieder geflogen und brachte ein anderes goldenes Schlüsselchen im Schnabel und sagte „schließ dort den Baum auf, so wirst du ein Bett finden.“ Da schloß es auf und fand ein schönes weiches Bettchen: da betete es zum lieben Gott, er möchte es beschützen in der Nacht, legte sich und schloß ein. Am Morgen kam das Täubchen zum drittenmal, brachte wieder ein Schlüsselchen und sprach „schließ dort den Baum auf, da wirst du Kleider finden,“ und wie es aufschloß, fand es Kleider mit Gold und Edelsteinen besetzt, so herrlich, wie sie keine Königs-tochter hat. Also lebte es da eine Zeitlang und kam das Täubchen alle Tage und sorgte für alles, was es bedurfte, und war das ein stilles, gutes Leben.

Einmal aber kam das Täubchen und sprach „wilst du mir etwas zilliebe thun?“ — „Von Herzen gerne,“ sagte das Mädchen. Da sprach das Täubchen „ich will dich zu einem kleinen Häuschen führen, da geh hinein, mittendrein am Herd wird eine alte Frau sitzen und „guten Tag“ sagen. Aber gleich

Ihr bestellte keine Antwort sie mag auch anfangen, was sie will, sondern geh zu ihrer rechten Hand weiter, da ist eine Thüre, die mach auf, so wirst du in eine Stube kommen, wo eine Menge von Mägen allerlei Art auf dem Tische liegt, darunter sind prächtige mit allerley Stichen, die laß aber liegen und suche einen schlechten heraus, der auch darunter sein muß, und bring ihn zu mir her, so geschwind du kannst." Das Mädchen ging zu dem Häuschen und trat zu der Thüre ein: da sah eine Alte, die machte große Augen wie sie es erblickte und sprach „guten Tag mein Kind.“ Es gab ihr aber keine Antwort und ging auf die Thüre zu. „Wo hinaus?“ rief sie und faßte es beim Mord und wollte es festhalten, „das ist mein Haus, da darf niemand hereln, wenn ich's nicht haben will.“ Aber das Mädchen schwieg still, machte sich von ihr los und ging gerade in die Stube hinein. Da lag nun auf dem Tische eine übergroße Menge von Mägen, die glitzten und glimmerten ihm vor den Augen: es warf sie herum und suchte nach dem schlechten, konnte ihn aber nicht finden. Wie es so suchte, sah es die Alte, wie sie daher schlief und einen Vogelkäfig in der Hand hatte und damit fort wollte. Da ging es auf sie zu und nahm ihr den Käfig aus der Hand, und wie es ihn anhub und hinein sah, fast ein Vogel darin, der hatte den schlechten Ring im Schnabel. Da nahm es den Ring und lief ganz froh damit zum Hans hinaus und dachte das weiße Täubchen würde kommen und den Ring holen, aber es kam nicht. Da lehnte es sich an einen Baum und wollte auf das Täubchen warten, und wie es so stand, da war es als würde der Baum weich und blassam und senkte seine Zweige herab. Und auf einmal schlangen sich die Zweige um es herum, und waren zwei Arme, und wie es sich ansah, war der Baum ein schöner Mann, der es umfaßte und herzlich küßte und sagte „du hast mich erlöst und aus der Gewalt der Alten befreit, die eine böse Hexe ist. Sie hatte mich in einen Baum verwandelt, und alle Tage ein paar Stunden war ich eine weiße Taube, und so lang sie den Ring besaß, konnte ich nicht

menschliche Gestalt nicht wieder erhalten." Da waren seine Bedienten und Pferde von dem Zauber frei, die sie in Bäume verwandelt hatte, und standen neben ihm. Führen sie fort zu sein Reich, denn er war eines Königs und sie heirateten sich und lebten glücklich.

124.

Die drei Brüder.

Es war ein Mann, der hatte drei Söhne und wohnt im Verborgenen als das Haus, worin er wohnte. Nun jeder gerne noch seinem Tode das Haus gehabt, denn war aber einer so fleißig als der andere, da wußte er nicht, wo er's anfangen sollte, daß er seinem zu nahe thät; denn wollte er das Haus auch nicht, weil's von seinen Vätern war, sonst hätte er das Geld unter sie getheilt. Da fiel endlich ein Rat ein und er sprach zu seinen Söhnen: „Ihr die Welt und versucht euch und lerne jeder sein Handwerk, wenn ihr dann wiederkommt, wer das beste Meistersstück der soll das Haus haben.“

Das waren die Söhne zufrieden, und der älteste ein Schmied, der zweite ein Barbier, der dritte aber ein Fleischer werden. Darauf bestimmten sie eine Zeit, wo sie nach Hans zusammen kommen wollten, und zogen fort. Sie suchten auch, daß jeder einen tüchtigen Meister fand, wo er recht schaffen konnte. Der Schmied mußte des Königs befehlen und dachte: „nun kann dir's nicht fehlen, du wirst das Haus.“ Der Barbier raselte lauter vornehm und meinte auch das Haus wäre schon sein. Der Fleischer kriegte manchen Fleiß, bis aber die Zähne zusammen und sich's nicht verdrücken, denn er dachte bei sich: „Mach dich vor einem Fleiß, so kriegst du das Haus immer.“ Als nun die gesetzte Zeit herum war, kamen sie bei Vater wieder zusammen: sie wußten aber nicht, wie die beste Gelegenheit finden sollten, ihre Kunst zu zeigen, beisammen und rathschlagten. Wie sie so saßen, kam a-

noch ein Hase übers Feld daher gelaufen. „El," sagte der Barbier, „der kommt wie gerufen," nahm Becken und Seife, schäumte so lange, bis der Hase in die Nähe kam, dann selbste er ihn in vollem Laufe ein, und rasirte ihn auch in vollem Laufe ein Stuhlwärtchen, und dabel schnitt er ihn nicht und that ihn an keinem Haare weh. „Das gefällt mir," sagte der Vater, „wenn sich die andern nicht gewallig angreifen, so ist das Haus dein." Es währte nicht lang, so kam ein Herr in einem Wagen daher gerennt in vollem Sagen. „Nun sollt Ihr sehen, Vater, was ich kann," sprach der Hufschmied, sprang dem Wagen nach, riß dem Pferd, das in einem fort sagte, die vier Hufeisen ab und schlug ihn auch in Sagen vier neue wieder an. „Du bist ein ganzer Stier," sprach der Vater, „du machst deine Sachen' so gut, wie dein Bruder; ich weiß nicht wenn ich das Haus geben soll." Da sprach der dritte „Vater, laßt mich auch einmal gewähren," und weil es anfang zu regnen, zog er seinen Degen und schwenkte ihn in Strenghieben über seinen Kopf, daß kein Tropfen auf ihn fiel: und als der Regen stärker ward, und endlich so stark, als ob man mit Münden vom Himmel gösse, schwang er den Degen immer schneller und blieb so trocken, als saß er unter Dach und Fach. Als der Vater das sah, erkannte er und sprach „du hast das beste Meisterstück gemacht, das Haus ist dein."

Die beiden andern Brillen waren damit zufrieden, wie sie vorher gelobt hatten, und weil sie sich einander so lieb hatten, blieben sie alle drei zusammen im Haus und trieben ihr Handwerk; und da sie so gut angelernt hatten und so geschickt waren, verdienten sie viel Geld. So lebten sie vergnügt bis in ihr Alter zusammen, und als der eine krank ward und starb, grünten sich die zwei andern so sehr darüber, daß sie auch krank wurden und bald starben. Da wurden sie, weil sie so geschickt gearbeitet waren und sich so lieb gehabt hatten, alle drei zusammen in ein Grab gelegt.

Der Teufel und seine Großmutter.

Es war ein großer Krieg, und der König hatte viel Soldaten, gab ihnen aber wenig Geld, so daß sie nicht davon leben konnten. Da thaten sich drei zusammen und wollten anreißen. Einer sprach zum andern „wenn wir ertwischt werden, so hängt man uns an den Galgenbaum: wie wollen wir machen?“ Sprach der andere „setz dort das große Korn, wenn wir uns da verstecken, so findet uns kein Mensch: das Heer darf nicht hinein und muß morgen weiter ziehen.“ Sie krochen in das Korn, aber das Heer zog nicht weiter, sondern blieb rund herum liegen. Sie saßen zwei Tage und zwei Nächte im Korn und hatten so großen Hunger daß sie beinahe gestorben wären: glücken sie aber heraus, so war ihnen der Tod gewiß. Da sprachen sie „was hilft uns unser Ansteiß, wir müssen hier elendig sterben.“ Indem kam ein feuriger Drache durch die Lust geflogen, der senkte sich zu ihnen herab und fragte sie warum sie sich da versteckt hätten. Sie antworteten „wir sind drei Soldaten, und sind ausgerissen um unser Geld gering wor, nun müssen wir hier Hungers sterben, wenn wir liegen bleiben, oder wir müssen am Galgenbaum sein, wenn wir heraus gehen.“ — „Wollt ihr mir sieben Jahre dienen,“ sagte der Drache, „so will ich euch mit durchs Heer führen, daß euch niemand ertwischen soll?“ „Wir haben keine Wahl und müssen's annehmen“ antworteten sie. So packte sie der Drache in seine Klauen, flogte sie durch die Lust über das Heer hinweg und setzte sie weit davon weg auf die Erde; der Drache war aber niemand als der Teufel. Er gab ihnen ein kleines Pelttschchen und sprach „pelttsch und knallt ihr damit, so wird so viel Geld vor euch her springen, als ihr verlangt: ihr könnt dann wie große Herren leben, Pferde halten und in Wagen fahren: nach Verlauf der sieben Jahre aber seid ihr mein eigen.“ Dann hielt

ihnen ein Buch vor, in das mußten sie sich alle drei unter- schreiben. „Doch will ich euch,“ sprach er, „erst noch ein Rätsel aufgeben, könnt ihr das raten, sollt ihr frei sein und aus meiner Gewalt entlassen.“ Da flog der Drache von ihnen weg, und sie reisten fort mit ihren Geldsäcken, hatten Geld die Fülle, ließen sich Herrenfelder machen und zogen in der Welt herum. Wo sie waren, lebten sie in Freuden und Herrlichkeit, fuhren mit Pferden und Wagen, aßen und tranken, thaten aber nichts Böses. Die Zeit verstrich ihnen schnell, und als es mit den sieben Jahren zu Ende ging, ward zweien gewaltig angst und bang, der dritte aber nahm's auf die leichte Schulter und sprach „Wilder, fürchtet nichts, ich bin nicht auf den Kopf gefallen, ich errate das Rätsel. Sie gingen hinaus aufs Feld, saßen da und die zwei machten betrübte Gesichter. Da kam eine alte Frau daher, die fragte warum sie so traurig wären. „Ach, was liegt Euch daran, Ihr könnt uns doch nicht helfen.“ — „Wer weiß,“ antwortete sie, „vertraut mir nur einen Kummer.“ Da erzählten sie ihr sie wären des Teufels Diener gewesen, fast sieben Jahre lang, der hätte ihnen Geld wie Heu geschafft, sie hätten sich ihm aber verschrieben, und wären ihm verfallen, wenn sie nach den sieben Jahren nicht ein Rätsel auflösen könnten. Die Alte sprach „soll euch geholfen werden, so muß einer von euch in den Wald gehen, da wird er an eine eingestürzte Felsenwand kommen, die ansteht wie ein Hänschen, in das muß er eintreten, dann wird er Hilfe finden.“ Die zwei traurigen dachten „das wird uns doch nicht retten,“ und blieben sitzen, der dritte aber, der lustige, machte sich auf und ging so weit in den Wald, bis er die Felsenhütte fand. In dem Hänschen ober saß eine steinalte Frau, die war des Teufels Großmutter, und fragte ihn woher er käme und was er hier wollte. Er erzählte ihr alles, was geschehen war, und weil er ihr wohl gefiel, hatte sie Erbarmen und sagte sie wollte ihm helfen. Sie hob einen großen Stein auf, der über einem Stecker lag, und sagte „da versteckt dich, du kannst alles hören was hier gesprochen wird, sitz nur still

und rege dich nicht: wenn der Drache kommt, will ich wegen der Rätsel befragen: mir sagt er alles; und dann auf das was er antwortet.“ Am zwölf Uhr nachts kam Drache angeflogen und verlangte sein Essen. Die Großmutter deckte den Tisch und trug Traut und Speise auf, daß er gütigst vor, und sie aßen und tranken zusammen. Da fr sie ihn im Gespräch wie's den Tag ergangen wäre, und viel Geesken er krieget hätte. „Es wollte mir heute nicht gelücken,“ antwortete er, „aber ich habe drei Soldaten gep die sind mir sicher.“ — „Ja, drei Soldaten,“ sagte sie, haben etwas an sich, die können dir noch entkommen.“ Sp der Teufel höhniſch „die sind mehr, denen gebe ich noch Rätsel auf, das sie nimmermehr raten können.“ — „Was das für ein Rätsel?“ fragte sie. „Das will ich dir sagen der großen Nordsee liegt eine tote Meerleiche, das soll Braten sein: und von einem Walfisch die Kehle, das soll silberner Kessel sein: und ein alter hoher Pferdesfuß, das ihr Belustig sein.“ Als der Teufel zu Bett gegangen hob die alte Großmutter den Stein auf und ließ den Soldaten heraus. „Haſt du auch alles wohl in acht genommen?“ — „Ja,“ sprach er, „ich weiß genug und will mir schauen.“ Daran mußte er auf einem andern Weg durchs Feh heimlich und in aller Eile zu seinen Gefellen zurück gehen. erzählte ihnen, wie der Teufel von der alten Großmutter n überlistet worden und wie er die Auflösung des Rätsels von vernommen hätte. Da waren sie alle fröhlich und guter D nahmen die Weltchen und schlugen sich so viel Geld, daß es der Erde herumsprang. Als die sieben Jahre völlig herum waren der Teufel mit dem Buche, zeigte die Unterschriften sprach „ich will euch mit in die Hölle nehmen, da sollt eine Wahlzeit haben: könnt ihr mir raten, was ihr für Braten werdet zu essen kriegen, so sollt ihr frei und los und bleibet auch das Weltchen behalten. Do sang der Soldat an „in der großen Nordsee liegt eine tote Meerleiche das wird wohl der Braten sein.“ Der Teufel ärgerte

machte „hm! hm! hm!“ und fragte den zweiten „was soll aber einer Löffel sein?“ — „Von einem Walfisch die Rippe, das soll unser silberner Löffel sein.“ Der Teufel schnitt ein Gesicht, lachte wieder dreimal „hm! hm! hm!“ und sprach zum dritten „wollt ihr auch was einer Weinglas sein?“ „Ein alter Pferdesuß, das soll unser Weinglas sein.“ Da flog der Teufel mit einem lauten Schrei fort und hatte keine Gewalt mehr über sie; aber die drei behielten das Feischchen, schlugen Geld hervor, so viel sie wollten, und lebten vergnügt bis an ihr Ende.

126.

Jerenand getrii und Jerenand ungetrii.

Et was mal en Mann un 'ne Fru wesi, de hadden so lange se riek wören leine Kinner, as se averst arm wören, da kregen se en kleinen Jungen. Se kinnen averst leinen Baen dato kregen, da segde de Mann, he wulle mal na de annern Ohre (Orte) gahn un tosehn ob he da enen kregte. Wie he so gienk, kegegnete him en armen Mann, de frog en wo he hllme wulle, he segde he wulle hllm un tosehn dat he 'n Baen kriegte, he ste arm, und da wulle him ten Wisse to Gebaher stahn. „D,“ segde de arme Mann, „gi sief arm, un it sie arm, it will guhe (euer) Gebaher wören; it sie averst so arm, it kann dem Kinde nix givven, gahet hen un segget de Wähuor (Wahmutter) se sulle man mit den Kinde na der Sterken kinnen.“ Ase se un tohaupe an der Sterken kinnen, da is de Welter scham dachme, de givt dem Kinde den Namen Jerenand getrii.

Wie he un ut der Sterken gahet, da segd de Welter, „un gahet man na Fru, it kann guh (euch) nix givven un gi siffit int of nix givven.“ De Wähuor averst gah he 'n Schittet un segd er se mögt en, wenn se na Fru kame, dem Baer givven, de sull'n verwahren, bis dat Kind vertien Johr old wöre, dann sull et up de Halde gahn, da wöre 'n Schloft, dato pafte de Schittet, wat darin wöre, dat sulle em hören.

Wie dat Klud nu seven Johr oft wor, nu dilet (lichtig) wa wor, gient et mol spilen mit annern Jungen, da hadde eine noch mehr vom Paen klegt, ase de annere, he an kunne nix seggen, nu da grinde he nu gient nah Sins segde tom Baer „hewe ik denn gar nix vom Paen klegt — „O ja,“ segde de Baer, „du hest en Schilittel klegt, w up de Saide 'n Schloß stiet, so gah man hen nu schin up.“ Da gient he hen, averst et was kein Schloß to hi nu to sehen. Wier na seven Jahren, ase he verteln 2 ofd is, gelt he nochmals hen, da stiet en Schloß darup. he et upschluten het, da is der nix enne, ase 'n Perd, Schlinmel. Da werd de Snuge so viller Frilden dat he Perd hadde, dat he sit darup sett nu to shien Baer segd (Ja „Nu hew ik auch 'n Schlinmel, mi will ik auch reisen“ segd

Da treckt he weg, nu wie he immerweges is, ligd da Schrifchedder up 'n Wegge, he will se eist (erst) uprinnen da denkt he averst woler ble sich „o, du silt se auch lig laten, du findst ja will, wo du hen kinnst, 'ne Schrifched wenn du eine bruchest.“ Wie he so weggelt, do roppt et bli him „Herenand getril, nimm se mit.“ He silt sit künne, averst keinen, da gelt he woler torngge nu nimmt se up. he woler 'ne Wile rlen (gerkten) is, künmt he ble 'n W vorbie, so ligd da en Fisl am Dever (Ufer) nu snappet happet na Unst; so segde he „töv, miu lewe Fisl, ik will helpen, dat du in't Water künmt,“ nu greipt 'n ble'u Schw nu werpt 'n in't Water. Da steckt de Fisl den Kopp ut Water nu segd „nu du mie ut den Kot holpen hest, will die 'ne Fisteuplepen ghven, wenn du in de Hand bist, so f dernip, dann will ik die helpen, nu wenn du mal wat in W hest lassen laten, so stöte man, so will ik et die herut reise. Nu rikt he weg, da künmt so 'n Winst to kün, de frägt wo he hen will. „O, na den neggsten Ohre.“ Wn he d helte? „Herenand getril.“ — „Eli, da hewe wie ja fast siltvolgen Mannen, ik helte Herenand ungetril.“ Da tre se beide na den neggsten Ohre in dat Wertshus.

Nu was et schlimm, dat de Ferenand ungetreil allet wiste wat 'n annere dacht halte un doen wulle; dat wist he dore so allerhand sünne Kunst. Et was averst in Wertshuse so 'n wacker Wäken, dat hadde 'n schler (Kares) Angeseht un drog sil so hilfsch; dat verlei sil in den Ferenand getreil, denn et was 'n hilfschen Wilschen wese, un frog'n wo he hen to wulle. „O, he wulle so herlunner reisen.“ Da segd se so sull he doch nure da bliwen, et wäre hier to Lanne 'n Künig, de nehme wull giren 'n Bedeenten oder Vorellter: dable sull he in Diensten gahn. Se andworde he lanne nlg gud so to ehren hngahen un been sil an. Da segde dat Wäken „o, dat woll ik dann schon daren.“ Un so gient se and stracks hen na den Künig un sehde him se wolste him 'n hilfschen Bedeenten. Dat was de wol tofreen un leit 'n to sil künmen un wull 'n tom Bedeenten maken. Se wull averst leetwer Vorellter sin, denn wo sin Perd wäre, da müß he and sin; da macht 'n de Künig tom Vorellter. Wie blit de Ferenand ungetreil gewahr wore, da segd he to den Wäken „thw, helpest du den an un nle nlg?“ — „O, segd dat Wäken, „ik woll 'n and anhelpen.“ Se dachte „den wost du die tom Künne wahren, denn he is nlg to treuen.“ Se gelt alse vorin Künig stahn und beed 'n als Bedeenten an; dat is de Künig tofreen.

Wenn he un also det Morgens den Feren antroß, da jannerte de Künne „o wenn ik doch eist mine Pelveste ble nle hädde.“ De Ferenand ungetreil was averst dem Ferenand getreil jinnere uppseltig, wie osso de Künig mal wler so jannerte, da segd he „Sie haben so den Vorellter, den schelen Sie hln, der muß sie herbeschaffen, und wenn er es nicht thut, so muß him der Kopf vor die Kiste gelegt werden.“ Da leit de Künig den Ferenand getreil to sil künmen un sehde him he hädde da un da 'ne Pelveste, de sull he him herschappen, wenn he dat nlg bele, sull he sterben.

De Ferenand getreil gient in Stall to sinen Schimmel un grüde un jannerte. „O wat sin ik 'n unglücksch Wilschen-

Und." Do rööpet jenes Jhuner sin „Ferdinand getreu, wo
wilst du?" He silt sit nu, silt awerß nelnes, in jamme
Jhuner fort „o nu sewe Schlimmeken, nu mot ik die ve
laten, in mot ik sterwen." Do rööpet et wler „Ferdinand ge
treu, was wilst du?" Do merket he elst dat dat sin Schli
meken dei, dat Fragen. „Döst du dat, min Schlimmeken
kannst du siken (reden)?" Nu segd wler „ik sull da in
hen, in sull de Vriit haseu, west du nig wle ik dat wol a
fange." Do antwoerd dat Schlimmeken „gah du na den Jlu
in segg wenn he die ghewen wulle wat du hewen mößest,
willest du se sinu schappen: wenn he die 'u Schipp vill fte
nu 'u Schipp vill Brot ghewen wulle, so sull et geslügen; i
wölde granten Mlesen up den Water, wenn du denen ten fte
milde brächtes, so terreket sie die: in da wören de grant
Bligget, de pikeden die de Dgen ut den Koppe, wenn du t
Brot vor se häddest." Da lett de Jluig alle Stächter l
Panne stachten in alle Becker backen, dat de Schippe vi
werdt. Wie se vill sied, sagd dat Schlimmeken tom Fe
nand geteil „in gah man up inle siken in treck mit inle
't Schipp, wenn dann de Mlesen kinniet, so segg

„Still, still, meine lieben Mleschen,
Ich hab euch wohl bedacht,
Ich hab euch was mitgebracht."

Nu wenn de Bligget kinniet, so seggt du wler

„Still, still, meine lieben Bögelen,
Ich hab euch wohl bedacht,
Ich hab euch was mitgebracht."

Dann doet sie die nix, in wenn du dann sie dat Sch
kinniet, dann helpt die de Mlesen, dann gah up dat Sch
ut inlinn 'u Paar Mlesen mit, da sigd de Prinzessin i
schöppet; du darßt se awerß nig inwerken, sonneru de Mles
mödt se mit den Bedde npullinnen in lu dat Schipp dregen
Und da geschah nun alles, wie das Schlimmeken gesagt hat
und den Mlesen und den Bögeln gab der Herrnand geteil in
er ihnen mitgebracht hatte, dafür wurden die Mlesen wol

und tragen die Prinzessin in ihrem Bett zum König. An ose se tom Künig künmet, segd se se künne nig laven, se müße ere Schriften heven, de wöven up een Schlotte liggen bliven. Da werd de Ferenand getrel up Künstisten det Ferenand mgetrel wopen, um de Künig beditt kün he sulle de Schriften van dem Schlotte haken, sijn sull he steruen. Do geit he wter in Stall, um gelind um segd „o nilu lewe Schünmetten, um sull it noch 'n mal weg, wie sijn wie dat maken?“ Da segd de Schünmet se sullen dat Schyp man wter vull laen (laden). Da geht es wieder wie das vorige Mal, und die Kiesen und die Vögel werden von dem Fleisch gesättigt und besänftigt. Als se bie dat Schlott künmet, segd de Schünmet to kün he sulle man herin gahn, in den Schloßzimmer der Prinzessin, up den Disse da liegen de Schriften. Da geit Ferenand getrel kün um lauet se. Als se up 'n Water sind, da let he sine Schriftebder in't Water fallen, da segd de Schünmet „um kann it die averst nig helpen.“ Da fällt'n dat bie mit de Flötepiquen, he fällt an to flöten, da künmet de Fist um het de Fiedder im Wente um lauet se'n hen. An bringet he de Schriften no dem Schlotte, wo de Hochtid hassen werd.

De Künigin mochte averst den Künig nig sien, weil he seine Nase hadde, somern se mochte den Ferenand getrel geren sien. Wie um mal alle Ferenis vom Hove tosammen sied, so segd de Künigin, se könne auch Künstliche machen, se künne einen den Kopp afhoggen um wter upsetten, et sull nur mant einer versöcken. Da wull averst keiner de eiste sien, da wott Ferenand getrel daran, wter up Künstisten von Ferenand mgetrel, den hogget se den Kopp of um sett'n kün auch wter up, et is auch glid wter tan helst, dat et ut sach ase hädde he 'n voen Faen (Faden) kün 'n Hals. Da segd de Künig to ehr „mein Kind, wo hast du denn das gelernt?“ — „Ja,“ segd se, „die Kunst versieh ich, soll ich es an dir auch einmal versuchen?“ — „O ja,“ segd he. Do hogget se en averst den Kopp af um sett'n en nig wter upp, se doet os ob se'n nig darup kriegen künne, und as ob he nig seß sitten wulle. Do

wird de König begraben, se averst seliget den Fergestl.

Se rde averst klüner sinen Schlimmel, un ase hi darnip sat, da send he to ein he sulle mal up 'ne annere. de he ein wolst, treden un da dreimal mit ein herunne. Wie he dat dāhen hadde, da gelt de Schlimmel up de Plbeine stah un verbannt sit in 'n Königssuhn.

127.

Der Eisenofen.

Zur Zeit, wo das Wünschen noch geholfen hat, war Königsohn von einer alten Hexe verwünscht, daß er im 2. lu einem großen Eisenofen sitzen sollte. Da brachte er Jahre zu, und konnte ihn niemand erlösen. Einmal kam Königstochter in den Wald, die hatte sich irre gegangen. konnte ihres Vaters Reich nicht wieder finden: denn Tag sie so herumgegangen und stand zuletzt vor dem eisernen Ofen. Da kam eine Stimme herans und fragte sie „wa kommst her, und wa willst du hin?“ Sie antwortete „ich habe des Vaters Königreich verloren und kann nicht wieder Haus kommen.“ Da sprach's aus dem Eisenofen „ich will dich wieder nach Haus verhelfen und zwar in einer kurzen wein du willst unterschreiben zu thun was ich verlange. bin ein größerer Königsohn als du eine Königstochter, will dich heiraten.“ Da erschreckte sie, und dachte „lieber was soll ich mit dem Eisenofen anfangen!“ Weil sie gerne wieder zu ihrem Vater heim wollte, unterschrieb sie doch zu thun was er verlangte. Er sprach aber „du sollst der kommen, ein Messer mitbringen und ein Loch in das schrapfen.“ Dann gab er ihr jemand zum Gefährten, der nebenher und sprach nicht: er brachte sie aber in zwei Tagen nach Haus. Nun war große Freude im Schloß, als Königstochter wieder kam, und der alte König ließ ihr in Hals und küßte sie. Sie war aber sehr beirrt und sprach „lieber Vater, wie mir's gegangen hat! ich wäre nicht in

nach Haus gekommen aus dem großen wilden Walde, wenn ich nicht wäre bei einem eisernen Ofen gekommen, dem habe ich mich angeschlossen und unterschrieben, daß ich wollte wieder zu ihm zurückkehren, ihn erlösen und heiraten." Da erschrak der alte König so sehr, daß er beinahe in eine Ohnmacht gefallen wäre, denn er hatte nur die einzige Tochter. Berathschlagten sich also, sie wollten die Müllerstochter, die schön wäre, an ihre Stelle nehmen; führten die hinaus, gaben ihr ein Messer und sagten sie sollte an dem Eisenofen schaben. Sie schrappte auch vierundzwanzig Stunden lang, konnte aber nicht das geringste herabbringen. Wie nun der Tag anbrach, rief's in dem Eisenofen „mich denkt es ist Tag draußen.“ Da antwortete sie „das denkt mich auch, ich meine ich höre meines Vaters Mühlsteine rappeln.“ — „So bist du eine Müllerstochter, dann geh gleich hinaus und laß die Königstochter herkommen.“ Da ging sie hin und sagte dem alten König der draußen wollte sie nicht, er wollte seine Tochter. Da erschrak der alte König und die Tochter weinte. Sie hatten aber noch eine Schweinehirtentochter, die war noch schöner als die Müllerstochter, der wollten sie ein Silber Geld geben, damit sie ihr die Königstochter zum eisernen Ofen gluge. Also ward sie hinausgebracht und mußte auch vierundzwanzig Stunden lang schrappen; sie brachte aber nichts davon. Wie nun der Tag anbrach, rief's im Ofen „mich denkt es ist Tag draußen.“ Da antwortete sie „das denkt mich auch, ich meine ich höre meines Vaters Hühnerchen klappen.“ — „So bist du eine Schweinehirtentochter, geh gleich fort und laß die Königstochter kommen: und sag ihr es sollt ihr widerfahren was ich ihr versprochen hätte, und wenn sie nicht käme, sollte im ganzen Reich alles zerfallen und einfallen und kein Stein auf dem andern bleiben.“ Als die Königstochter das hörte, fing sie an zu weinen; es war aber nun nicht anders, sie mußte ihr Versprechen halten. Da nahm sie Abschied von ihrem Vater, steckte ein Messer ein und ging zu dem Eisenofen in den Wald hinaus. Wie sie nun angekommen war, hub sie an zu schrappen und

das Eisen gab nach, und wie zwei Stunden vorbei waren hatte sie schon ein kleines Loch geschabt. Da guckte sie hin und sah einen so schönen Jüngling, auf, der glühendes Gold und Edelsteine, daß er ihr recht in der Seele brannte. Nun da schrappte sie noch weiter fort und machte das Loch so groß, daß er heraus konnte. Da sprach er „du bist schön und ich bin dein, du bist meine Braut und hast mich erlöst.“ Er wollte sie mit sich in sein Reich führen, aber sie bat ihn aus, daß sie noch einmal dürfte zu ihrem Vater gehen, der Königssohn erlaubte es ihr, doch sollte sie nicht mehr zu ihrem Vater sprechen als drei Worte, und dann sollte sie heimkommen. Also ging sie heim, sie sprach aber mehr als drei Worte: da verschwand alsbald der Eisensofen und ward weg gerückt über gläserne Berge und schwebende Schwärze, doch der Königssohn war erlöst, und ruht mehr darin als im Reich. Danach nahm sie Abschied von ihrem Vater, nahm etwas Geld mit, aber nicht viel, ging wieder in den großen Wald und suchte den Eisensofen, allein der war zu finden. Neun Tage suchte sie, da ward ihr Hunger groß, daß sie sich nicht zu helfen wußte, denn sie hatte nichts mehr zu leben. Und als es Abend ward, setzte sie sich auf einen kleinen Baum und gedachte darauf die Nacht zu verbringen, weil sie sich vor den wilden Thieren fürchtete. Am nächsten Morgen früh, sah sie von fern ein kleines Häuschen und dachte „ach, da wär ich wohl erlöst,“ stieg vom Baum und ging dem Häuschen nach, auf dem Weg aber betete sie. Da kam sie zu einem kleinen alten Hänschen, und war das Gras darum gewachsen, und stand ein kleines Hänschen davor. Dachte sie „ach wo kommst du hier hin!“ guckte durch das Fenster hinein, so sah sie nichts darin, als dicke und kalte Fische (Kröten), aber einen Tisch, schön gedeckt mit Weizenbrot, und Teller und Becher waren von Silber. Da setzte sie sich das Herz und Kopfe an. Als bald rief die Dämonin

„Gnaser grüß und klein,
Gugelbein,

Gugelbeins Hühchen,
Gugel hin und her,
Daß geschwind sehen wer draußen war.“

Da kam eine kleine Stiege herbeigegangen und machte ihr auf. Wie sie eintrat, hießen alle sie willkommen, und sie mußte sich setzen. Sie fragten „wo kommt Ihr her? wo wollt Ihr hin?“ Da erzählte sie alles, wie es ihr gegangen wäre, und weil sie das Gebot übertreten hätte, nicht mehr als drei Worte zu sprechen, wäre der Ofen weg samt dem Königsohn: nun wollte sie so lange suchen und über Berg und Thal wandern, bis sie ihn fände. Da sprach die alte Däme:

„Jungfer grün und klein,
Gugelbein,
Gugelbeins Hühchen,
Gugel hin und her,
Bring mir die große Schachtel her.“

Da ging die Kleine hin und brachte die Schachtel herbeigetragen. Demnach gaben sie ihr Essen und Trinken, und brachte sie zu einem schönen gemachten Bett, das war wie Seide und Sammet, da legte sie sich hinein und schlief in Gottes Namen. Als der Tag kam, stieg sie auf, und gab ihr die alte Stiege drei Nadeln aus der großen Schachtel, die sollte sie mitnehmen; sie würden ihr nützlich thun, denn sie mußte über einen hohen gläsernen Berg und über drei schneidende Schwerter und über ein großes Wasser: wenn sie das durchsehte, würde sie ihren Liebsten wieder kriegen. Nun gab sie hiermit drei Telle (Stücke), die sollte sie recht in acht nehmen, nämlich drei große Nadeln, ein Pfingrad und drei Misse. Hiermit reiste sie ab, und wie sie vor den gläsernen Berg kam, der so glatt war, steckte sie die drei Nadeln als hinter die Felle und dann wieder vornwärts, und gelangte so hinüber, und als sie hinüber war, steckte sie sie an einen Ort, den sie wohl in acht nahm. Demnach kam sie vor die drei schneidenden Schwerter, da stellte sie sich auf ihr Pfingrad und rollte hinüber. Endlich kam sie vor ein großes Wasser, und wie sie übergefahen war, in ein großes schönes Schloß. Sie ging hinein und hielt um einen

Dienst an, sie war eine arme Magd und wollte sich vermieten; sie wusste aber daß der Königssohn drinne war, sie erlöst hatte aus dem eisernen Ofen im großen Wald, ward sie aufgenommen zum Ailcheimädchen ihr gelungen. Nun hatte der Königssohn schon wieder eine andere Seite, die wollte er heiraten, denn er dachte sie wäre gestorben. Abends, wie sie ausgewaschen hatte und fertig machte sie in die Tasche und fand die drei Kisse, welche die alte Stiehe gegeben hatte. Bis eine auf und wollte Kern essen, siehe, da war ein stolzes königliches Aisel. Als die Braut hörte, kam sie und hielt ihn da an und wollte es kaufen und sagte „es war kein Aisel eine Dienstmagd.“ Da sprach sie noch sie wollte's nicht kaufen, doch wann sie ihr einerlei (ein Ding) wollte er so sollte sie's haben, nämlich eine Nacht in der Kammer Bräutigams zu schlafen. Die Braut erlaubt es ihr, ihr Kleid so schön war und sie noch keins so hatte. Wie es Abend war, sagte sie zu ihrem Bräutigam „das närrische Mädchen will in deiner Kammer schlafen.“ — „Wenn du freuden bist, bin ich's auch,“ sprach er. Sie gab ihm ein Glas Wein, in das sie einen Schlaftrunk hatte. Also gingen beide in die Kammer schlafen, schlief so fest, daß sie ihn nicht erwecken konnte. Sie die ganze Nacht und rief „ich habe dich erlöst aus dem Wald und aus einem eisernen Ofen, ich habe dich und bin gegangen über einen gläsernen Berg, über dreiende Schwerter und über ein großes Wasser, ehe ich gefunden habe, und willst mich doch nicht hören.“ Die Alten saßen vor der Einbenthüre und hörten wie sie so die Nacht weinte und sagten's am Morgen ihrem Herrn wie sie am andern Abend ausgewaschen hatte, bis sie die Fuß auf, da war noch ein weit schöneres Aisel drin; die Braut sah, wollte sie es auch kaufen. Aber Geld das Mädchen nicht und bat sich aus daß es noch eine der Kammer des Bräutigams schlafen dürfte. Die Bra-

ihm aber einen Schlafrumt, und er schlief so fest, daß er nichts hören konnte. Das Mädchenmädchen weinte aber die ganze Nacht, und rief „ich habe dich erlöst aus einem Walde und aus einem eisernen Ofen, ich habe dich gesucht und bin gegangen über einen gläsernen Berg, über drei schneidende Schwerter und über ein großes Wasser, ehe ich dich gefunden habe, und du willst mich doch nicht hören.“ Die Bedienten saßen vor der Stubenthüre und hörten wie sie so die ganze Nacht weinte, und sagten's am Morgen ihrem Herrn. Und als sie am dritten Abend aufgewaschen hatte, biß sie die dritte Nuß an, da war ein noch schöneres Kleid drin, das starrte von reinem Gold. Wie die Brant das sah, wollte sie es haben, das Mädchen aber gab es nur hin, wenn es zum drittenmal blühte in der Kammer des Bräutigams schlafen. Der Königssohn aber hieltete sich und ließ den Schlafrumt vorbeistehen. Wie sie nun aufsting zu weinen und zu rufen „liebster Schatz, ich habe dich erlöst aus dem grausamen todsden Walde und aus einem eisernen Ofen,“ so sprang der Königssohn an und sprach „du bist die rechte, du bist mein, und ich bin dein.“ Darauf setzte er sich noch in der Nacht mit ihr in einen Wagen, und der falschen Brant nahmen sie die Kleider weg, daß sie nicht aufstehen konnte. Als sie zu dem großen Wasser kamen, da schliffen sie hinüber, und vor den drei schneidenden Schwertern, da fehlten sie sich aufs Pfugrad, und vor dem gläsernen Berg, da steckten sie die drei Nadeln hinein. So gefangen sie endlich zu dem alten kleinen Hänschen, aber wie sie hineintraten, war's ein großes Schloß: die Mäusen waren alle erlöst und tanter Königsfinder und waren in voller Freude. Da ward Vermählung gehalten, und sie blieben in dem Schloß, das war viel größer als ihres Vaters Schloß. Weil aber der Alte sammerte daß er allein bleiben sollte, so fuhren sie weg und hielten ihn zu sich, und hatten zwei Königsreiche und lebten in gutem Ehestand.

Da kam eine Maus,
Das Mädchen war aus.

128.

Die faule Spinnerin.

Auf einem Dorfe lebte ein Mann und eine Frau, und die Frau war so faul, daß sie immer nichts arbeiten wollte: in was ihr der Mann zu spinnen gab, das spann sie nicht fertig und was sie auch spann, haspelte sie nicht, sondern ließ all auf dem Kandel gewickelt liegen. Schaffte sie nun der Mann, war sie mit ihrem Mann doch vornein, und sprach „ei, wie sollt haspeln, da ich keinen Haspel habe, geh du erst in den Wald und schaff mir einen.“ — „Wenn's darau liegt,“ sagte der Mann, „so will ich in den Wald gehen und Haspelholz holen.“ Da fürchtete sich die Frau, wenn er das Holz hätte, daß daraus einen Haspel machte, und sie abhaspeln und dann so der fisch spinnen müßte. Sie besann sich ein bißchen, kam ihr ein guter Einfall, und sie lief dem Manne heimlich nach in den Wald. Wie er nun auf einen Baum gestiegen war, das Holz auszuwählen und zu hauen, schlich sie darnach in das Gebüsch, wo er sie nicht sehen konnte und rief hinein

„Wer Haspelholz hant, der stirbt,
Wer da haspelt, der verdirbt.“

Der Mann horchte, legte die Axt eine Welle nieder und dachte nach was das wohl zu bedeuten hätte. „Ei was,“ sprach endlich, „was wird's gewesen sein! es hat dir in den Ohren geklungen, mache dir keine unnütze Furcht.“ Also ergriff die Axt von neuem und wollte zuhauen, da rief's wieder von unten herauf

„Wer Haspelholz hant, der stirbt,
Wer da haspelt, der verdirbt.“

Er hielt ein, trugte angst und bang und sann dem Dlug in. Wie aber ein Wellchen vorbei war, kam ihm das Herz wieder und er langte zum drittenmal nach der Axt und wollte hauen. Aber zum drittenmale rief's und sprach's laut

„Der Gaspelholz hant, der Riecht,
Wer da haspelt, der verdirbt.“

Da hatte er's genug, und alle Lust war ihm vergangen, so daß er eilends den Damm herunter fleg und sich auf den Gehweg machte. Die Frau ließ, was sie konnte, auf Nebenwegen, damit sie eher nach Hans käme. Als er nun in die Stube trat, that sie unschuldig, als wäre nichts vorgefallen, und sagte „nun, bringst du ein gutes Gaspelholz?“ — „Nein,“ sprach er, „ich sehe wohl, es geht mit dem Gaspeln nicht,“ erzählte ihr was ihm im Walde begegnet war und ließ sie von nun an damit in Ruhe.

Wald hernach flug der Mann doch wieder an sich über die Unordnung im Hause zu ärgern. „Frau,“ sagte er, „es ist doch eine Schande, daß das gesponnene Garn da auf dem Kessel liegen bleibt.“ — „Welst du was,“ sprach sie, „will wir doch zu keinem Gaspel kommen, so stell dich auf den Boden und ich steh unten, da will ich dir den Kessel hinauf werfen, und du wirfst ihn herunter, so geht's doch einen Strang.“ — „Ja, das geht,“ sagte der Mann. Also thaten sie das, und wie sie fertig waren, sprach er „das Garn ist nun gesträngt, nun muß es auch gelocht werden.“ Der Frau ward wieder angst, sie sprach zwar „ja wir wollen's gleich morgen selbst lochen,“ dachte aber bei sich auf einen neuen Streich. Frühmorgens stand sie auf, machte Feuer an und stellte den Kessel bel, allein statt des Garns legte sie einen klumpen Berg hinein, und ließ es immer zu lochen. Daran ging sie zum Manne, der noch zu Bette lag, und sprach zu ihm „ich muß einmal ausgehen, steh derweil auf und sieh nach dem Garn, das im Kesseln überm Feuer steht: aber du mußt's beizeit thun, gleich wohl acht, denn wo der Fahn träht, und du sähest nicht nach, wird das Garn zu Berg.“ Der Mann war bel der Hand und wollte nichts veräumen, stand eilends auf, so schnell er konnte, und glug in die Stube. Als er aber zum Kessel kam und hinein sah, so erblickte er mit Schrecken nichts als einen klumpen Berg. Da schwieg der arme Mann mühs-

heuschül, dachte er hält's versehen und wäre schuld daran und sprach in Zukunft gar nicht mehr von Gern und Splimen. Aber das mußt du selbst sagen, es war eine garstige Frau.

129.

Die vier kunstreichen Brüder.

Es war ein armer Mann, der hatte vier Söhne, wie die herangewachsen waren, sprach er zu ihnen „Liebe Kinder, ihr müßt jetzt hinaus in die Welt, ich habe nichts, das ich euch geben könnte; macht euch auf und geht in die Fremde, lernt ein Handwerk und seht wie ihr euch durchschlagt.“ Da ergriffen die vier Brüder den Wanderstab, nahmen Abschied von ihrem Vater und zogen zusammen zum Thor hinaus. Als sie eine Zeitlang gewandert waren, kamen sie an einen Kreuzweg, der nach vier verschiedenen Gegenden führte. Da sprach der älteste „hier müssen wir uns trennen, aber heut über vier Jahre wollen wir an dieser Stelle wieder zusammentreffen und in der Zeit unser Glück versuchen.“

Nun ging jeder seinen Weg, und dem ältesten begegnete ein Mann, der fragte ihn wo er hinaus wollte und was er vor hätte. „Ich will ein Handwerk lernen,“ antwortete er. Da sprach der Mann „geh mit mir, und werde ein Dieb.“ — „Nein,“ antwortete er, „das gilt mir kein christliches Handwerk mehr, und das Ende vom Lied ist, daß einer als Schwengel in der Festschloß gebraucht wird.“ — „O,“ sprach der Mann, „vor dem Golgen brauchst du dich nicht zu scheuen: ich will dich bloß lehren wie du holst was sonst kein Mensch kriegen kann, und wo dir niemand auf die Spur kommt.“ Da ließ er sich überreden, ward bei dem Manne ein gelernter Dieb und ward so geschickt, daß vor ihm nichts sicher war, was er einmal haben wollte. Der zweite Bruder begegnete einem Mann, der dieselbe Frage an ihn that, was er in der Welt lernen wollte. „Ich weiß es noch nicht,“ antwortete er. „So geh mit mir und werde ein Sternrunder: nichts besser als das, es bleibt einem nichts verborgen.“ Er ließ sich das gefallen

und ward ein so geschickter Sternquader, daß sein Meister, als er ausgeleert hatte und weiter ziehen wollte, ihm ein Fernrohr gab und zu ihm sprach „damit kannst du sehen was auf Erden und am Himmel vorgeht, und kann dir nichts verborgen bleiben.“ Den dritten Bruder nahm ein Jäger in die Lehre und gab ihm in allem, was zur Jägerei gehört, so guten Unterricht, daß er ein ausgeleerteter Jäger ward. Der Meister schenkte ihm beim Abschiede eine Wilsche und sprach „die fehlt nicht, was du damit aufs Korn nimmst, das triffst du sicher.“ Der jüngste Bruder begegnete gleichfalls einem Manne, der ihn anredete und nach seinem Vorhaben fragte. „Bist du nicht Lust ein Schneider zu werden?“ — „Daß ich nicht wollte,“ sprach der Junge, „das Krummstücken von morgens bis abends, das Hinz- und Hersegen mit der Nadel und das Abgefelsen will mir nicht in den Sinn.“ — „Ei was,“ antwortete der Mann, „du sprichst wie du's verstehst: bei mir lernst du eine ganz andere Schneidkunst, die ist aufständig und glanzlich, zum Leis sehr ehrenvoll.“ Da ließ er sich überreden, glug mit und lernte die Kunst des Mannes aus dem Fundament. Beim Abschied gab ihm dieser eine Nadel und sprach „damit kannst du zusammennähen was dir vorkommt, es sei so weich wie ein Ei oder so hart als Stahl; und es wird ganz zu einem Stille, daß keine Naht mehr zu sehen ist.“

Als die bestimmten vier Jahre herum waren, kamen die vier Brüder zu gleicher Zeit an dem Kreuzwege zusammen, hertzen und stützen sich und lehrten heim zu ihrem Vater. „Nun,“ sprach dieser ganz vergnügt, „hat euch der Wind weder zu mir geweht?“ Sie erzählten wie es ihnen ergangen war und daß jeder das Geklungene gelernt hätte. Nun saßen sie gerade vor dem Haus unter einem großen Baum, da sprach der Vater „Jetzt will ich euch auf die Probe stellen und sehen was ihr könnt.“ Danach schante er auf und sagte zu dem zweiten Sohne „oben im Gipfel dieses Baumes sitzt zwischen zwei Ästen ein Buchfinkenest, sag mir wie viel Eier liegen darin?“ Der Sternquader nahm sein Maß, schante hinauf

und sagte „flüße flüß's.“ Sprach der Vater zum ältesten „hol du die Eier herunter, ohne daß der Vogel, der darauf sitzt und brütet, gestört wird.“ Der knustreiche Dieb schlüpfte und nahm dem Vögeln, das gar nichts davon merkte und ruhig sitzen blieb, die fünf Eier unter dem Leib weg und brachte sie dem Vater herab. Der Vater nahm sie, legte auf jede Ecke des Tisches eins und das flüßte in die Mitte, und sprach zum Jäger „du schledest mir mit einem Schuß die fünf Eier in der Mitte entzwei.“ Der Jäger legte seine Wunde an und schloß die Eier, wie es der Vater verlangt hatte, ab, flüßte, und zwar in einem Schuß. Der hatte gewiß vom Pulver das nun die Ecke schleßt. „Nun kommt die Reihe an dich,“ sprach der Vater zu dem vierten Sohn, „du nähst die Eier wieder zusammen und auch die jungen Vögeln, die darauf flüß, und zwar so, daß ihnen der Schuß nichts schadet.“ Der Schmiedler holte seine Nadel und nähte wie's der Vater verlangt hatte. Als er fertig war, mußte der Dieb die Eier wieder auf den Wammus des Nest tragen und dem Vogel, ohne daß er etwas merkte, wieder unterlegen. Das Tierchen brüllte sie vollends aus, und nach ein paar Tagen krochen die Jungen hervor und hielten da, wo sie vom Schmiedler zusammengeknäht waren, ein rotes Streifenchen um den Hals.

„Ja,“ sprach der Alte zu seinen Söhnen, „ich muß euch über den grünen Klee loben, ihr habt eure Zeit wohl benutzt und was Nützliches geleistet: ich kann nicht sagen wer von euch der Vorzug gebührt. Wenn ihr nur bald Gelegenheit habt eure Kunst anzuwenden, da wird sich's ausweisen. Nicht lange danach kam großer Arm und Land, die Königs-tochter wäre von einem Drachen entführt worden. Der König war Tag und Nacht darüber in Sorgen und ließ bekannt machen wer sie zurück brächte, sollte sie zur Gemahlin haben. Die vier Brüder sprachen untereinander „das wäre eine Gelegenheit, wo wir uns Können zeigen lassen,“ wollten zusammen ausziehen und die Königstochter befreien. „Wo sie ist,“ will ich bald wissen,“ sprach der Stiergucker, schaute durch sein

Feretrohe und sprach „ich sehe sie schon, sie sitzt weit von hier auf einem Felsen im Meer und neben ihr der Drache, der sie bewacht.“ Da ging er zu dem König und bat um ein Schiff für sich und seine Bildher und fuhr mit ihnen über das Meer, als sie zu dem Felsen hin kamen. Die Königstochter saß da, über der Drache lag in ihrem Schoß und schlief. Der Jäger sprach „ich darf nicht schlafen, ich will die schöne Jungfrau gleich töten.“ — „Es will ich mein Vell versprechen,“ sagte der Dieb, schlich sich heran und stahl sie unter dem Drachen weg, aber so leise und behend, daß das Mutter nichts merkte, sondern fortschnarchte. Sie eilten voll Freude mit ihr aufs Schiff und fuhren in die offene See: aber der Drache, der et seinem Erwachen die Königstochter nicht mehr gefunden hatte, hinter ihnen her und schwanble tollend durch die Luft. Als er gerade über dem Schiff schwebte und sich herablassen wollte, legte der Jäger seine Wäsche an und schloß ihm mitten ins Herz. Das Mutter fiel tot herab, war aber so groß und ewaltig, daß es im Herabfallen das ganze Schiff zertrennte. Sie erhaschten glücklich noch ein paar Bretter und hantuierten auf dem weiten Meer umher. Da war wieder rothe Not, aber der Schneider, nicht sonst, nahm seine wunnre Wadel, nähte die Bretter mit ein paar großen Stichen in der Eile zusammen, setzte sich darauf, und sammelte alle Stücke des Schiffs. Dann nähte er auch diese so geschickt zuammien, daß in kurzer Zeit das Schiff wieder segelfertig war und sie glücklich heimfahren konnten.

Als der König seine Tochter wieder erblickte, war große Freude. Er sprach zu den vier Bildhern „euer von euch soll zur Gemahlin haben, aber welcher das ist, mocht unter ich aus.“ Da entstand ein heftiger Streit unter ihnen, denn der machte Ansprüche. Der Sternrunder sprach „hätt ich nicht e Königstochter gesehen, so wären alle eure Klüfte umsonst wesen: darum ist sie mein.“ Der Dieb sprach „iuch hätte ich Gehen geholfen, wenn ich sie nicht unter dem Drachen :geholt hätte: darum ist sie mein.“ Der Jäger sprach „ihr

wart doch samt der Königstochter von dem Untler zerrissen den, hätte es keine Kugel nicht getroffen: darnum ist sie Der Schwelber sprach „und hätte ich euch mit meiner nicht das Schiff wieder zusammengefügt, ihr wart all merlich ertrunken: darum ist sie mein.“ Da that der den Anspruch „jeder von euch hat ein gleiches Recht weil ein jeder die Jungfrau nicht haben kann, so soll sie von euch haben, aber ich will jedem zur Belohnung ein Königreich geben.“ Den Vrilbern gefiel diese Eusich und sie sprachen „es ist besser so, als daß wir mein den.“ Da erhielt jeder ein halbes Königreich, und sie mit ihrem Vater in aller Willkürigkeit, so lange es Got

180.

Einkünglein, Zweikünglein und Dreikünglein.

Es war eine Frau, die hatte drei Töchter, dabi die älteste Einkünglein, weil sie nur ein einziges Aug auf der Stirn hatte, und die mittlere Zweikünglein sie zwei Augen hatte wie andere Menschen, und die Dreikünglein, weil sie drei Augen hatte, und das drei bei ihr gleichfalls mitten auf der Stirne. Darnum al Zweikünglein nicht anders ansah als andere Menschen konnten es die Schwestern und die Mutter nicht leiden sprachen zu ihm „du mit deinen zwei Augen: bist nicht als das gemeine Volk, du gehörst nicht zu uns.“ Sie es herum und warfen ihm schlechte Kleider hin und ga nicht mehr zu essen als was sie übrig ließen, und tha Herzleid an, wo sie nur konnten.

Es trug sich zu, daß Zweikünglein hinaus ins Fel und die Fiege hüten mußte, aber noch ganz hungri weil ihm seine Schwestern so wenig zu essen gegeben Da setzte es sich auf einen Stein und sang an zu weh so zu weinen, daß zwei Vögelchen aus seinen Anger flossen. Und wie es in seinem Kummer einmal a stand eine Frau neben ihm, die fragte „Zweiküngle

weinst du?“ Zwickelänglein antwortete „soll ich nicht weinen? weil ich zwei Augen habe wie andre Menschen, so können mich meine Schwestern und meine Mutter nicht leiden, stoßen mich aus eurer Erde in die andere, werfen mir alte Kleider hin und geben mir nichts zu essen als was sie übrig lassen. Heute haben sie mir so wenig gegeben, daß ich noch ganz hungrig bin.“ Sprach die weise Frau „Zwickelänglein, trockne dir dein Angesicht, ich will dir etwas sagen, daß du nicht mehr hungern sollst. Sprich nur zu deiner Ziege

„Hätlein, meck,
Elschlein, beck,“

so wird ein sanber gedecktes Elschlein vor dir stehen und das schönste Essen daranf, daß du essen kannst so viel du Lust hast. Und wenn du satt bist und das Elschlein nicht mehr brauchst, so sprich nur

„Hätlein, meck,
Elschlein, weg,“

so wird's vor deinen Augen wieder verschwinden.“ Darauf ging die weise Frau fort. Zwickelänglein aber dachte „ich muß gleich etmal versuchen ob es wahr ist, was sie gesagt hat, denn mich hungert gar zu sehr“ und sprach

„Hätlein, meck,
Elschlein, beck,“

und kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, so stand da ein Elschlein mit einem weißen Hätlein gedeckt, daranf ein Teller mit Messer und Gabel und silbernem Löffel, die schönsten Speisen standen rund herum, rauchten und waren noch warm, als wären sie eben aus der Küche gekommen. Da sagte Zwickelänglein das kürzeste Gebet her, das es imhte, „Herr Gott, sei unser Gast zu aller Zeit, Amen,“ langte zu und ließ sich's wohlknecken. Und als es satt war, sprach es, wie die weise Frau gelehrt hatte,

„Hätlein, meck,
Elschlein, weg.“

Als bald war das Tischchen und alles, was darauf stand wieder verschwunden. „Das ist ein schöner Hanshals“ dachte Zwellänglein und war ganz vergnügt und guter Dinge.

Abends, als es mit seiner Ziege heim kam, fand es ein leeres Schiffschen mit Essen, das ihm die Schwestern hingestellt hatten, aber es rührte nichts an. Am andern Tag zog es mit seiner Ziege wieder hinaus und ließ die paar Brocken, die ihm gereicht wurden, liegen. Das erste Mal und das zweite Mal beachteten es die Schwestern gar nicht, wie es aber jedesmal geschah, merkten sie auf und sprachen „es ist nicht richtig mit dem Zwellänglein, das läßt jedesmal das Essen stehen und hat doch sonst alles ausgezehrt, was ihm gereicht wurde; das muß andere Wege gefunden haben.“ Da mit sie aber hinter die Wahrheit kämen, sollte Zwellänglein mitgehen, wenn Zwellänglein die Ziege auf die Weide treibe, und sollte achten was es da vor hätte, und ob ihm jemand etwas Essen und Trinken brächte.

Als nun Zwellänglein sich wieder ansinachte, trat Zwellänglein zu ihm und sprach „ich will mit ins Feld und sehen daß die Ziege auch recht gehirt und ins Futter getrieben wird.“ Aber Zwellänglein merkte was Zwellänglein im Stalle hatte und trieb die Ziege hinaus in hohes Gras und sprach „komm, Zwellänglein, wir wollen uns hinführen, ich will dir was vorzeigen.“ Zwellänglein setzte sich hin und war von dem ungewohnten Weg und von der Sonnenhitze müde, und Zwellänglein saug lüner

„Zwellänglein, wachst du?
Zwellänglein, schläfst du?“

Da that Zwellänglein das eine Auge zu und schloß ein. Und als Zwellänglein sah daß Zwellänglein fest schlief und nichts verraten konnte, sprach es

„Halt ein, ned,
Zwellänglein, bed.“

und setzte sich an sein Tischlein und aß und trank bis es satt war, dann rief es wieder

„Häseln, nuck,
Eisäseln, weg.“

und alles war augenblicklich verschwunden. Zwelängeln weckte nun Einängeln und sprach „Einängeln, du willst hüten und schläfst dabel ein, dertweil hätte die Blege in alle Welt laufen können; komm, wir wollen nach Hans gehen.“ Da gingen sie nach Hans, und Zwelängeln ließ wieder sein Schlüsselschen unangewandt stehen, und Einängeln konnte der Mutter nicht verraten warum es nicht essen wollte und sagte zu seiner Entschuldigung „ich war draußen eingeschlafen.“

Am andern Tag sprach die Mutter zu Dreilängeln „diesmal sollst du mit gehen und acht haben ob Zwelängeln draußen ist und ob ihm jemand Essen und Trinken bringt, denn essen und trinken muß es heimlich.“ Da trat Dreilängeln zu Zwelängeln und sprach „ich will mitgehen und sehen ob auch die Blege recht gekittet und ins Futter getrieben wird.“ Aber Zwelängeln merkte was Dreilängeln im Sinne hatte und ließ die Blege hinaus ins hohe Gras und sprach „wir wollen uns dahin setzen, Dreilängeln, ich will dir was vorsagen.“ Dreilängeln setzte sich und war milde von dem Weg und der Sonnenhitze, und Zwelängeln hub wieder das vorige Liedlein an und sang

„Dreilängeln, wachst du?“

Aber stalt daß es ihm fliegen mußte

„Dreilängeln, schlafst du?“

sang es aus Unbedachtsamkeit

„Zwelängeln, schlafst du?“

und sang immer

„Dreilängeln, wachst du?“

Zwelängeln, schlafst du?“

Da fielen dem Dreilängeln seine zwei Augen zu und schliefen, aber das dritte, weil es von dem Spröcklein nicht angerebet war, schlief nicht ein. Zwar that es Dreilängeln zu, aber nur

aus Eist, gleich als schlief es auch damit: doch blinzelte und konnte alles gar wohl sehen. Und als Zwickunglein in Dreilunglein schlief fest, sagte es sein Sprichlein

„Hilflein, ned,
Eistlein, bed.“

as und trank nach Herzenslust und hieß dann das Eist wieder fortgehen,

„Hilflein, ned,
Eistlein, weg.“

und Dreilunglein hatte alles mit angesehen. Da kam Zwickunglein zu ihm, weckte es und sprach „ei, Dreilunglein, du elugeschlafen? du kannst gut blitzen! komm, wir wollen gehen.“ Und als sie nach Hans kam, als Zwickunglein der nicht, und Dreilunglein sprach zur Witter „ich weiß warnen das hochmüthige Ding nicht ist: wenn sie draußen Blege spricht

„Hilflein, ned,
Eistlein, bed.“

so steht ein Eistlein vor ihr, das ist mit dem besten besetzt, viel besser als wir's hier haben: und wenn sie sal so spricht sie

„Hilflein, ned,
Eistlein, weg.“

und alles ist wieder verschwunden; ich habe alles genau angesehen. Zwickunglein hatte sie mit einem Sprich elugeschlafert, aber das eine auf der Etkene, das war Eist nach gebrochen.“ Da rief die neidische Witter „du's besser haben als wir? die Lust soll dir vergehen!“ holte ein Schlachtmesser und stieß es der Blege ins Herz, sie tot bluslet.

Als Zwickunglein das sah, ging es voll Trauer hin setzte sich auf den Fesdrain und weinte seine bitteren Thren. Da stand auf einmal die weisse Frau wieder neben ihm sprach „Zwickunglein, was weinst du?“ — „Soll ich

weinen!“ antwortete es, „die Biene, die mir jeden Tag, wenn ich Euer Sprinkeln herfagte, den Tisch so schön deckte, ist von meiner Mutter tot gestochen; nun muß ich wieder Hunger und Kummer leiden.“ Die weiße Frau sprach „Zweilänglein, ich will dir einen guten Rat erteilen, bitt deine Schwestern daß sie dir das Eingewelde von der geschlachteten Biene geben und vergrab es vor der Hausthür in die Erde, so wird's dein Glück sein.“ Da verschwand sie, und Zweilänglein ging heim und sprach zu den Schwestern „Liebe Schwestern, gebt mir doch etwas von meiner Biene, ich verlange nichts Gutes, gebt mir nur das Eingewelde.“ Da lachten sie und sprachen „kannst du haben, wenn du weiter nichts willst.“ Und Zweilänglein nahm das Eingewelde und vergrab's abends in aller Stille nach dem Rate der weißen Frau vor die Hausthür.

Am andern Morgen, als sie hinausent erwachten und vor die Hausthür traten, so stand da ein wunderbarer prächtiger Mann, der hatte Ähren von Silber, und Früchte von Gold hängen dazwischen, daß wohl nichts schöneres und köstlicheres auf der weiten Welt war. Sie wußten aber nicht wie der Mann in der Nacht dahin gekommen war, nur Zweilänglein merkte, daß er aus den Eingewelden der Biene ausgewachsen war, denn er stand gerade da, wo es sie in die Erde begraben hatte. Da sprach die Mutter zu Einlänglein „steig hinauf, mein Kind, und brich uns die Früchte von dem Bäume ab.“ Einlänglein stieg hinauf, aber wie es einen von den goldenen Äpfeln greifen wollte, so fuhr ihm der Zweig aus den Händen; und das geschah jedesmal, so daß es keinen einzigen Apfel brechen konnte, es mochte sich anstellen wie es wollte. Da sprach die Mutter „Dreilänglein, steig du hinauf, du kannst mit deinen drei Augen besser um dich schauen als Einlänglein.“ Dreilänglein entschlief herunter und Dreilänglein stieg hinauf. Aber Dreilänglein war nicht geschickter und mochte schauen wie es wollte, die goldenen Äpfel wichen immer zurück. Endlich ward die Mutter ungeduldig und stieg selbst hinauf, konnte aber so wenig wie Einlänglein und Dreilänglein die Frucht

fassen und griff immer in die leere Luft. Da sprach Zwelänglein „ich will mich einmal hinaufmachen, vielleicht gelingt mir's eher.“ Die Schwestern riefen zwar „du mit deinen zwei Augen, was willst du wohl!“ Aber Zwelänglein stieg hinauf, und die goldenen Äpfel zogen sich nicht vor ihm zurück, sondern ließen sich von selbst in seine Hand herab, also daß es einen nach dem andern abpflücken konnte und ein ganzes Schützchen voll mit herunter brachte. Die Mutter nahm sie ihm ab, und statt daß sie, Einänglein und Dreilänglein dafür das arme Zwelänglein hätten besser behandeln sollen, so wurden sie nur neidisch daß es allein die Früchte holen konnte und glichen noch härter mit ihm um.

Es trug sich zu, als sie einmal beisammen an dem Baum standen, daß ein junger Ritter daher kam. „Geschwind, Zwelänglein,“ riefen die zwei Schwestern, „kriech unter, daß wir uns deiner nicht schämen müssen“ und stützten über das arme Zwelänglein in aller Eil ein leeres Faß, das gerade neben dem Baume stand, und schoben die goldenen Äpfel, die es abgebrochen hatte, auch darunter. Als nun der Ritter näher kam, war es ein schöner Herr, der hielt still, bewunderte den prächtigen Baum von Gold und Silber und sprach zu den beiden Schwestern „wem gehört dieser schöne Baum? Wer mir einen Zweig davon gäbe, könnte dafür verlangen was er wollte.“ Da antworteten Einänglein und Dreilänglein der Baum gehörte ihnen zu, und sie wollten ihm einen Zweig wohl abbrechen.“ Sie gaben sich auch beide große Mühe, aber sie waren es nicht imstande, denn die Zweige und Früchte wichen jedesmal vor ihnen zurück. Da sprach der Ritter „das ist ja wunderbar, daß der Baum euch zugehört und ihr doch nicht Macht habt etwas davon abzubringen.“ Sie blieben dabel, der Baum wäre ihr Eigentum. Indem sie aber so sprachen, rollte Zwelänglein unter dem Faße ein paar goldene Äpfel heraus, so daß sie zu den Füßen des Ritters fielen, denn Zwelänglein war böse daß Einänglein und Dreilänglein nicht die Wahrheit sagten. Wie der Ritter die Äpfel sah, erstaunte er und

fragte wo sie herkämen. Einäuglein und Dreiäuglein ... worteten sie hätten noch eine Schwester, die dürste sich ab, nicht sehen lassen, weil sie nur zwei Augen hätte wie andere gemeine Menschen. Der Ritter aber verlangte sie zu sehen und rief „Zweiäuglein, komm hervor.“ Da kam Zweiäuglein ganz getrost unter dem Fasz hervor, und der Ritter war verwundert über seine große Schönheit, und sprach „du, Zweiäuglein, kannst mir gewiß einen Zweig von dem Baum abbrechen.“ — „Ja,“ antwortete Zweiäuglein, „das will ich wohl können, denn der Baum gehört mir.“ Und stieg hinaus und brach mit leichter Mühe einen Zweig mit seinen silbernen Blättern und goldenen Früchten ab, und reichte ihn dem Ritter hin. Da sprach der Ritter „Zweiäuglein, was soll ich dir dafür geben?“ — „Ach,“ antwortete Zweiäuglein, „ich leide Hunger und Durst, Kummer und Noth vom frühen Morgen bis zum späten Abend: wenn Ihr mich mitnehmen und erlösen wollt, so wäre ich glücklich.“ Da hob der Ritter das Zweiäuglein auf sein Pferd und brachte es heim auf sein väterliches Schloß: dort gab er ihm schöne Kleider, Essen und Trinken nach Herzenslust, und weil er es so lieb hatte, ließ er sich mit ihm einsegnen, und ward die Hochzeit in großer Freude gehalten.

Wie nun Zweiäuglein so von dem schönen Rittersmann fortgeführt ward, da beneideten die zwei Schwestern ihn erst recht sehr. „Der wunderbare Baum bleibt uns doch,“ dachten sie, „können wir auch keine Früchte davon brechen, so wird doch jedermann davor stehen bleiben, zu uns kommen und ihn erlösen; wer weiß wo unser Welken noch blüht!“ Aber am andern Morgen war ihr Mann verschwunden und ihre Hoffnung dahin. Und wie Zweiäuglein zu seinem Kummerlein hinaus sah, so stand er zu seiner großen Freude davor und war ihm also nachgefolgt.

Zweiäuglein lebte lange Zeit vergnügt. Ehnmal kamen zwei arme Frauen zu ihm auf das Schloß und baten um ein Almosen. Da sah ihnen Zweiäuglein ins Gesicht und er-

kamte ihre Schwestern Einäuglein und Dreiäuglein, die so in Armut gerathen waren, daß sie umherzichen und vor den Thüren ihr Brod suchen mußten. Zweiäuglein aber hieß sie willkommen und that ihnen Gutes und pflegte sie, also daß die beiden von Herzen bereuten was sie ihrer Schwester in der Jugend Böses angelhan hatten.

131.

Die schöne Katrinette und Pf Pf Postrie.

„Guten Tag, Vater Hollenthe.“ — „Großen Dank, Pf Pf Postrie.“ — „Könnst ich wohl Eure Tochter kriegen?“ — „O ja, wenn's die Mutter Malcho (Mist-Kuh), der Bruder Hohenstolz, die Schwester Käsetraut und die schöne Katrinette will, so kann's geschehen.“

„Wo ist dann die Mutter Malcho?“

„Sie ist im Stall und melkt die Kuh.“

„Guten Tag, Mutter Malcho.“ — „Großen Dank, Pf Pf Postrie.“ — „Könnst ich wohl Eure Tochter kriegen?“ — „O ja, wenn's der Vater Hollenthe, der Bruder Hohenstolz, die Schwester Käsetraut und die schöne Katrinette will, so kann's geschehen.“

„Wo ist dann der Bruder Hohenstolz?“

„Er ist in der Kammer und hackt das Holz.“

„Guten Tag, Bruder Hohenstolz.“ — „Großen Dank, Pf Pf Postrie.“ — „Könnst ich wohl Eure Schwester kriegen?“ — „O ja, wenn's der Vater Hollenthe, die Mutter Malcho, die Schwester Käsetraut und die schöne Katrinette will, so kann's geschehen.“

„Wo ist dann die Schwester Käsetraut?“

„Sie ist im Garten und schneidet das Kraut.“

„Guten Tag, Schwester Käsetraut.“ — „Großen Dank, Pf Pf Postrie.“ — „Könnst ich wohl Eure Schwester kriegen?“ — „O ja, wenn's der Vater Hollenthe, die Mutter Malcho, der Bruder Hohenstolz und die schöne Katrinette will, so kann's geschehen.“

„Wo ist dann die schöne Katrinette?“

„Sie ist in der Kammer und zählt ihre Pfennige.“

„Guten Tag, schöne Katrinette.“ — „Großen Dank, Pfi Pfi Postrie.“ — „Wißt du wohl mein Schatz sehr?“ — „O ja, wenn's der Vater Hosenstich, die Mutter Malcho, der Bruder Hosenstich, die Schwester Kistentraut will, so kann's geschehen.“

„Schön Katrinette, wie viel hast du an Bräutlichkeit?“ — „Vierzehn Pfennige bares Geld, dreizehn Groschen Schuld, ein halb Pfund Fingerringe, eine Hand voll Perlen, eine Hand voll Wurzeln,

in sa der matt:

Ja hat nlg en guten Bräutlichkeit?“

„Pfi Pfi Postrie, was kannst du für ein Handwerk? bist du ein Schneider?“ — „Noch viel besser.“ — „Ein Schuster?“ — „Noch viel besser.“ — „Ein Hadermann?“ — „Noch viel besser.“ — „Ein Schreiner?“ — „Noch viel besser.“ — „Ein Schmied?“ — „Noch viel besser.“ — „Ein Müller?“ — „Noch viel besser.“ — „Vielleicht ein Besenblinder?“ — „Ja, das bin ich: ist das nicht ein schönes Handwerk?“

192.

Der Fuchs und das Pferd.

Es hatte ein Bauer ein treues Pferd, das war alt geworden und konnte keine Dienste mehr thun, da wollte ihm sein Herr nichts mehr zu fressen geben und sprach „brauchen kann ich dich freilich nicht mehr, indes mein ich es gut mit dir, zeigst du dich noch so stark, daß du mir einen Löwen herher bringst, so will ich dich behalten, jetzt aber mach dich fort aus meinem Stall,“ und jagte es damit ins weite Feld. Das Pferd war traurig und ging nach dem Wald zu, dort ein wenig Schutz vor dem Wetter zu suchen. Da begegnete ihm der Fuchs und sprach „was hängst du so den Kopf und gehst so elusam herum?“ — „Ach,“ antwortete das Pferd, „Welch

und Irene wohnen nicht beisammen in einem Haus: mein Herr hat vergessen was ich ihm für Dienste in so vielen Jahren geleistet habe, und weil ich nicht recht mehr actern kann will er mir kein Futter mehr geben, und hat mich fortgejagt — „Ohne allen Trost?“ fragte der Fuchs. „Der Trost ist schlecht, er hat gesagt wenn ich noch so stark wäre, daß ich ihm einen Löwen brächte, wollte er mich behalten, aber er will wohl, daß ich das nicht vermag.“ Der Fuchs sprach „da will ich dir helfen, leg dich nur hin, strecke dich aus und rege dich nicht, als wärst du tot.“ Das Pferd that was der Fuchs verlangte, der Fuchs aber ging zum Löwen, der seine Höhle nicht weit davon hatte und sprach „da draußen liegt ein totes Pferd, komm doch mit hinaus, da kannst du eine setze Mahlzeit halten.“ Der Löwe ging mit und wie sie bei dem Pferde standen, sprach der Fuchs „hier hast du's doch nicht nach deiner Gemächlichkeit, weilst du was? ich will's mit dem Schwanz dich binden, so kannst du's in deine Höhle ziehen und aller Mühe verzeihen.“ Dem Löwen gefiel der Rat, er fiel sich hin und damit ihm der Fuchs das Pferd festknüpfen konnte hielt er ganz still. Der Fuchs aber band mit des Pferdes Schwanz dem Löwen die Beine zusammen und drehte und schüttelte alles so wohl und stark, daß es mit keiner Kraft zerreißen war. Als er nun sein Werk vollendet hatte, klopfte er dem Pferd auf die Schulter und sprach „zieh, Schhund zieh.“ Da sprang das Pferd mit einmal auf und zog den Löwen mit sich fort. Der Löwe fing an zu brüllen, daß die Vögel in dem ganzen Wald vor Schrecken aufschlugen, als das Pferd ließ ihn brüllen, zog und schleppte ihn über das Feld vor seines Herrn Thüre. Wie der Herr das sah, besaß er sich eines bessern und sprach zu dem Pferd, „du sollst mir bleiben und es gut haben,“ und gab ihm satt zu fressen bis es starb.

183.

Die zertanzten Schuhe.

Es war einmal ein König, der hatte zwölf Töchter, eine immer schöner als die andere. Sie schliefen zusammen in einem Saal, wo ihre Betten nebeneinander standen, und abends, wenn sie darin lagen, schloß der König die Thüre zu und verriegelte sie. Wenn er aber am Morgen die Thüre aufschloß, so sah er daß ihre Schuhe zertanzt waren, und niemand konnte heransbringen wie das zugegangen war. Da ließ der König anordnen wer's könnte ausfindig machen, wo sie in der Nacht tanzten, der sollte sich eine davon zur Frau wählen und nach seinem Tod König sein: wer sich aber meldete und es nach drei Tagen und Nächten nicht herans brachte, der hätte sein Leben verlor. Nicht lange, so meldete sich ein Königssohn und erbot sich das Wagnis zu unternehmen. Er ward wohl aufgenommen, und abends in ein Zimmer geführt, das an den Schlafsaal stieß. Sein Bett war da aufgeschlagen und er sollte acht haben wo sie schliefen und tanzten; und damit sie nichts heimlich treiben konnten oder zu einem andern Ort hinaus gingen, war auch die Saalthüre offen gelassen. Dem Königssohn fiel's aber wie viel auf die Klingen und er schlief ein, und als er am Morgen aufwachte waren alle zwölf zum Tanz gewesen, denn ihre Schuhe standen da und hatten Löcher in den Sohlen. Den zweiten und dritten Abend ging's nicht anders, und so ward ihm sein Haupt ohne Varnierigkeit obgeschlagen. Es kamen hernach noch viele und meldeten sich zu dem Wagnis, sie mußten aber alle ihr Leben lassen. Nun trug's sich's zu, daß ein armer Soldat, der eine Wunde hatte und nicht mehr dienen konnte, sich auf dem Weg nach der Stadt befand, wo der König wohnte. Da begegnete ihm eine alte Frau, die fragte ihn wo er hin wollte. „Ich weiß selber nicht recht,“ sprach er, und setzte im Scherz hinzu „ich hätte wohl Lust ausfindig zu machen wo die Königstöchter ihre Schuhe vertanzen, und danach König zu werden.“ — „Das

Ist ja schwer nicht," sagte die Älteste, „du mußt den Wein nicht trinken, der dir abends gebracht wird, und mußt ihm als wärst du fest eingeschlafen." Darauf gab sie ihm ein Mäntelchen und sprach „wenn du das umhängst, so bist du unsichtbar und kannst den zwölfen dann nachschleichen." Wie der Soldat den guten Rat bekommen hatte, ward's Ernst bei ihm, so daß er ein Herz faßte, vor den König ging und sich als Freier meldete. Er ward so gut aufgenommen wie die andern auch, und wurden ihm königliche Kleider angethan. Abends zur Schlafenszeit ward er in das Vorzimmer geführt, und als er zu Bette gehen wollte, kam die Älteste und brachte ihm einen Becher Wein: aber er hatte sich einen Schwamm unter das Kinn gebunden, ließ den Wein da hinstehen, und trank keinen Tropfen. Dann legte er sich nieder, und als er ein Weilschen gelegen hatte, fing er an zu schnarchen wie im tiefsten Schlaf. Das hörten die zwölf Königsstöchter, lachten, und die Älteste sprach „der hätte auch sein Leben sparen können." Danach standen sie auf, öffnete Schränke, Kisten und Kasten, und holten prächtige Kleider heraus: putzten sich vor den Spiegeln, sprangen herum und freuten sich auf den Tanz. Nur die Jüngste sagte „ich weiß nicht, ihr freut euch, aber mir ist so wunderlich zu Mut: gewiß widerfährt mir ein Unglück." — „Du bist eine Schneegans," sagte die Älteste, „die sich immer fürchtet. Hast du vergessen wie viel Königsöhne schon umsonst dagewesen sind? dem Soldaten hättest du nicht einmal brauchen einen Schlaftrunk zu geben, der Alimuel wäre doch nicht angetaucht." Wie sie alle fertig waren, sahen sie erst nach dem Soldaten, aber der hatte die Augen zugehan, rührte und regte sich nicht, und sie glaubten nun ganz sicher zu sein. Da ging die Älteste an ihr Bett und kopfte daran: alsobald sank es in die Erde, und sie stiegen durch die Öffnung hinab, eine nach der andern, die Älteste voran. Der Soldat, der alles mit angesehen hatte, zauderte nicht lange, hing sein Mäntelchen um und stieg hinter der Jüngsten mit hinab. Mitten auf der Treppe trat er ihr ein wenig aufs Kleid, da erschrak sie

und rief „was ist das? wer hält mich am Hals?“ — „Sei nicht so eifersüchtig,“ sagte die Älteste, „du bist an einem Faden hängen geblieben.“ Da gingen sie vollends hinab, und wie sie unten waren, standen sie in einem wunderprächtigen Baumgang, da waren alle Blätter von Silber, und schimmerten und glänzten. Der Soldat dachte „du willst dir ein Wahrzeichen mitnehmen,“ und brach einen Zweig davon ab: da fuhr ein gewaltiger Krach aus dem Banne. Die Jüngste rief wieder „es ist nicht richtig, habt Ihr den Knall gehört?“ Die Älteste aber sprach „das sind Freundschaftsüsse, weil wir unsere Prühen bald erlöst haben.“ Sie kamen darauf in einen Baumgang, wo alle Blätter von Gold, und endlich in einen dritten, wo alle klarer Demant waren: von hienieden brach er einen Zweig ab, wobei es jedesmal krachte, daß die Jüngste vor Schrecken zusammenfuhr: aber die Älteste blieb dabel, es wären Freundschaftsüsse. Sie gingen weiter und kamen zu einem großen Wasser, darauf standen zwölf Schifflein, und in jedem Schifflein ist ein schöner Prinz, die hatten auf die Jüngste gewartet, und jeder nahm eine zu sich, der Soldat aber setzte sich mit der Jüngsten ein. Da sprach der Prinz „ich weiß nicht das Schiff? heute viel schwerer und ich muß aus allen Kräften rudern, denn ich es fortbringen soll.“ — „Wovon sollte das kommen,“ sprach die Jüngste, „als vom warmen Wetter, es ist mir auch heiß zu Mut.“ Jenseits des Wassers aber stand ein schönes hell erleuchtetes Schloß, woraus eine lustige Musik erschallte an Pauken und Trompeten. Sie ruderten blühber, traten an, und jeder Prinz tanzte mit seiner Liebsten; der Soldat aber tanzte unsichtbar mit, und wenn eine einen Becher mit Wein hielt, so trank er ihn aus, daß er leer war, wenn sie an den Mund brachte; und der Jüngsten ward auch angst darüber, aber die Älteste brachte sie immer zum Schwelgen. Sie tanzten da bis drei Uhr am andern Morgen, wo alle schon durchgetanzt waren und sie aufhören mußten. Die Prinzen fuhren sie über das Wasser wieder zurück, und der Soldat setzte sich diesmal vornen hin zur Ältesten. Am Ufer

nahmen sie von ihren Prinzen Abschied und versprachen in folgenden Nocht wieder zu kommen. Als sie an der Tre waren, ließ der Soldat vorans und legte sich in sein Bett, als die Zwölf langsam und milde herauf getrippelt kamen, sprach er schon wieder so laut, daß sie's alle hören konnten, und sie sprachen „vor dem sind wir sicher.“ Da that sie ihre schönen Kleider aus, brachten sie weg, stellten die, tanzten Schuhe unter das Bett und legten sich nieder. Am andern Morgen wollte der Soldat nichts sagen, sondern wunderliche Wesen nach mit ansehen, und ging die zweite und dritte Nocht wieder mit. Da war alles wie das erste Mal und sie tanzten jedesmal bis die Schuhe entzwei waren. Die dritte Mal aber nahm er zum Wahrzeichen einen Becher. Als die Stunde gekommen war, wo er antworten sollte, nahm er die drei Zweige und den Becher zu sich und ging vor König, die Zwölfe aber standen hinter der Thüre und hatten was er sagen wollte. Als der König die Frage that, haben meine zwölf Töchter ihre Schuhe in der Nocht tanz?“ so antwortete er „mit zwölf Prinzen in einem im kühnen Schloß,“ berichtete wie es zugegangen war und holte die Wahrzeichen hervor. Da ließ der König seine Töchter kommen und fragte sie ob der Soldat die Wahrheit gesagt hat und do sie sahen daß sie verraten waren und Zeugnissen nicht hatten, so mußten sie alles eingestehen. Darauf fragte ihn König „welche er zur Frau haben wollte.“ Er antwortete bin nicht mehr jung, so gebt mir die älteste.“ Da ward am selbigem Tage die Hochzeit gehalten und ihm das Leben nach des Königs Tode versprochen. Aber die Prinzen waren am so viel Tage wieder verwichen, als sie Nächte mit Zwölfen getanzt hatten.

191.

Die schön Diener.

Vor Zeiten lebte eine alte Königin, die war eine Zauberin, und ihre Tochter war das schönste Mädchen unter der Sonne. Die Alte dachte aber auf nichts als wie sie die Menschen ins Verderben locken könnte, und wenn ein Freier kam, so sprach sie wer ihre Tochter haben wollte, mußte zuvor einen Bund (eine Kussprobe) lösen, oder er mußte sterben. Viele waren von der Schönheit der Jungfrau verblendet und wagten es wohl, aber sie konnten nicht vollbringen was die Alte ihnen auflegte, und dann war keine Gnade, sie mußten niederhauen, und das Haupt ward ihnen abgehauen. Ein Königssohn der hatte auch von der großen Schönheit der Jungfrau gehört und sprach zu seinem Vater „laß mich hingehen, ich will um sie werben.“ — „Nimmermehr,“ antwortete der König, „gehst du fort, so gehst du in deinen Tod.“ Da legte der Sohn sich nieder und ward sterbenskrank, und lag sieben Jahre lang und kein Arzt konnte ihm helfen. Als der Vater sah daß keine Hoffnung mehr war, sprach er voll Herzenskrankheit zu ihm „ieh hin und versuche dein Glück, ich weiß dir sonst nicht zu helfen.“ Als der Sohn das hörte, stand er auf von einem Lager, ward gesund und machte sich kräftlich auf den Weg.

Er irrg sich zu, als er über eine Halde zu reiten kam, daß er von weitem auf der Erde etwas liegen sah wie einen großen Henschens, und wie er sich näherte, konnte er unterscheiden daß es der Bauch eines Menschen war, der sich dahingestreckt hatte; der Bauch aber sah aus wie ein kleiner Berg. Der Dicke, wie er den Reisenden erblickte, richtete sich in die Höhe und sprach „wenn Ihr Leinwand braucht, so nehmt mich in Eure Dienste.“ Der Königssohn antwortete „was soll ich mit einem so ungeselligen Mann anfangen?“ — „O,“ sprach der Dicke, „das will nichts sagen, wenn ich mich recht aneinander thue, bin ich noch dreitausendmal so dick.“ — „Wenn

das ist," sagte der Königssohn, „so kann ich dich brauchen mit mir.“ Da ging der Dicke hinter dem Königssohn her, und über eine Welle fanden sie einen andern, der lag auf der Erde und hatte das Ohr auf den Nasen gelegt. Er der Königssohn „was machst du da?“ — „Ich horche,“ wortete der Mann. „Wonach horchst du so aufmerksam?“ „Ich horche nach dem was eben in der Welt sich zuträgt, meinen Ohren entgeht nichts, das Gras sogar hör ich wachsen.“ Fragte der Königssohn „sage mir, was hörst du am stoltesten Königin, welche die schöne Tochter hat?“ Da antwortete er „ich höre das Schwert sausen, das einem Freier Kopf abschlägt.“ Der Königssohn sprach „ich kann dich brauchen, komm mit mir.“ Da zogen sie weiter und sahen mal ein paar Fische da liegen und auch etwas von den neuen, aber das Ende konnten sie nicht sehen. Als sie eine Strecke fortgegangen waren, kamen sie zu dem Leib und sich auch zu dem Kopf. „El,“ sprach der Königssohn, „bist du für ein langer Strick!“ — „O,“ antwortete der Mann, „das ist noch gar nichts, wenn ich meine Gliedmaßen erst ausstrecke, bin ich noch dreitausendmal so lang, und bin größer als der höchste Berg auf Erden. Ich will Euch gerne dienen wenn Ihr mich annehmen wollt.“ — „Komm mit,“ sprach der Königssohn, „ich kann dich brauchen.“ Sie zogen weiter und fanden einen am Weg sitzen, der hatte die Augen gebunden. Sprach der Königssohn zu ihm „hast du nicht die Augen gebunden?“ — „Nein,“ wortete der Mann, „ich darf die Binde nicht abnehmen, was ich mit meinen Augen ansehe, das springt auseinander gewaltig ist mein Blick. Kann Euch das nützen, so will ich Euch gern dienen.“ — „Komm mit,“ antwortete der Königssohn, „ich kann dich brauchen.“ Sie zogen weiter und fanden einen Mann, der lag mitten im heißen Sonnenschein zitterte und froh am ganzen Leibe, so daß ihm kein Wille stand. „Wie kannst du frieren?“ sprach der Königssohn, „die Sonne scheint so warm.“ — „Ach,“ antwortete der Mann,

„meine Natur ist ganz anderer Art, je heißer es ist, desto mehr frier ich, und der Frost dringt mir durch alle Knochen; und je kälter es ist, desto heißer wird mir: mitten im Eis laß ich's vor Hitze, und mitten im Feuer vor Kälte nicht aushalten.“ — „Du bist ein wunderlicher Keel,“ sprach der Königssohn, „aber wenn du mir dienen willst, so komm mit.“ Nun zogen sie weiter und sahen einen Mann stehen, der machte einen langen Hals, schaute sich um und schaute über alle Berge hinaus. Sprach der Königssohn „wonach siehst du so eifrig?“ Der Mann antwortete „ich habe so helle Augen, daß ich über alle Wälder und Felder, Thäler und Berge hinaus und durch die ganze Welt sehen kann.“ Der Königssohn sprach „wilst du, so komm mit mir, denn so einer schätze ich dich.“

Nun zog der Königssohn mit seinen sechs Dienern in die Stadt ein, wo die alte Königin lebte. Er sagte nicht wer er wäre, aber er sprach „wollt Ihr mir Eure schöne Tochter geben, so will ich vollbringen, was Ihr mir auferlegt.“ Die Bauerin freute sich daß ein so schöner Jüngling wieder in ihre Nähe stiel und sprach „dreimal will ich dir einen Bund aufgeben, lösest du ihn jedesmal, so sollst du der Herr und Gemahl meiner Tochter werden.“ — „Was soll das erste sein?“ fragte er. „Daß du mir einen Ring herbei bringst, den ich ins rote Meer habe fallen lassen.“ Da gieng der Königssohn heim zu seinen Dienern und sprach „der erste Bund ist nicht leicht, ein Ring soll aus dem roten Meer geholt werden, umi schaffst Mat.“ Da sprach der mit hellen Augen „ich will sehen wo er liegt,“ schaute in das Meer hinab und sagte „dort hängt er an einem spitzen Stein.“ Der Pange trug sie hin und sprach „ich wollte ihn wohl heraus holen, wenn ich ihn nur sehen könnte.“ — „Wenn's weiter nichts ist,“ rief der Dicke, legte sich nieder und hielt seinen Mund aus Wasser: da flossen die Wellen hinein wie in einen Abgrund, und er trauf das ganze Meer aus, daß es trocken ward wie eine Wiese. Der Pange bückte sich ein wenig und holte den Ring mit der Sand heraus. Da ward der Königssohn froh als er den Ring hatte,

und brachte ihn der Alten. Sie erstaunte und sprach „ja, es ist der rechte Ring: den ersten Bund hast du glücklich gelöst, aber nun kommt der zweite. Glebst du dort auf der Wiese vor meinem Schlosse, da werden dreihundert fette Ochsen, die mußt du mit Haut und Haar, Knochen und Hörnern verzehren; und unten im Keller liegen dreihundert Fässer Wein, die mußt du dazu austrinken; und bleibst von den Ochsen ein Haar und von dem Wein ein Tröpfchen übrig, so ist mir dein Leben verfallen.“ Sprach der Königssohn „darf ich mir keine Gäste dazu laden? ohne Gesellschaft schmeckt keine Mahlzeit.“ Die Alte lachte boshaft und antwortete „einen darfst du dir dazu laden, damit du Gesellschaft hast, aber weiter keinen.“

Da ging der Königssohn zu seinen Dienern und sprach zu dem Diener „du sollst heute mein Gast sein und dich einmal satt essen.“ Da that sich der Diener vornehmlich und aß die dreihundert Ochsen, daß kein Haar übrig blieb, und fragte ob weiter nichts als das Grillhähnchen da wäre: den Wein trank er gleich aus den Fässern, ohne daß er ein Glas übelig hatte, und trank den letzten Tropfen vom Nagel herunter. Als die Mahlzeit zu Ende war, ging der Königssohn zur Alten und sagte ihr der zweite Bund wäre gelöst. Sie verwunderte sich und sprach „so weit hat's noch keiner gebracht, aber es ist noch ein Bund übrig,“ und dachte „du sollst mir nicht entgehen und wirst deinen Kopf nicht oben behalten.“ — „Heut Abend,“ sprach sie, „bring ich meine Tochter zu dir in deine Kammer und du sollst sie mit deinem Arm umschlingen: und wenn ihr da beisammen sitzt, so hüte dich daß du nicht einschliffst: ich komme Schlag zwölf Uhr, und ist sie dann nicht mehr in deinen Armen, so hast du verloren.“ Der Königssohn dachte, „der Bund ist leicht, ich will wohl meine Augen offen behalten,“ doch rief er seine Diener, erzählte ihnen, wie die Alte gesagt hatte und sprach „wer weiß, was ihr eine List dahinter steckt, Vorsicht ist gut, haltet Wache und sorgt daß die Jungfrau nicht wieder aus meiner Kammer kommt.“ Als die Nacht einbrach, kam die Alte mit ihrer Tochter und führte sie in die

Arme des Königssohns, und dann schlang sich der Lauge um sie beide in einen Kreis, und der Dicke stellte sich vor die Thüre, also daß keine lebendige Seele herein konnte. Da saßen sie beide, und die Jungfrau sprach kein Wort, aber der Mord schien durchs Fenster auf ihr Angesicht, daß er ihre wunderbare Schönheit sehen konnte. Er that nichts als sie anschauen, war voll Freude und Liebe, und es kam keine Mißthätigkeit in seine Augen. Das dauerte bis elf Uhr, da warf die Alte einen Zauber über alle, daß sie einschliefen, und in dem Augenblick war auch die Jungfrau entkräft.

Nun schliefen sie hart bis ein Viertel vor zwölf, da war der Zauber kraftlos, und sie erwachten alle wieder. „O Jammer und Unglück!“ rief der Königssohn, „nun bin ich verloren!“ Die treuen Diener singen auch an zu klagen, aber der Hofschatz sprach „seid still, ich will hören,“ da horchte er einen Augenblick und dann sprach er „sie sitzt in einem Felsen dreihundert Stunden von hier, und beklammert ihr Schicksal. Du allein kannst helfen, Langer, wenn du dich anstrengst, so bist du mit ein paar Schritten dort.“ — „Ja,“ antwortete der Lauge, „aber der mit den scharfen Augen muß mitgehen, damit wir den Felsen wegschaffen.“ Da huckte der Lauge den mit verbundenen Augen auf, und im Augenblick, wie man eine Hand umwendet, waren sie vor dem verfluchten Felsen. Als bald nahm der Lauge dem andern die Blinde von den Augen, der sich nur umschaute, so zersprang der Felsen in tausend Stücke. Da nahm der Lauge die Jungfrau auf den Arm, trug sie in einem Nu zurück, holte eben so schnell auch noch seinen Kameraden, und eh es zwölf schlug, saßen sie alle wieder wie vorher und waren munter und guter Dinge. Als es zwölf schlug, kam die alte Zauberin herbei geschlichen, machte ein höhnisches Gesicht, als wollte sie sagen „nun ist er mein,“ und glaubte ihre Tochter säße dreihundert Stunden weit im Felsen. Als sie aber ihre Tochter in den Armen des Königssohns erblickte, erschrak sie und sprach „da ist einer, der kann mehr als ich.“ Aber sie durfte nichts einwenden und mußte

Ihm die Jungfrau zusetzen. Da sprach sie ihr ins Ohr „Schande stir dich, daß du gemeinem Volk gehorchen sollst und dir einen Gemahl nicht nach deinem Gefallen wählen darfst.“

Da ward das stolze Herz der Jungfrau mit Zorn erfüllt und sann auf Rache. Sie ließ am andern Morgen dreihundert Master Holz zusammenfahren und sprach zu dem Königssohn, die drei Blinde wären geküßt, sie würde nicht eher seine Gemahlin werden, bis einer bereit wäre, sich mitten in das Holz zu setzen und das Feuer auszuhalten. Sie dacht keiner seiner Diener würde sich für ihn verbrennen, und aus Liebe zu ihr würde er selber sich hinein setzen, und dann wäre sie frei. Die Diener aber sprachen „wir haben alle etwas gethan, nur der Froschige noch nicht, der muß auch daran,“ setzten ihn mitten auf den Holzstoß und steckten ihn an. Da begann das Feuer zu brennen und braunte drei Tage, bis alles Holz verzehrt war, und als die Flammen sich legten, stand der Froschige mitten in der Asche, glitzerte wie ein Speusaub und sprach „einen solchen Frost hab ich mehr Peinlage nicht ausgehalten, und wenn er länger gedauert hätte, so wäre ich erstarrt.“

Nun war keine Aussicht mehr zu finden, die schöne Jungfrau umste den unbekannten Jüngling zum Gemahl nehmen. Als sie aber nach der Kirche fuhren, sprach die Alte „ich kann die Schande nicht ertragen“ und schickte ihr Kriegsvolk nach, das sollte alles nieder machen, was ihm vorkäme, und ihr die Tochter zurück bringen. Der Horchher aber hatte die Ohren gespitzt und die heimlichen Reden der Alten vernommen. „Was sängen wir an?“ sprach er zu dem Diener, aber der wußte Rat, spie einmal oder zweimal hinter dem Wagen einen Zell von dem Meereswasser aus, das er getrunken hatte, da entstand ein großer See, worin die Kriegsvölker stecken blieben und ertranken. Als die Zauberin das vernahm, schickte sie ihre geharnischten Krieger, aber der Horchher hörte das Rasseln ihrer Rüstung und band dem einen die Augen auf, der guckte die Felnde ein bißchen scharf an, da sprangen sie aneinander

wie Glas. Nun hören sie ungestört weiter, und als die beiden in der Kirche eingeseget waren, nahmen die sechs Diener ihren Abschied, und sprachen zu ihrem Herrn „Eure Wünsche sind erfüllt, Ihr habt uns nicht mehr nötig, wir wollen weiter gehen und unser Glück versuchen.“

Eine halbe Stunde vor dem Schloß war ein Dorf, vor dem hütete ein Schwelcheirt seine Herde: wie sie dahin kamen, sprach er zu seiner Frau „weißt du auch recht wer ich bin? ich bin kein Königssohn, sondern ein Schwelcheirt, und der wilst der Herde dort, das ist mein Vater: wir zwei müssen auch daran und ihm helfen hüten.“ Dann stieg er mit ihr in das Wirthshaus ab, und sagte heimlich zu den Wirthsleuten in der Nacht sollten sie ihr die königlichen Kleider wegnehmen. Wie sie nun am Morgen aufwachte, hatte sie nichts anzuthun, und die Wirthin gab ihr einen alten Rock und ein paar alte wackere Strümpfe, dabel that sie noch als wär's ein großes Geschenk und sprach „wenn nicht Euer Mann wäre, hätt ich's Euch gar nicht gegeben.“ Da glaubte sie er wäre wirklich ein Schwelcheirt und hütete mit ihm die Herde und dachte „ich habe es verdient mit meinem Übermut und Stolz.“ Das dauerte acht Tage, da konnte sie es nicht mehr aushalten, denn die Fische waren ihr wund geworden. Da kamen ein paar Leute und fragten ob sie wolte wer ihr Mann wäre. „Ja,“ antwortete sie, „er ist ein Schwelcheirt, und ist eben ausgegangen mit Bändern und Schürren einen kleinen Handel zu treiben.“ Sie sprachen aber „kommt einmal mit, wir wollen Euch zu ihm hinführen,“ und brachten sie ins Schloß hinaus; und wie sie in den Saal kam, stand da ihr Mann in königlichen Kleidern. Sie erkannte ihn aber nicht, bis er ihr um den Hals fiel, sie küßte und sprach „ich habe so viel für dich gethan, da hast du auch für mich selber sollen.“ Nun ward erst die Hochzeit gefeiert, und der's erzählt hat, wolte er wäre auch dabel gewesen.

185.

Die weiße und die schwarze Braut.

Eine Frau ging mit ihrer Tochter und Stieftochter über Feld, Futter zu schneiden. Da kam der liebe Gott als ein armer Mann zu ihnen gegangen und fragte „wo führt der Weg ins Dorf?“ — „Wenn Ihr ihn wissen wollt,“ sprach die Mutter, „so frucht ihn selber,“ und die Tochter setzte hinzu „habt Ihr Sorge daß Ihr ihn nicht studei, so nehmt Euch einen Begleiter mit.“ Die Stieftochter aber sprach „armer Mann, ich will dich führen, komm mit mir.“ Da gürte der liebe Gott über die Mutter und Tochter, wendete ihnen den Rücken zu und verwünschte sie, daß sie sollten schwarz werden wie die Nacht und häßlich wie die Skinde. Der armen Stieftochter aber war Gott gnädig und ging mit ihr, und als sie nahe am Dorf waren, sprach er einen Segen über sie und sagte „wähle dir drei Sachen aus, die will ich dir gewähren.“ Da sprach das Mädchen „ich möchte gern so schön und rein werden wie die Sonne;“ alsbald war sie weiß und schön wie der Tag. „Dann möchte ich einen Geldbeutel haben, der nie leer würde;“ da gab ihr der liebe Gott auch, sprach aber „vergiss das Beste nicht.“ Sagte sie „ich wünsche mir zum dritten das ewige Glückreich nach meinem Tode.“ Das ward ihr auch gewährt, und also schied der liebe Gott von ihr.

Als die Stiefmutter mit ihrer Tochter nach Hause kam und sah daß sie beide kohlschwarz und häßlich waren, die Stieftochter aber weiß und schön, so stieg die Bosheit in ihrem Herzen noch höher, und sie hatte nichts anders im Sinn als wie sie ihr ein Feld anthun könnte. Die Stieftochter aber hatte einen Bruder Namens Regner, den liebte sie sehr und erzählte ihm alles, was geschehen war. Nun sprach Regner einmal zu ihr „liebe Schwester, ich will dich abmalen, damit ich dich beständig vor Augen sehe, denn meine Liebe zu dir ist so groß, daß ich dich immer anblicken möchte.“ Da antwortete sie „aber ich bitte dich laß niemand das Bild sehen.“

Er wollte nun seine Schwester ab und hing das Bild in seiner Stube auf; er wohnte aber in des Königs Schloß, weil er bei ihm Kutscher war. Alle Tage ging er davor stehen und dankte Gott für das Glück seiner lieben Schwester. Nun war aber gerade dem König, bei dem er diente, seine Gemahlin verstorben, und die so schön gewesen war, daß man keine finden konnte, die ihr gleiche, und der König war darüber in tiefer Trauer. Die Hofdiener bemerkten aber daß der Kutscher täglich vor dem schönen Bilde stand, mißgünstigens ihm und meldeten es dem König. Da ließ dieser das Bild vor sich bringen, und als er sah, daß es in allem seiner verstorbenen Frau gleich, nur noch schöner war, so verliebte er sich sterblich hinein. Er ließ den Kutscher vor sich kommen und fragte wen das Bild vorstellte. Der Kutscher sagte es wäre seine Schwester, so entschloß sich der König keine andere als diese zur Gemahlin zu nehmen, gab ihm Wagen und Pferde und prächtige Goldkleider und schickte ihn fort, seine erwählte Braut abzuholen. Wie Regnier mit der Botschaft ankam, freute sich seine Schwester, allein die Schwarze war eifersüchtig über das Glück, ärgerte sich über alle Maßen und sprach zu ihrer Mutter „was helfen nun all Eure Künste, da Ihr mir ein solches Glück doch nicht verschaffen könnt.“ — „Sei still,“ sagte die Alte, „ich will dir's schon zuziehen.“ Und durch ihre Hexenkünste trübte sie dem Kutscher die Augen, daß er halb blind war, und der Welken verstopfte sie die Ohren, daß sie halb taub war. Darauf stiegen sie in den Wagen, erst die Braut in den herrlichen königlichen Kleidern, dann die Stiefmutter mit ihrer Tochter, und Regnier saß auf dem Vord, um zu fahren. Wie sie eine Meile unterwegs waren, rief der Kutscher

„Deß dich zu, mein Schwesterlein,
 Daß Regen dich nicht näßt,
 Daß Wind dich nicht bestäubt,
 Daß du sein schön zum König kommst.“

Die Braut fragte „was sagt mein lieber Bruder?“ — „Ach,“ sprach die Alte, „er hat gesagt du sollst dein golden Kleid aus-

ziehen und es deiner Schwester geben." Da zog sie's aus und that's der Schwarzen an, die gab ihr dafür einen schlechten grauen Kittel. So fuhren sie weiter: über ein Weisichen rief der Bruder abermals

"Ded biß zu, mein Schwesterlein,
Daß Regen dich nicht näßt,
Daß Wind dich nicht bestäubt,
Und du sein schön zum König kommst."

Die Braut fragte "was sagt mein lieber Bruder?" — "Ach," sprach die Alte, "er hat gesagt, du solltest deine goldene Haube abthun und deiner Schwester geben." Da that sie die Haube ab und that sie der Schwarzen auf und saß im bloßen Haar. So fuhren sie weiter: wiederum über ein Weisichen rief der Bruder

"Ded biß zu, mein Schwesterlein,
Daß Regen dich nicht näßt,
Daß Wind dich nicht bestäubt,
Und du sein schön zum König kommst."

Die Braut fragte "was sagt mein lieber Bruder?" — "Ach," sprach die Alte, "er hat gesagt du müchtest einmal aus dem Wagen sehen." Sie fuhren aber gerade auf einer Brücke über ein tiefes Wasser. Wie nun die Braut aufstand und aus dem Wagen sich heraus blickte, da stießen sie die beiden hinaus, daß sie mitten ins Wasser stürzte. Als sie versunken war, in demselben Augenblick, flog eine schneeweiße Ente aus den Wasserspiegel hervor und schwamm den Fluß hinab. Der Bruder hatte gar nichts davon gemerkt und fuhr den Wagen weiter, bis sie an den Hof kamen. Da brachte er dem König die Schwarze als seine Schwester und meinte sie wär's wirklich weil es ihm selbst vor den Augen war und er doch die Goldkleider schimmern sah. Der König, wie er die grundlose Häßlichkeit an seiner vermeinten Braut erblickte, ward sehr böse und befahl den Kutscher in eine Grube zu werfen, die vol Ottern und Schlangengeßicht war. Die alte Hexe aber wußte den König doch so zu beschränken und durch ihre Künste ihm die Augen zu verblenden, daß er sie, und ihre Tochter beschelt, ja

daß sie ihm ganz leidlich vorkam und er sich wirklich mit ihr verheiratete.

Einmal abends, während die schwarze Braut dem König auf dem Schoße saß, kam eine weiße Ente zum Goffenstein in die Küche geschwommen und sagte zum Mädchenjungen

„Jüngelchen, mach Feuer an,
Daß ich meine Federn wärmen kann.“

Das that der Mädchenjunge und machte ihr ein Feuer auf dem Herd: da kam die Ente und setzte sich daneben, schüttelte sich und streich sich die Federn mit dem Schnabel zurecht. Während sie so saß und sich wohlthat, fragte sie

„Was macht mein Bruder Regner?“

Der Mädchenjunge antwortete

„Liegt in der Grube gefangen
Bei Ottern und bei Schlangen.“

Fragte sie weiter

„Was macht die schwarze Gese im Haus?“

Der Mädchenjunge antwortete

„Die sitzt warm
Zu Königs Arm.“

Sagte die Ente

„Daß Gott erbarm!“

und schwamm den Goffenstein hinaus.

Den folgenden Abend kam sie wieder und that dieselben Fragen und den dritten Abend noch einmal. Da konnte es der Mädchenjunge nicht länger übers Herz bringen, ging zu dem König und entdeckte ihm alles. Der König aber wollte es selbst sehen, ging den andern Abend hin, und wie die Ente den Kopf durch den Goffenstein hereinstreckte, nahm er sein Schwert, und hieb ihr den Hals durch, da ward sie auf einmal zum schönsten Mädchen und gleich genau dem Bild, das der Bruder von ihr gemacht hatte. Der König war voll Freuden; und weil sie ganz naß da stand, ließ er kostliche Kleider bringen und ließ sie damit bekleiden. Dann erzählte sie ihm

wie sie durch List und Falschheit wäre betrogen und zuletzt in den Fluß hinabgeworfen worden; und ihre erste Bitte war, daß ihr Bruder aus der Schlangenhöhle heraus geholt würde. Und als der König diese Bitte erfüllt hatte, ging er in die Kammer, wo die alte Hexe saß und fragte „was verdienst du, welche das und das thut?“ und erzählte was geschehen war. Da war sie so erbittert, daß sie nichts merkte und sprach „du verdienst daß man sie nackt auszieht und in ein Faß mit Nägeln legt, und daß man vor das Faß ein Pferd spannt und das Pferd in alle Welt schickt.“ Das geschah alles an ihr und ihrer schwarzen Tochter. Der König aber heiratete die weisse und schöne Braut und belohnte den treuen Bruder, indem er ihn zu einem reichen und angesehenen Mann machte.

136.

Der Eisenhaub.

Es war einmal ein König, der hatte einen großen Wald bei seinem Schloß, darin ließ Wild aller Art herum. Zu einer Zeit schickte er einen Jäger hinaus, der sollte ein Reh schleppen, aber er kam nicht wieder. „Bleibetst du ihm ein Nupfkeil zugestossen,“ sagte der König, und schickte den folgenden Tag zwei andere Jäger hinaus, die sollten ihn auffuchen, aber die blieben auch weg. Da ließ er am dritten Tag alle seine Jäger kommen und sprach „streckt durch den ganzen Wald und laßt nicht ab bis ihr sie alle drei gefunden habt.“ Aber auch von diesen kam keiner wieder heim, und von der Meute Hunde die sie mitgenommen hatten, ließ sich keiner wieder sehen. Von der Zeit an wollte sich niemand mehr in den Wald wagen und er lag da in tiefer Stille und Einsamkeit, und man sah nur zuweilen einen Adler oder Falken darüber hin fliegen. Das dauerte viele Jahre, da meldete sich ein fremder Jäger bei dem König, suchte eine Versorgung und erbot sich in den gefährlichen Wald zu gehen. Der König aber wollte sein Einverständnis nicht geben und sprach „es ist nicht geheuer darin

Ich fürchte es geht dir nicht besser als den andern, und du kommst nicht wieder heraus. Der Jäger antwortete „Herr, ich will's auf meine Gefahr wagen: von Furcht weis ich nichts.“

Der Jäger begab sich also mit seinem Hund in den Wald. Es dauerte nicht lange, so geriet der Hund einem Wild auf die Fährte und wollte hinter ihm her: kaum ober war er ein paar Schritte gelaufen, so stand er vor einem tiefen Pfuhl, konnte nicht weiter und ein nackter Arm streckte sich aus dem Wasser, packte ihn und zog ihn hinab. Als der Jäger das sah, ging er zurück und holte drei Männer, die mußten mit Eimern kommen und das Wasser ausschöpfen. Als sie auf den Grund sehen konnten, so lag da ein wilder Mann, der braun am Leib war, wie rostiges Eisen, und dem die Haare über das Gesicht bis zu den Knien herab hingen. Sie banden ihn mit Stricken und führten ihn fort, in das Schloß. Da war große Verwunderung über den wilden Mann, der König aber ließ ihn in einen eisernen Käfig auf seinen Hof setzen und verbot bei Lebensstrafe die Thüre des Käfigs zu öffnen, und die Königin mußte den Schlüssel selbst in Verwahrung nehmen. Von nun an konnte ein jeder wieder mit Sicherheit in den Wald gehen.

Der König hatte einen Sohn von acht Jahren, der spielte einmal auf dem Hof, und bei dem Spiel fiel ihm sein goldener Ball in den Käfig. Der Knabe lief hin und sprach „Gib mir meinen Ball heraus.“ — „Nicht eher,“ antwortete der Mann, „als bis du mir die Thüre aufgemacht hast.“ — „Nein,“ sagte der Knabe, das thue ich nicht, das hat der König verboten,“ und lief fort. Am andern Tag kam er wieder und forderte seinen Ball: der wilde Mann sagte „Öffne meine Thüre,“ aber der Knabe wollte nicht. Am dritten Tag war der König auf die Jagd geritten, da kam der Knabe nochmals und sagte „wenn ich auch wollte, ich kann die Thüre nicht öffnen, ich habe den Schlüssel nicht.“ Da sprach der wilde Mann „er liegt unter dem Kopfkissen deiner Mutter, da kannst du ihn holen.“ Der Knabe, der seinen Ball wol-

der haben wollte, schlug alles Bedenken in dem Wind und brachte den Schlüssel herbei. Die Thüre ging schwer auf, und der Knabe klemmte sich den Finger. Als sie offen war, trat der wilde Mann heraus, gab ihm den goldenen Ball und eilte hinweg. Dem Knaben war angst geworden, er schrie und rief ihm nach „och, wilder Mann, geh nicht fort, sonst bekomme ich Schläge.“ Der wilde Mann lehrte ihn, hob ihn auf, setzte ihn auf seinen Nacken und ging mit schnellen Schritten in den Wald hinein. Als der König heim kam, bemerkte er den leeren Kistig und fragte die Königin wie das zugegangen wäre. Sie wußte nichts davon, suchte den Schlüssel, aber er war weg. Sie rief den Knaben, aber niemand antwortete. Der König schickte Leute aus, die ihn auf dem Felde suchen sollten, aber sie fanden ihn nicht. Da konnte er leicht erraten, was geschehen war, und es herrschte große Trauer an dem königlichen Hof.

Als der wilde Mann wieder in dem finstern Wald angelangt war, so setzte er den Knaben von den Schultern herab und sprach zu ihm „Vater und Mutter flehst du nicht wieder, aber ich will dich bei mir behalten, denn du hast mich befreit, und ich habe Mitleid mit dir. Wenn du alles thust, was ich dir sage, so sollst du's gut haben. Schätze und Gold habe ich genug und mehr als jemand in der Welt.“ Er machte dem Knaben ein Lager von Moos, auf dem er einschlief, und am andern Morgen führte ihn der Mann zu einem Brunnenn und sprach „flehst du der Goldbrunnenn ist hell und klar wie Krystall: du sollst dabel sitzen und acht haben, daß nichts hinein fällt, sonst ist er vermehrt. Jeden Abend komme ich und sehe ob du mein Gebot befolgt hast.“ Der Knabe setzte sich an den Rand des Brunnens, sah wie manchmal ein goldner Fisch, manchmal eine goldne Schlange sich darin zeigte, und hatte acht daß nichts hinein fiel. Als er so saß, schmerzte ihn einmal der Finger so heftig daß er ihn unwillkürlich in das Wasser steckte. Er zog ihn schnell wieder heraus, sah aber daß er ganz vergoldet war, und wie große Mühe er sich gab, das

Gaß wieder abzuwischen, es war alles vergeblich. Abends kam der Eisenhans zurück, sah den Knaben an und sprach „was ist mit dem Brunnem geschehen?“ — „Nichts, nichts“ antwortete er und hielt den Finger auf den Blicken, daß er ihn nicht sehen sollte. Aber der Mann sagte „du hast den Finger in das Wasser getaucht: diesmal mag's hingehen, aber hüte dich daß du nicht wieder etwas hinein fallen läßt.“ Am frühsten Morgen saß er schon bei dem Brunnem und bewachte ihn. Der Finger that ihm wieder weh und er fuhr damit über seinen Kopf, da fiel unglücklicherweise ein Haar herab in den Brunnem. Er nahm es schnell heraus, aber es war schon ganz vergoldet. Der Eisenhans kam und wußte schon was geschehen war. „Du hast ein Haar in den Brunnem fallen lassen,“ sagte er, „ich will dir's noch einmal nachsehen, aber wenn's zum drittenmal geschieht, so ist der Brunnem entehrt, und du kannst nicht länger bei mir bleiben.“ Am dritten Tag saß der Knabe am Brunnem, und bewegte den Finger nicht, wenn er ihm noch so weh that. Aber die Zeit ward ihm lang, und er betrachtete sein Angesicht, das auf dem Wasserspiegel stand. Und als er sich dabei immer mehr bengt, und sich recht in die Augen sehen wollte, sa fielen ihm seine langen Haare von den Schultern herab in das Wasser. Er rüchelte sich schnell in die Höhe, aber das ganze Haupthaar war schon vergoldet und glänzte wie eine Sonne. Ihr Wunt denken wie der arme Knabe erschrak. Er nahm sein Taschentuch und band es um den Kopf, damit es der Mann nicht sehen sollte. Als er kam, wußte er schon alles und sprach „binde das Tuch an.“ Da quollen die goldenen Haare hervor und der Knabe mochte sich entschuldigen, wie er wollte, es half ihm nichts. „Du hast die Probe nicht bestanden und kannst nicht länger hier bleiben. Geh hinaus in die Welt, da wirst du erfahren, wie die Armut thut. Aber weil du kein böses Herz hast und ich's gut mit dir meine, so will ich dir eins erlauben: wenn du in Noth geräthst, so geh zu dem Wald und rufe ‚Eisenhans‘, dann will ich kommen und dir helfen. Meine Macht

ist groß, größer als du denkst, und Gold und Silber habe ich im Überfluß.“

Da verließ der Königsohn den Wald und ging über gebahnte und ungebahnte Wege immer zu, bis er zuletzt in eine große Stadt kam. Er suchte da Arbeit, aber er konnte keine finden und hatte auch nichts erlernt, womit er sich hätte fortbessern können. Endlich ging er in das Schloß und fragte ob sie ihn behalten wollten. Die Hofleute wußten nicht wozu sie ihn brauchen sollten, aber sie hatten Wohlgefallen an ihm und hießen ihn bleiben. Zuletzt nahm ihn der Koch in Dienst und sagte er könnte Holz und Wasser tragen und die Küche ausräumen. Etwas, als gerade kein anderer zur Hand war, ließ ihn der Koch die Speisen zur königlichen Tafel tragen, da er aber seine goldenen Haare nicht wollte sehen lassen, so befiel er sein Pflöckchen auf. Dem König war so etwas noch nicht vorgekommen, und er sprach „wenn du zur königlichen Tafel kommst, mußt du deinen Hut abziehen.“ — „Ach Herr,“ antwortete er, „ich kann nicht, ich habe einen bösen Wind auf dem Kopf.“ Da ließ der König den Koch herbeirufen, schaff ihm und fragte wie er einen solchen Jungen hätte in seinen Dienst nehmen können; er sollte ihn gleich fortjagen. Der Koch aber hatte Mitleiden mit ihm und vertauschte ihn mit dem Gärtnerjungen.

Nun mußte der Junge im Garten pflanzen und begießen, hacken und graben, und Wind und böses Wetter über sich ergehen lassen. Etwas im Sommer, als er allein im Garten arbeitete, war der Tag so heiß daß er sein Pflöckchen abnahm und die Lust ihn kühlen sollte. Wie die Sonne auf das Paar schien, glitzte und blinkte es daß die Strahlen in das Schlafzimmer der Königstochter fielen und sie aufsprang um zu sehen was das wäre. Da erblickte sie den Jungen und rief ihn an „Junge bring mir einen Blumenstrauch.“ Er setzte in aller Eile sein Pflöckchen auf, brach wilde Feldblumen ab und band sie zusammen. Als er damit die Treppe hinauf stieg, begegnete ihm der Gärtner und sprach „wie kannst du der Königs-

tochter einen Strauß von schlechten Blumen bringen? geschwind hole andere, und suche die schönsten und seltensten aus.“ — „Neh,“ antwortete der Junge, „die wollen riechen kräftiger und werden ihr besser gefallen.“ Als er in ihr Zimmer kam, sprach die Königstochter „nimm dein Hütchen ab, es ziemt sich nicht daß du ihn vor mir auf behältst.“ Er antwortete wieder „ich darf nicht, ich habe einen gründigen Kopfs.“ Sie griff aber nach dem Hütchen und zog es ab, da rollten seine goldenen Haare auf die Schuftern herab, daß es prächtig anzusehen war. Er wollte fortspringen, aber sie hielt ihn am Arm und gab ihm eine Hand voll Dukaten. Er ging damit fort, achtete aber des Goldes nicht, sondern brachte es dem Gärtner und sprach „ich schenke es deinen Kindern, die können damit spielen.“ Den andern Tag rief ihm die Königstochter abermals zu er sollte ihr einen Strauß Feldblumen bringen, und als er damit elutrat, grapsie sie gleich nach seinem Hütchen und wollte es ihm wegnehmen, aber er hielt es mit beiden Händen fest. Sie gab ihm wieder eine Hand voll Dukaten, aber er wollte sie nicht behalten und gab sie dem Gärtner zum Spielwerk für seine Kinder. Den dritten Tag ging's nicht anders, sie konnte ihm sein Hütchen nicht wegnehmen und er wollte ihr Gold nicht.

Nicht lange danach ward das Land mit Krieg überzogen. Der König sammelte sein Volk und wußte nicht ob er dem Feind, der übermächtig war und ein großes Heer hatte, Widerstand leisten könnte. Da sagte der Gärtnerjunge „ich bin herangewachsen und will mit in den Krieg ziehen, gebt mir nur ein Pferd.“ Die andern lachten und sprachen „wenn wir fort sind, so suche dir eins; wir wollen dir eins in Stall zurücklassen.“ Als sie ausgezogen waren, ging er in den Stall und zog das Pferd heraus; es war an einem Fuß lahmer und hinkte hinkemms, hinkemms. Dennoch setzte er sich auf und ritt fort nach dem dunkeln Wald. Als er an den Rand desselben gekommen war, rief er dreimal Eisenhans so laut daß es durch die Bäume schallte. Welch daraus erschien der wilde

Mann und sprach „was verlangst du?“ — „Ich verlange ein starkes Roß, denn ich will in den Krieg ziehen.“ — „Das sollst du haben und noch mehr als du verlangst.“ Dann ging der wilde Mann in den Wald zurück, und es dauerte nicht lange, so kam ein Stallknecht aus dem Wald und führte ein Roß herbei, das schnaubte aus den Nüstern, und war kann zu bündigen. Und hinterher folgte eine große Schar Kriegsvoll, ganz in Eisen gerüstet, und ihre Schwerter blühten in der Sonne. Der Klugling übergab dem Stallknecht sein dreibeiniges Pferd, bestieg das andere und ritt vor der Schar her. Als er sich dem Schlachtfeld näherte, war schon ein großer Teil von des Königs Leuten gefallen und es fehlte nicht viel, so mußten die übrigen weichen. Da sagte der Klugling mit seiner eisernen Schar heran, suchte wie ein Wetter über die Feinde und schlug alles nieder was sich ihm widersetzte. Sie wollten fliehen, aber der Klugling sah ihnen auf dem Nacken und ließ nicht ab bis kein Mann mehr übrig war. Statt aber zu dem König zurück zu kehren, führte er seine Schar auf Umwegen wieder zu dem Wald und rief den Eisenhaus heraus. „Was verlangst du?“ fragte der wilde Mann. „Nimm dein Roß und deine Schar zurück und gib mir mein dreibeiniges Pferd wieder.“ Es geschah alles, was er verlangte, und ritt auf seinem dreibeinigen Pferd heim. Als der König wieder in sein Schloß kam, ging ihm seine Tochter entgegen und wünschte ihm Glück zu seinem Sieg. „Ich bin es nicht, der den Sieg davon getragen hat,“ sprach er, „sondern ein fremder Ritter, der mir mit seiner Schar zu Hülfe kam.“ Die Tochter wollte wissen wer der fremde Ritter wäre, aber der König wußte es nicht und sagte „er hat die Feinde verfolgt, und ich habe ihn nicht wieder gesehen.“ Sie erkundigte sich bei dem Gärtner nach seinem Jungen: der lachte aber und sprach „eben ist er auf seinem dreibeinigen Pferd heim gekommen, und die andern haben gespottet und gerufen ‚da kommt unser Spunkpuns wieder an.‘“ Sie fragten auch „hinter welcher Feste hast du derweil gelegen und geschlafen?“ Er sprach

aber „ich habe das Beste gethan, und ohne mich wäre es schlecht gegangen.“ Da ward er noch mehr ausgelacht.“

Der König sprach zu seiner Tochter „ich will ein großes Fest aussetzen lassen, das drei Tage währen soll, und du sollst einen goldenen Apfel werfen: vielleicht kommt der Unbekannte herbei.“ Als das Fest verkündet war, ging der Jüngling hinaus zu dem Wald und rief den Eisenhans. „Was verlangst du?“ fragte er. „Dass ich den goldenen Apfel der Königstochter fange.“ — „Es ist so gut als hättest du ihn schon,“ sagte Eisenhans, „du sollst auch eine rote Missethat dazu haben und auf einem stolzen Fuchs reiten.“ Als der Tag kam, sprengte der Jüngling heran, stellte sich unter die Ritter und ward von niemand erkannt. Die Königstochter trat hervor und warf den Rittern einen goldenen Apfel zu, aber keiner fing ihn als er allein, aber sobald er ihn hatte, sagte er davon. Am zweiten Tag hatte ihn Eisenhans als weissen Ritter ausgespielt und ihm einen Schwanz gegeben. Abermals fing er allein den Apfel, verweilte aber keinen Augenblick, sondern sagte damit fort. Der König ward böse und sprach „das ist nicht erlaubt, er muß vor mir erscheinen und seinen Namen nennen.“ Er gab den Befehl, wenn der Ritter, der den Apfel gefangen habe, sich wieder davon machte, so sollte man ihn nachsehen und wenn er nicht gutwillig zurückkehre, auf ihn hauen und stechen. Am dritten Tag erhielt er vom Eisenhans eine schwarze Missethat und einen Klappen und fing auch wieder den Apfel. Als er aber damit fortjagte, verfolgten ihn die Leute des Königs und einer kam ihm so nahe, daß er mit der Spitze des Schwerts ihm das Bein verwundete. Er entkam ihnen jedoch, aber sein Pferd sprang so gewaltig daß der Huf ihm vom Kopf fiel, und sie konnten sehen daß er goldene Haare hatte. Sie ritten zurück und meldeten dem König alles.

Am andern Tag fragte die Königstochter den Gärtner nach seinem Jungen. „Er arbeitet im Garten: der wunderliche Mann ist auch bei dem Fest gewesen und erst gestern Abend wieder

gekommen: er hat auch meinen Kindern drei goldene Äpfel geschenkt, die er gewonnen hat.“ Der König ließ ihn vor sich fordern, und er erschien und hatte wieder sein Kissen auf dem Kopf. Aber die Königstochter glug auf ihn zu und nahm es ihm ab, und da fleten seine goldenen Haare über die Schuttern, und es war so schön, daß alle erstaunten. „Bist du der Mitter gewesen, der jeden Tag zu dem Fest gekommen ist. Immer in einer andern Farbe und der die drei goldenen Äpfel geschenkt hat?“ fragte der König. „Ja,“ antwortete er, „und da sind die Äpfel,“ holte sie aus seiner Tasche und reichte sie dem König. „Wenn Ihr noch mehr Beweise verlangt, so könnt Ihr die Wunde sehen, die mir Eure Leute geschlagen haben, als sie mich verfolgten. Aber ich bin auch der Mitter, der Euch zum Sieg über die Feinde geholfen hat.“ — „Wenn du solche Thaten verrichten kannst, so bist du kein Gärtnerjunge: sage mir, wer ist dein Vater?“ — „Mein Vater ist ein mächtiger König und Goldes habe ich die Fülle und so viel ich mir verlange.“ — „Ich sehe wohl,“ sprach der König, „ich bin dir dank schuldig, kann ich dir etwas zu gefallen thun?“ — „Ja,“ antwortete er, „das könnt Ihr wohl, gebt mir Eure Tochter zur Frau.“ Da lachte die Jungfrau und sprach „der macht keine Umstände, aber ich habe schon an seinen goldenen Haaren gesehen daß er kein Gärtnerjunge ist.“ glug dann hin und blühte ihn. Zu der Verwählung kam sein Vater und seine Mutter und waren in großer Freude, denn sie hatten schon alle Hoffnung ausgegeben ihren lieben Sohn wieder zu sehen. Und als sie an der Hochzeitstafel saßen, da schloß auf einmal die Thüre, die Thüren glugen auf und ein stolzer König trat herein mit großem Gefolge. Er glug auf den Jüngling zu, umarmte ihn und sprach „ich bin der Kaiserhaus, und war in einen wilden Mann verwandelt, aber du hast mich erlöst. Alle Schätze, die ich besitze, die sollen dein Eigentum sein.“

137.

De drei schwatten Prinzessinnen.

Ostindien was von den Fiend besagert, he wull de Stadt nig verloeten, he wull ersten sechshundert Dahler hebben. Do seiken se dat ut trimmen, wess de schaffen kömme, de soll Börgemeister weren. Do was der en armen Fister, de siske up de See mit sinen Sohn, do kam de Fiend nu nam den Sohn gefongen un gow ein doßer sechshundert Dahler. Do geint de Vader hen nu gaw dat de Herrsch in de Stadt, un de Fiend trock ab un de Fister wurde Börgemeister. Do word utropen wer nig „Heer Börgemeister“ segde, de soll an de Galge richtet weren.

De Sohn de kam de Fiend wter ut de Hände nu kam in en grauten Wald up en hansen Berg. De Berg de del siet up, da kam he in en graut verlosset Schloß, wohn Stohle, Diste un Bänke alle schwatt behangen wören. Do quemen drei Prinzessinnen, de ganz schwatt antrocken wören, de men en lild (wenig) wit in't Gesicht hadden, de segden to em he soll men nig bange sien, se wullen em nit dohn, he könn eer erlösen. Da seg he se dat wull he gern dohn, wann he men wisse wo he dat machen soll. Do segget se he soll en ganz Johr nig met en führen (sprechen), un soll se and nig anseihen; loat he gern hebben wull, dat soll he men seggen, waun se Antwort giewen drösten (geben dürsten), wullen se et dohn. Als he 'ne Lied song der west was, jede he he wull asse gern noch sin Vader gohn, da segget se dot soll he men dohn, düssen Buel (Beutel) met Geld soll he met nemen, düsse Klöder soll he ontrocken, un in ocht Dage müß he der wter sien.

Do werd he nimmern (aufgehoben), un is glid in Ostindien. Do kann he sin Vader in de Fistschitte nig mer finden un irög de Erde wo doh de orme Fister blieben wöre, do segget se dot müß he nig seggen, dann queme he on de Galge. Do kimmte he bi sin Vader, do seg he „Fister, wo sin ji do

to kinnen?" Do seg de „dat mît jî nîg seggen, wann dat de Heerens van de Stadt gewahr weeret, kinnne jî on de Wolge.“ He wilt ober gar nîg loten, he werd no de Wolge bracht. Es he do is, seg he „o mine Heerens, glerwet mie doch Verlîb dat ît noch de olle Gîststîtte gohn mag.“ Do lît he sinen ollen Kîel an, do kinnnet he wîer noch de Heerens mi seg „selj jî et mi wîll, sin ît nîg en ormen Gîster sinen Sohn? In dîst Tîeg hebe ît minen Vader und Moder dat Brant gelommen.“ Do erkennet se en mi badden kîu Ver-glebnîs mi nîerint en met noch sin Kues, do verteld he olle wîll et en gohn heb, dat he wîre in en Wold kinnen up en hansen Berg, do hâdde sîc de Berg updohn, do wîre he in en verolînstet Schloß kinnen, wo alles schwatt west wîre, mi drel Pînzessinnen wîren der on kinnen, de wîren schwatt west, men en lîet wîtt kî't Geslîcht. De hâdden en segd he sîll nîg bonge sîen, he sînn eer erlîsen. Do seg sine Moder dat mîg wîll mî guet sîen, he soll 'ne gewîchte Wassleesje met nîerinen mi drelppen (tropfen) eer gîelnîg (gîelnîgend) Wass kî't Geslîcht.

He gelt wîer hen, und do grîelte (grante) en so, mi he drelppde er Wass kî't Geslîcht, asse se sîepen, mi se wîren all hâso wîtt. Do sprîngen alle de drel Pînzessinnen nî mi segden „de verflûchte Gînd, nîsse Bloet soll dîser dîe Wache schreien, mi is kîu Wînst up de West geboren mi werd ge-boren, de nîs erlîsen lann, wîe hevet noch drel Brîdwers, de sînd in sîewen Ketten anschloeten, de sîllt dîe terrelien.“ Do gîvt et en Gekîest kî't gånse Schloß, mi he sprank noch ut dat Fensîer mi terbract dat Veen, mi dat Schloß sînt wîer in de Grunde, de Berg wos wîer to, mi kînnnes wîst wo et west wos.

188.

Knoîst mi sine drel Gîlhue.

Zwîlfen Werrel mi Golt, do wînhude 'n Wînn, mi de hede Knoîst, de hodde drel Gîlhue, de cene was blînd, de annere was lîhn mi de drelde wos splenteruîet. Do glengen se

moet d'wer Geld, do seken se eenen Hasen. De blinne de schöt en, de lahme de sleut en, de nackede de staet en in de Tasken. Do können se s'ie en groot almüchtig Waater, do wuren dre Schippe uppe, dat eene dat rann, dat onure dat souk, dat dreidde, do was keen Bnoden inne. Wo keen Bnoden inne was, do gleugen se ofte dre inne. Do können se an eenen almüchtig grooten Walle (Wald), do was en groot almüchtig Boom inne, in den Boom was eene almüchtig groote Kapelle, in de Kapelle was een hagebüden Köstler un en busshoomen Pasioer, de deelden dat Wiggewaater mit Kuppeln uit.

Stetig is he Mann,
De den Wiggewaater entlaupen kann.

189.

Dat Wäken von Brakel.

Et gien mal 'u Wäken von Brakel na de slut Minnen Kapellen mer de Simmenborg, un well et glerne 'u Mann heben wille un ock include et wäde s'is nelmes in de Kapellen, san souk et

„O hylge Antle Mine,
Helf mi doch Galt zom Manne,
Du kunnst 'u ja wull:
Ge wunhul var'm Entmerbors,
Geb geis Gore:
Du kennst 'u ja wull.“

De Köstler stond aiverst hinner de Altare un höre dat, do rep he mit 'ner ganz schrägerigen Stimme „du kriegst 'u nlg, du kriegst 'u nlg.“ Dat Wäken aiverst include dat Marlenstuneken, dat bie de Wubder Kune stehet, hredde sinu dat to ropen, da wor et beise un reip „peppersepp, dumme Wae, host de Schunten un lat de Wädhine Mhreen (die Mutter reden).“

140.

Das Hansgesinde.

„Wo wußt du heute?“ — „Nah Walpe.“ — „Ist nah Walpe, du nah Walpe; sam, sam, goh wie dann.“

„Gäst du auch 'u Mann? wie hedd du Mann?“ — „Cham.“ — „Min Mann Cham, du Mann Cham; ist nah Walpe, du nah Walpe; sam, sam, goh wie dann.“

„Gäst du auch 'u Kint? wie hedd du Kint?“ — „Grind.“ — „Min Kint Grind, du Kint Grind; min Mann Cham du Mann Cham; ist nah Walpe, du nah Walpe; sam, sam goh wie dann.“

„Gäst du auch 'ne Welge? wie hedd dine Welge?“ — „Sippodelge.“ — „Mine Welge Sippodelge, dine Welge Sippodelge; min Kint Grind, du Kint Grind; min Mann Cham du Mann Cham; ist nah Walpe, du nah Walpe; sam, sam goh wie dann.“

„Gäst du auch 'n Knecht? wie hedd din Knecht?“ — „Machmirrecht.“ — „Min Knecht Machmirrecht, din Knecht Machmirrecht; mine Welge Sippodelge, dine Welge Sippodelge; min Kint Grind, du Kint Grind; min Mann Cham, du Mann Cham; ist nah Walpe, du nah Walpe sam, sam, goh wie dann.“

141.

Das Lämmchen und Fischchen.

Es war einmal ein Bräuerchen und Schwesterchen, die hatten sich herzlich lieb. Ihre rechte Mutter war aber tot und sie hatten eine Stiefmutter, die war ihnen nicht gut und that ihnen heimlich alles Leid an. Es trug sich zu, daß die zwei mit andern Kindern auf einer Wiese vor dem Hans spielten, und an der Wiese war ein Teich, der ging bis an die eine Ecke vom Hans. Die Kinder liefen da herum, kletterten sich und spielten Abzählens:

„Gnede, Deneke, lat mi klewen,
 Mi bi od mie Wigelken glewen.
 Wigelken sall mi Strau fiken,
 Strau will id den Rösken glewen,
 Rösken sall mie Welt glewen,
 Welt will id den Wälder glewen,
 Wälder sall mie 'n Roden baden,
 Roden will id den Ritten glewen,
 Ritten sall mie Wäse fangen,
 Wäse will id in 'n Mund hangen
 Un will se anschnien.“

Dabei standen sie in einem Kreise, und auf welchen nun das Wort „anschnien“ fiel, der mußte fortlaufen und die anderen kiesen ihm nach und singen ihn. Wie sie so fröhlich dahinsprangen, sah's die Stiehmutter vom Fenster mit an und ärgerte sich. Weil sie aber Gezenklüfte verstand, so vervollständigte sie beide, das Bräulderchen in einen Fels und das Schwesterchen in ein Lamm. Da schwamm das Felschen im Teich hin und her, und war traurig, das Lämmchen ging auf der Wiese hin und her, und war traurig und fraß nicht und rührte kein Gräschen an. So ging eine lange Zeit hin, da kamen fremde Gäste auf das Schloß. Die falsche Stiehmutter dachte „heut ist die Gelegenheit gut,“ rief den Koch, und sprach zu ihm „geh und hol das Lamm von der Wiese und schlacht's, wir haben sonst nichts für die Gäste.“ Da ging der Koch hin und holte das Lämmchen und führte es in die Küche und band ihm die Felschen; das litt es alles geduldig. Wie er nun sein Messer herausgezogen hatte und auf der Schwelle wogte, um es abzustechen, sah es, wie ein Felslein in dem Wasser vor dem Gassenstein hin und her schwamm und zu ihm hinaufblickte. Das war aber das Bräulderchen, denn als das Felschen gesehen hatte wie der Koch das Lämmchen fortführte, war es im Teich mitgeschwommen bis zum Gang. Da rief das Lämmchen hinaus

„Ach Bräulderchen im tiefen See,
 Wie thut mir doch mein Herz so weh!
 Der Koch der weht das Messer,
 Mi mir mein Herz durchstechen.“

Das Fischehen antwortete

„Ach Schwesterchen in der Höl,
Wie thut mir doch mein Herz so weh!
In dieser elisen Seel“

Wie der Koch hörte daß das Lämmchen sprechen konnte und so traurige Worte zu dem Fischehen hinhief, erschrak er und dachte es mißte kein natürliches Lämmchen sein, sondern wäre von der bösen Frau im Haus vervollschet. Da sprach er „sel ruhig, ich will dich nicht schlachten“ nahm ein anderes Tier und bereichete das für die Gäste, und brachte das Lämmchen zu einer guten Bäuerin, der erzählte er alles, was er gesehen und gehört hatte. Die Bäuerin war aber gerade die Nichte von dem Schwesterchen gewesen, vermutete gleich wer's sein würde und ging mit ihm zu einer weisen Frau. Da sprach die Frau einen Segen über das Lämmchen und Fischehen, wovon sie ihre menschliche Gestalt wieder bekamen, und darauf führte sie beide in einen großen Wald in ein klein Häuschen, wo sie elisam, aber zufrieden und glücklich lebten.

142.

Stuettlberg.

Es waren zwei Brüder, einer war reich, der andere arm. Der Reiche aber gab dem Armen nichts, und er mußte sich vom Kornhandel kümmerlich ernähren; da ging es ihm oft so schlecht, daß er für seine Frau und Kinder kein Brod hatte. Einesmal fuhr er mit seinem Karren durch den Wald, da erblickte er zur Seite einen großen fahlen Berg, und weil er den noch nie gesehen hatte, hielt er still und betrachtete ihn mit Verwunderung. Wie er so stand, sah er zwölf wilde große Männer daher kommen: weil er nun glaubte das wären Räuber, schob er seinen Karren ins Gebüsch und fleg auf einen Baum und wartete was da geschehen würde. Die zwölf Männer glugen aber vor den Berg und riefen „Berg Semst, Berg Semst, thu dich auf.“ Alsobald that sich der fahle Berg in der Mitte voneinander, und die zwölf gingen hinein, und

wie sie drin waren, schloß er sich zu. Aber eine kleine Weile
 ober that er sich wieder auf, und die Männer kamen herans
 und trugen schwere Säcke auf den Rücken, und wie sie alle
 wieder am Tageslicht waren, sprachen sie „Berg Genssi, Berg
 Genssi, thu dich zu.“ So fuhr der Berg zusammen, und
 war kein Eingang mehr an ihm zu sehen, und die Zwölfe
 gingen fort. Als sie ihn nun ganz aus den Augen waren,
 stieg der Arme vom Baum herunter, und war unglaublich was
 wohl im Berge heimliches verborgen wäre. Also ging er da-
 vor und sprach „Berg Genssi, Berg Genssi, thu dich auf,“
 und der Berg that sich auch vor ihm auf. Da trat er hinein,
 und der ganze Berg war eine Höhle voll Silber und Gold,
 und hinten lagen große Haufen Perlen und blinkende Edel-
 steine, wie Korn aufgeschüttet. Der Arme wußte gar nicht
 was er ansaugen sollte, und ob er sich etwas von den Schätzen
 nehmen dürfte; endlich stillte er sich die Taschen mit Gold,
 die Perlen und Edelsteine aber ließ er liegen. Als er wieder
 heranstam, sprach er gleichfalls „Berg Genssi, Berg Genssi,
 thu dich zu,“ da schloß sich der Berg, und er fuhr mit seinem
 Karren nach Haus. Nun brauchte er nicht mehr zu sorgen und
 konnte mit seinem Golde für Frau und Kind Brot und auch
 Wein dazu kaufen, lebte fröhlich und redlich, gab den Armen
 und that Jedermann Gutes. Als aber das Geld zu Ende
 war, ging er zu seinem Bruder, ließ einen Scheffel und
 holte sich von neuem; doch rißte er von den großen Schätzen
 nichts an. Wie er sich zum drittenmal etwas holen wollte,
 borgte er bei seinem Bruder abermals den Scheffel. Der
 Reich aber war schon lange neidisch über sein Vermögen
 und den schönen Haushalt, den er sich eingerichtet hatte, und
 konnte nicht begreifen woher der Neidhunn käme und woos
 sein Bruder mit dem Scheffel auslauge. Da dachte er eine List
 aus und bestrich den Boden mit Pech, und wie er das Maß
 zurückbelom, so war ein Goldstück darin hängen geblieben.
 Als bald ging er zu seinem Bruder und fragte ihn „woos hast
 du mit dem Scheffel gegessen?“ — „Korn und Gerste“ sagte

der andere. Da zeigte er ihm das Goldstück und drohte ihm wenn er nicht die Wahrheit sagte, so wolle er ihn beim Gericht verklagen. Er erzählte ihm nun alles, wie es zugegangen war. Der Reiche ober ließ gleich einen Wagen aufspannen fuhr hinaus, wollte die Gelegenheit besser benutzen und ganz andere Schätze mitbringen. Wie er vor den Berg kam, rief er „Berg Gemst, Berg Gemst, thu dich auf.“ Der Berg that sich auf, und er ging hinein. Da lagen die Reichthümer alle vor ihm, und er wußte lange nicht wozu er am ersten greifen sollte, endlich lud er Edelsteine auf so viel er tragen konnte. Er wollte seine Last hinausbringen, weil aber Geist und Sinn ganz voll von den Schätzen waren, hatte er darüber den Namen des Berges vergessen und rief „Berg Simeß, Berg Simeß, thu dich auf.“ Aber das war der rechte Name nicht, und der Berg regte sich nicht und blieb verschlossen. Da ward ihm angst, aber je länger er nachsann, desto mehr verkehrten sich seine Gedanken, und halfen ihm all Schätze nichts mehr. Am Abend that sich der Berg auf und die zwölf Mönche kamen herein, und als sie ihn sahen, lachten sie und riefen „Vogel, haben wir dich endlich, meinst du wir hätten's nicht gemerkt daß du zweimal hereingekommen bist, aber wir konnten dich nicht fangen zum drittenmal sollst du nicht wieder heraus.“ Da rief er „ich war's nicht, mei Bruder war's,“ aber er mochte bitten um sein Leben und sagte was er wollte, sie schlugen ihm das Haupt ab.

148.

Uß Reisen gohn.

Et was emol ne arme Frau, de hadde enen Sohn, t wull so gerne reisen, do seg de Moehr „won kannst du reisen wi hebt je gar kein Geld, dat du mitnemen kannst.“ D seg de Sohn „ick wull mi gut behelpen, ick wull allted segge nig viel, nig viel, nig viel.“

Do gent he ene gude Lied um jede allted „nig viel, ni viel, nig viel.“ Kam do bi en Trop Fister um seg „Golt heh

hui nig viel, nig viel, nig viel.“ — „Wat segst du, Kerl, nig viel?“ In asse dat Gören (Garn) uttrocken, tregen se and nig viel Fisse. So met enen Stock up de Jungen, nu „hest du mig nig dresken (dreschen) seihn?“ — „Wat sall ic denn seggen?“ seg de Junge. „Du sollst seggen, saut vull, saut vull.“

Do geht he wter ene ganze Lied un seg „saut vull, saut vull,“ bis he künmet an enen Gorgen, do hebt se en armen Sclinder, den willt se richten. Do seg he „guden Morgen, saut vull, saut vull.“ — „Wat segst du, Kerl, saut vull? sällt der noch mehr seige (seidige, bise) Elde in de Welt sien? is dilt noch nig genug?“ He krig wter wat up den Buckel. „Wat sall ic denn seggen?“ — „Du sallst seggen, Gott tröst de arme Seele.“

De Junge gelt wter ene ganze Lied un seg „Gott tröst de arme Seele!“ Do künmet he an en Graven, do steit en Filler (Schinder), de rilt en Perd af. De Junge seg „guden Morgen, Gott tröst de arme Seele!“ — „Wat segst du, seige Kerl?“ un schleit en met sinen Filsacken ihn de Ohren, dat he ut den Augen nig seihen kann. „Du sall ic denn seggen?“ — „Du sallst seggen, do ligge du Nas in en Graven.“

Do geht he un seg alltied „do ligge du Nas in en Graven!“ Nu künmet he bi enen Wagen vull Elde, do seg he „guden Morgen, do ligge du Nas in en Graven!“ Do sällt de Wogen ihn in en Graven, de Knecht kreg de Plecke un knopt den Jungen, dat he wter so sine Mohr krepen moeste. Nu he is sien Leven nig wter up deissen gohn.

144.

Das Eselchen.

Es lebte einmal ein König und eine Königin, die waren reich und hatten alles, was sie sich wünschten, nur keine Kinder. Darüber klagte sie Tag und Nacht und sprach „ich bin wie ein Aker, auf dem nichts wächst.“ Endlich erfüllte Gott

Ihre Wünsche: als das Kind aber zur Welt kam, sah's nicht aus wie ein Menschenkind, sondern war ein junges Gesel. Wie die Mutter das erblickte, fing ihr Vannier und Gescheh erst recht an, sie hätte lieber gar kein Kind gehabt als ein Gesel, und sagte man sollt ihn ins Wasser werfen, damit ihn die Fische fräßen. Der König aber sprach „nein, hat Gott ihn gegeben, soll er auch mein Sohn und Erbe sein, und nach meinem Tod auf dem königlichen Thron sitzen und die königliche Krone tragen.“ Also ward das Gesel aufgezogen, nahm zu, und die Ohren wuchsen ihm auch sehr hoch und gerad hinaus. Es war aber sonst fröhlicher Art, sprang herum, spielte und hatte besonders seine Lust an der Musik, so daß es zu einem berühmten Spielmann gieng und sprach „lehre mich deine Kunst, daß ich so gut die Pante schlagen kann als du.“ — „Ach, lieber Herrlein,“ antwortete der Spielmann, „das sollt Euch schwer fallen, Eure Finger sind nicht allzu dings dazu gemacht und gar zu groß; ich Sorge die Saiten hassen's nicht aus.“ Es half keine Anrede, das Gesel wollte und mußte die Pante schlagen, war beharrlich und fleißig, und lernte es am Ende so gut als sein Meister selber. Eines Tages gieng das junge Herrlein nachdenklich spazieren und kam an einen Brunnen, da schaute es hinein und sah im spiegelhellen Wasser seine Geselnsgegestalt. Darüber war es so betrubt, daß es in die weite Welt gieng und nur einen treuen Gesellen mitnahm. Sie zogen auf und ab, zuletzt kamen sie zu ein Reich, wo ein alter König herrschte, der nur eine einzige aber wunderschöne Tochter hatte. Das Gesel sagte „hier wollen wir wohnen,“ klopfte ans Thor und rief „es ist ein Gast hanger macht auf, damit er eingeßen kann.“ Als aber nicht aufgethan ward, setzte er sich hin, nahm seine Pante und schlug mit seinen zwei Vorderfüßen aufs Fleischste. Da sperrte der Thürhüter gewaltig die Augen auf, lies zum König und sprach „da draußen sitzt ein junges Gesel vor dem Thor, das schlägt die Pante so gut als ein gelernter Meister.“ — „So laß mich den Musikant hereinkommen“ sprach der König. Wie aber el-

Eselein hereintrat, stieg alles an über den Lantenschläger zu lachen. Nun sollte das Eselein unten zu den Knechten gesetzt und gespeist werden, es ward aber unwillig und sprach „ich bin kein gemeines Stalleselein, ich bin ein vornehmer.“ Da sagten sie „wenn du das bist, so setze dich zu dem Kriegsvolk.“ — „Nein,“ sprach es, „ich will beim König sitzen.“ Der König lachte und sprach in gutem Mut „ja, es soll so sein, wie du verlangst, Eselein, komm her zu mir.“ Danach fragte er „Eselein, wie gefällt dir meine Tochter?“ Das Eselein drehte den Kopf nach ihr, schaute sie an, nickte und sprach „aus der Masse wohl, sie ist so schön wie ich noch keine gesehen habe.“ — „Nun, so sollst du auch neben ihr sitzen“ sagte der König. „Das ist mir eben recht“ sprach das Eselein und setzte sich an ihre Seite, aß und trank und wußte sich sehr und sauberlich zu betragen. Als das edle Tierlein eine gute Zeit an des Königs Hof geblieben war, dachte es „was hilft das alles, du mußt wieder heim,“ ließ den Kopf traurig hängen, trat vor den König und verlangte seinen Abschied. Der König hatte es aber sehr gewonnen und sprach „Eselein, was ist dir? du schaust ja sauer, wie ein Essigtrug: bleib bei mir, ich will dir geben, was du verlangst. Willst du Gold?“ — „Nein“ sagte das Eselein und schüttelte mit dem Kopf. „Willst du Kostbarkeiten und Schmuck?“ — „Nein.“ — „Willst du mein halbes Reich?“ — „Nein.“ Da sprach der König „wenn ich nur könnte was dich vergnügt machen könnte: willst du meine schöne Tochter zur Frau?“ — „Ach ja,“ sagte das Eselein, „die möchte ich wohl haben,“ war auf einmal ganz lustig und guter Dinge, denn das war's gerade, was es sich gewünscht hatte. Also ward eine große und prächtige Hochzeit gehalten. Abends, als Braut und Bräutigam in ihre Schlafkammerlein geführt wurden, wollte der König wissen ob sich das Eselein auch sehr artig und manierlich betrage, und ließ einem Diener sich dort verstecken. Wie sie nun beide drinnen waren, schob der Bräutigam den Kiegel vor die Thüre, blickte sich um, und wie er glaubte daß sie ganz allein wären,

da saar er auf einmal seine Eselshaut ob und stund da ein schöner königlicher Jüngling. „Nun siehst du,“ sprach „wer ich bin, und siehst auch daß ich deiner nicht unmaert raar.“ Da ward die Braut froh, küßte ihn und hatte ihn von Her Lieb. Als aber der Morgen heraukam, sprang er auf, zog seine Elterhant ialeder über, und hätte kein Mensch gedacht was einer dahinter steckte. Bald kam auch der alte König gegangen „ei,“ rief er, „ist das Eselcin schon munter! Du bist so recht traurig,“ sagte er zu seiner Tochter, „daß du kein ardentlichen Menschen zum Mann bekamen hast?“ — „Nein, lieber Vater, ich habe ihn so Lieb, als raenn er der allschönste wäre, und will ihn mein Lebtag behalten.“ Der König wunderte sich, aber der Diener, der sich versteckt hatte, und offenbarte ihm alles. Der König sprach „das ist nimmer mehr wahr.“ — „So wacht selber die folgende Nacht, und werdet's mit eigenen Augen sehen, und wißt Ihr was,“ sprach der König, „nehmt ihm die Haut weg und werft sie ins Feuer, muß er sich wahr in seiner rechten Gestalt zeigen.“ — „Das ist gut“ sprach der König, und abends als sie schliefen schlich er sich hinein, und wie er zum Bett kam, sah er Mondscheln einen stolzen Jüngling da ruhen, und die Haut lag abgestreift auf der Erde. Da nahm er sie weg und draußen ein geantliges Feuer anmachen und die Haut hinein laersen, und blieb selber dabei, bis sie ganz zu Asche verbrannt raar. Weil er aber sehen wollte wie sich der Verantbe stellen würde, blieb er die Nacht über wach und lauschte. Der Jüngling ausgeschlafen hatte, beim ersten Morgensche stand er auf und wollte die Eselshaut anziehen, aber sie nicht zu finden. Da erschrak er und sprach voll Trauer und Angst „nun muß ich sehen daß ich entstehe.“ Wie er hinstand, stand aber der König da und sprach „mein Sohn wohin so eilig, was hast du im Sinn? Bleib hier, du bist ein so schöner Mann, du sollst nicht wieder von mir. Ich gedenke dir jetzt mein Reich haß, und nach meinem Tod betommen du es ganz.“ — „So tausch ich daß der gute Auszug a

ein gutes Ende nehme" sprach der Jüngling, „ich bleibe bei Euch.“ Da gab ihm der Alte das halbe Reich, und als er nach einem Jahr starb, hatte er das ganze, und nach dem Tod seines Vaters noch eins dazu, und lebte in aller Herrlichkeit.

145.

Der undankbare Sohn.

Es saß einmal ein Mann mit seiner Frau vor der Hausthür, und sie hatten ein gebraten Huhn vor sich stehen und wollten das zusammen verzehren. Da sah der Mann wie sein alter Vater daher kam, geschwind nahm er das Huhn und versteckte es, weil er ihm nichts davon gönnte. Der Alte kam, that einen Trunk und giug fort. Nun wollte der Sohn das gebratene Huhn wieder auf den Tisch tragen, aber als er danach griff, war es eine große Kröte geworden, die sprang ihm ins Angesicht und saß da, und giug nicht wieder weg; und wenn sie jemand wegstehn wollte, sah sie ihn giftig an, als wollte sie ihm ins Gesicht springen, so daß keiner sie anzurühren getraute. Und die Kröte mußte der undankbare Sohn alle Tage stillern, sonst fraß sie ihm aus seinem Angesicht; und also giug er ohne Ruhe in der Welt hin und her.

146.

Die Rübbe.

Es waren einmal zwei Brüder, die dienten beide als Soldaten, und war der eine reich, der andere arm. Da wollte der Arme sich aus seiner Noth helfen, zog den Soldatenrock aus und ward ein Bauer. Also grub und hachte er sein Stückerl Acker und säte Rübsamen. Der Same giug auf, und es wuchs da eine Rübbe, die ward groß und stark und zusehends dicker und wollte gar nicht aufhören zu wachsen, so daß sie eine Fürstin aller Rüben heißen konnte, denn nimmer war so eine gesehen, und wird auch nimmer wieder gesehen werden. Zuletzt war sie so groß, daß sie allein einen ganzen Wagen ausfüllte, und zwei Ochsen daran ziehen mußten, und der Bauer

wußte nicht was er damit anfangen sollte und ob's sein Glück oder sein Unglück wäre. Endlich dachte er „verkaufst du sie was willst du großes dafür bekommen, und willst du sie selber essen, so thun die kleinen Mäusen denselben Dienst: am besten ist, du bringst sie dem König und machst ihm eine Verehrung damit.“ Also lud er sie auf den Bogen, spannte zwei Ochsen vor, brachte sie an den Hof und schenkte sie dem König. „Was ist das für ein seltsam Ding?“ sagte der König, „mir ist viel Wunderliches vor die Augen gekommen, aber so ein Ungeheuer noch nicht; aus was für Samen moß die gewachsen sein? oder dir gerät's allein und du bist ein Glückskind.“ — „Nein,“ sagte der Bomer, „ein Glückskind bin ich nicht, ich bin ein armer Soldat, der, weil er sich nicht mehr nähren konnte, den Soldatenrock an den Nagel hing und das Land baute. Ich habe noch einen Bruder, der ist reich, und Euch, Herr König, auch wohl bekannt, ich aber, weil ich nichts habe, bin von aller Welt vergessen.“ Da empfand der König Mitleid mit ihm und sprach „deiner Armut sollst du überhoben und von mir beschenkt werden, daß du wohl deinem reichen Bruder gleich kommst.“ Da schenkte er ihm eine Menge Gold, Silber, Kleider und Herden, und machte ihn reich, so daß des andern Bruders Reichthum gar nicht konnte damit verglichen werden. Als dieser hörte was sein Bruder mit ein einzigen Mäusen erworben hatte, beneidete er ihn und sann und her wie er sich auch ein solches Glück zuwenden könne. Er wollte's aber noch viel geschickter anfassen, nahm Gold und Pferde und brachte sie dem König und meinte nicht anders der würde ihm ein viel größeres Gegengeschenk machen, da hätte sein Bruder soviel für eine Mäuse bekommen, was wohl es ihm für so schöne Dinge nicht alles tragen. Der König nahm das Geschenk und sagte er wollte ihm nichts wiedergeben, das seltener und besser wäre als die große Mäuse. Er mußte der Reiche seines Bruders Mäuse auf einen Wagen legen und nach Haus fahren lassen. Dahin wußte er nicht an wo er seinen Bohn und Krug anstellen sollte, bis ihm böse &

danken kamen und er beschloß seinen Bruder zu töten. Er
 gewann Mörder, die mußten sich in einen Hinterhalt stellen,
 und darauf ging er zu seinem Bruder und sprach „lieber Brün-
 der, ich weiß einen heimlichen Schatz, den wollen wir mit ein-
 ander heben und teilen.“ Der andere ließ sich's auch gefallen
 und ging ohne Arg mit. Als sie aber hinaus kamen, stürzten
 die Mörder über ihn her, banden ihn und wollten ihn an
 einen Baum hängen. Indem sie eben darüber waren, erscholl
 aus der Ferne lauter Gesang und Fußschlag, daß ihnen der
 Schrecken in den Fels fuhr und sie über Hals und Kopf ihren
 Gefangenen in den Sack steckten, am Fuß hinauswanden und
 die Flucht ergriffen. Er aber arbeitete oben bis er ein Loch
 im Sack hatte, wodurch er den Kopf stecken konnte. Wer aber
 des Wegs kam, war nichts als ein fahrender Schüler, ein
 junger Gefelle, der frühlich sein Lied singend durch den Wald
 auf der Straße daher ritt. Wie der oben nun merkte daß
 einer unter ihm vorbeilief, rief er „sei mir gegrüßt, zu guter
 Stunde.“ Der Schüler guckte sich überall um, wußte nicht,
 wo die Stimme her schallte, endlich sprach er „wer ruft mir?“
 Da antwortete er aus dem Wipfel „erhebe deine Augen, ich
 sitze hier oben im Sack der Weisheit; in kurzer Zeit habe ich
 große Dinge gelernt, dagegen sind alle Schulen ein Wind;
 nun ein Weniges, so werde ich angelernt haben, herabsteigen
 und weiser sein als alle Menschen. Ich verstehe die Gestirne
 und Himmelszeichen, das Wehen aller Winde, den Sand im
 Meer, Heilung der Krankheit, die Kräfte der Kräuter, Vögel
 und Steine. Würst du einmal darin, du wüdestst wissen was
 für Herrlichkeit aus dem Sack der Weisheit fließt.“ Der Schil-
 ler, wie er das alles hörte, erstaunte und sprach „gesegnet sei
 die Stunde, wo ich dich gefunden habe, könnt ich nicht auch
 ein wenig in den Sack kommen?“ Oben der antwortete, als
 thät er's nicht gerue, „eine kleine Welle will ich dich wohl
 hinein lassen für Lohn und gute Worte, aber du mußt doch
 noch eine Stunde warten, es ist ein Stük übrig, das ich erst
 lernen muß.“ Als der Schüler ein wenig gewartet hatte, war

Ihm die Zeit zu lang und er bat daß er doch möchte hinein-
gelassen werden, sein Durst nach Weisheit wäre gar zu groß.
Da stellte sich der oben als gäbe er endlich nach und sprach
„damit ich aus dem Hans der Weisheit heraus laun, mußt
du den Sack am Strick herunterlassen, so sollst du elugehen.“
Also ließ der Schiller ihn herunter, band den Sack an und
befestete ihn, dann rief er selber „nun zieh mich recht geschwind
hinauf,“ und wollte geradstehend in den Sack einschreiten.
„Sack!“ sagte der andere, „so geht's nicht an,“ packte ihn beim
Kopf, steckte ihn umgekehrt in den Sack, schüttelte zu, und zog
den Strick der Weisheit am Strick baumwärts, dann schwen-
geste er ihn in der Luft und sprach „wie sieht's, mein lieber
Gefelle? siehe, schon siehst du daß dir die Weisheit kommt
und machst gute Erfahrung, sitze also sehr ruhig, bis du ill-
ger wirst.“ Damit stieg er auf des Schillers Pferd, ritt fort,
schickte aber nach einer Stunde jemand, der ihn wieder herab-
lassen mußte.

147.

Das Junggeklühte Wäunseln.

Zur Zeit da unser Herr noch auf Erden ging, lehrte er
eines Abends mit dem heiligen Petrus bei einem Schmel-
den und bekam willig Herberge. Nun geschah's, daß ein armer
Bettelmann von Alter und Gebrechen hart gedrückt, in dieses
Haus kam und vom Schmelde Almosen forderte. Des erbarmte
sich Petrus und sprach „Herr und Meister, so dir's gefällt,
heil ihm doch seine Plage, daß er sich selbst sehr Brot möge
gewinnen.“ Saufmüthig sprach der Herr, „Schmelde, leih mir
deine Esse und lege mir Kohlen an, so will ich den alten kranken
Wäunseln zu dieser Zeit versorgen.“ Der Schmelde war ganz
bereit, und St. Petrus zog die Bälge, und als das Kohlen-
feuer aufsteckte, groß und hoch, nahm unser Herr das alte
Wäunseln, schob's in die Esse, mitten ins rote Feuer, daß es
drin glühte wie ein Rosenkorn, und Gott lobte mit lauter
Stimme. Nachdem trat der Herr zum Kuchentrog, zog das

glühende Männlein hinein, daß das Wasser über ihn zusammenfing, und nachdem er's sehr stillig abgekühlt, gab er ihm seinen Segen: siehe, zuhand sprang das Männlein heraus, zart, gerade, gesund, und wie von zwanzig Jahren. Der Schmied, der eben und genau zugehört hatte, lud sie alle zum Nachtmahl. Er hatte aber eine alte halbblinde bucklichte Schwieger die machte sich zum Klingling hin und forschte ernstlich ob ihn das Feuer hart gebrannt habe. Wie sei ihm besser gewesen, antwortete jener, er habe da in der Wut gefressen wie in einem Eichen Thau.

Was der Klingling gesagt hatte, das klang die ganze Nacht in den Ohren der alten Frau, und als der Herr frühmorgens die Straße weiter gezogen war und dem Schmied wohl gedankt hatte, meinte dieser er könnte seine alte Schwieger auch jung machen, da er sehr ordentlich alles mit angesehen habe, und es in seine Kunst schlage. Alles sie deshalb an, ob sie auch wie ein Mägdelein von achtzehn Jahren in Sprüngen daher wollte gehen. Sie sprach „von ganzem Herzen,“ weil es dem Klingling auch so saust angekommen war. Machte also der Schmied große Wut und schleß die Alte hinein, die sich hin und wieder bog und grausames Mordgeschrei anstimmte. „Steh still, was schreist und klopst du, ich will erst weidlich anblasen.“ zog damit die Wülge von neuem bis ihr alle Haderknippen brannten. Das alte Weib schrie ohne Rnhe, und der Schmied dachte „Kunst geht nicht recht zu,“ nahm sie heraus und warf sie in den Eßstrog. Da schrie sie ganz überlaut, daß es droben im Haus die Schmeidein und ihre Schmir hörten: die ließen beide die Stiegen herab, und sahen die Alte hinstend und manhend ganz zusammengeknurrert im Trog liegen, das Angesicht gerinzelst, gefaltet und ungeschaffen. Darob sich die zwei, die beide mit Kludern gingen, so entsetzten, daß sie noch dieselbe Nacht zwei Junge gebaren, die waren nicht wie Menschen geschaffen, sondern wie Affen, ließen zum Wald hinein; und von ihnen stammt das Geschlecht der Affen her.

Des Herrn und des Teufels Getriebe.

Gott der Herr hatte alle Tiere erschaffen und sich die Würstchen zu seinen Snuden auserwählet: bloß der Gelfi hatte er vergessen. Da richtete sich der Teufel an, wollte auch schaffen und machte die Gelfe mit seinen langen Schwänzen. Wenn sie nun zur Welde gingen, blieben sie gewöhnlich mit ihren Schwänzen in den Dornhecken hängen, da mußte der Teufel hineingehen und sie mit vieler Mühe losknipsen. Das verdross ihn zuletzt, war her und biß jeder Gelfi den Schwanz ab, wie noch heut des Tags an den Stumpfen zu sehen ist.

Nun ließ er sie zwar allein werden, aber es geschah, da Gott der Herr zusah wie sie bald einen fruchtbaren Mann brachten, bald die edlen Aebeln beschädigten, bald andere gar Pflanzen verderbten. Das jamuerte ihn, so daß er aus Mitleid und Gnaden seine Würste drau hegte, welche die Gelfe, die dorthin gingen, bald zerklüften. Wie der Teufel das vernahm, trat er vor den Herrn und sprach „dein Geschöpf hat mir das mein zerklüften.“ Der Herr antwortete „was haltest du es zu sich den erschaffen!“ Der Teufel sagte „ich mußte das: gleichwohl selbst mein Elend auf Schaden geht, konnte was ich erschaffe keine andere Natur haben, und mußst mir's leuer zahlen.“ - „Ich zahl dir's sobald das Eichenlaub abfällt, dann kommt dein Geld ist schon gezahlt.“ Als das Eichenlaub abgefallen war, kam der Teufel und forderte seine Schuld. Der Herr aber sprach „In der Kirche zu Konstantinopel steht eine hohe Eiche, die hat noch alles ihr Laub.“ Mit Loben und Glück entwich der Teufel und wollte die Eiche suchen, lernte jedweden Monat in der Wissenheit, ehe er sie besand, und als er wol der kam, waren dertwells wieder alle andere Eichen voll grüner Blätter. Da mußte er seine Schuld fahren lassen, stach in Zorn allen übrigen Gelfen die Augen aus und setzte ihn seine eigenen ein.

Darum haben alle Gelfe Teufelsaugen und abgebißene Schwänze, und er nimmt gern ihre Gestalt an.

149.

Der Hahnenkassen.

Es war einmal ein Zauberer, der stand mitten in einer großen Menge Volls und vollbrachte seine Wunderthug. Da ließ er auch einen Hahn einherschreiten, der hat einen schweren Kasten und trug ihn als wäre er federleicht. Nun war aber ein Mädchen, das hatte eben ein vierblättriges Kleeblatt gefunden und war dadurch Glück geworden, so daß kein Uebelwerk vor ihm bestehen konnte, und sah daß der Kasten nichts war als ein Strohhalm. Da rief es „Ihr Leute, seht ihr nicht, das ist ein bloßer Strohhalm und kein Kasten, was der Hahn da trägt.“ Als bald verschwand der Zauber, und die Leute sahen was es war und jagten den Hexenmeister mit Schimpf und Schande fort. Er aber, voll innerlichen Zornes, sprach „Ich will mich schon rächen.“ Nach einiger Zeit hielt das Mädchen Hochzeit, war gepuht und glug in einem großen Zug über das Feld nach dem Ort, wo die Kirche stand. Auf einmal kamen sie an einen stark angeschwollenen Bach, und war keine Brücke und kein Steg, darüber zu gehen. Da war die Braut stutz, hob ihre Kleider auf und wollte durchwaten. Wie sie nun eben im Wasser so steht, ruft ein Mann, und das war der Zauberer, neben ihr ganz spöttisch „el! wo hast du deine Augen, daß du das für ein Wasser hältst?“ Da glugen ihr die Augen auf, und sie sah daß sie mit ihren aufgehobenen Kleidern mitten in einem blaustühenden Flachsfeld stand. Da sahen es die Leute auch allesamt und jagten sie mit Schimpf und Gelächter fort.

150.

Die alte Bettelfrau.

Es war einmal eine alte Frau, du hast wohl ehe eine alte Frau sehr betteln gehn? diese Frau bettelte auch, und wann sie etwas bekam, dann sagte sie „Gott lohn Euch.“ Die Bettelfrau kam an die Thüre, da stand ein freundlicher Scherle

von Jungen am Feuer und wärmte sich. Der Junge so freundlich zu der armen alten Frau, wie sie so an der Thür stand und zitterte, „Kommt, Mutter, und erwärmt Euch. Sie kam herzu, ging aber zu nahe ans Feuer stehn, daß sie die alten Lumpen auslegen zu brennen, und sie ward's nicht wahr. Der Junge stand und sah das, er hätt's doch löschen sollen? Nicht wahr, er hätte löschen sollen? Und wenn kein Wasser gehabt hätte, dann hätte er alles Wasser in nem Leibe zu den Augen herausweinen sollen, das hätte zwei hübsche Bächlein gegeben zu löschen.

151.

Die drei Faulen.

Ein König hatte drei Söhne, die waren ihm alle geliebt, und er wußte nicht welchen er zum König nach seinem Tode bestimmen sollte. Als die Zeit kam, daß er sterben wollte, rief er sie vor sein Bett und sprach „Liebe Kinder, habe etwas bei mir bedacht, das will ich euch eröffnen: nimmer eher von euch der sanftste ist, der soll nach mir König werden.“ Da sprach der Älteste „Vater, so gehört das Reich mir, denn ich bin so faul, wenn ich liege und will schlafen, und es soll mir ein Tropfen in die Augen, so mag ich sie nicht zuthun, damit ich einschlase.“ Der zweite sprach „Vater, das Reich gehört mir, denn ich bin so faul, wenn ich beim Feuer mich zu wärmen, so laß ich mir eher die Fersen verbrennen, eh ich die Beine zurück zöge.“ Der dritte sprach „Vater, das Reich ist mein, denn ich bin so faul, sollt ich aufgehenkt werden, und hätte der Strick schon um den Hals, und einer gäbe mir ein scharf Messer in die Hand, damit ich den Strick durchschneiden dürfte, so laß ich mich eher aufhängen, eh ich um die Hand erhöhe zum Strick.“ Wie der Vater das hörte sprach er „du hast es am weitesten gebracht und sollst der König sein.“

151*.

Die zwölf faulen Knechte.

Zwölf Knechte, die den ganzen Tag nichts gethan hatten, wollten sich am Abend nicht noch anstrengen, sondern legten sich ins Gras und verkümmerten sich ihrer Faulheit. Der erste sprach „was geht mich eure Faulheit an, ich habe mit mehrer eigenen zu thun. Die Sorge für den Leib ist meine Hauptarbeit: ich esse nicht wenig und trinke desto mehr. Wenn ich vier Mahlzeiten gehalten habe, so faste ich eine kurze Zeit bis ich wieder Hunger empfinde, das bekommt mir am besten. Frisch aufstehen ist nicht meine Sache, wenn es gegen Mittag geht, so suche ich mir schon einen Ruheplatz aus. Dienst der Herr, so thue ich als hätte ich es nicht gehört, und ruht er zum zweitenmal, so warte ich noch eine Weile, bis ich mich erhebe und gehe auch dann recht langsam. So läßt sich das Leben ertragen.“ Der zweite sprach „ich habe ein Pferd zu besorgen, aber ich lasse ihm das Geißel im Maul, und wenn ich nicht will, so gebe ich ihm kein Futter und sage es habe schon gefressen. Dastu lege ich mich in den Haiselastern und schlafte vier Stunden. Hernach strecke ich wohl einen Fuß heraus und laßte damit den Pferd ein paar mal über den Leib, so ist es gestiegen und gepulgt; wer wird da viel Umstände machen? Aber der Dienst ist mir doch noch zu beschwerlich.“ Der dritte sprach „wozu sich mit Arbeit plagen? dabei kommt nichts heraus. Ich legte mich in die Sonne und schlief. Es fing an zu tröpfeln, aber weshalb aufstehen? ich ließ es in Gottes Namen fortregnen. Zuletzt kam ein Platzregen und zwar so heftig, daß er mir die Haare vom Kopfe ansetzte und wegschwemmte, und ich ein Loch in den Schädel bekam. Ich legte ein Pflaster darauf und damit war's gut. Schaden der Art habe ich schon mehr gehabt.“ Der vierte sprach „soll ich eine Arbeit angreifen, so dünne ich erst eine Stunde herum, damit ich meine Kräfte spare. Hernach sauge ich ganz gemächlich an und frage ob nicht andere da wären, die mir helfen

könnten. Die lasse ich dann die Hauptarbeit thun, und sehe eigentlich nur zu: aber das ist mir auch noch zu viel." Der fünfte sprach „was wollt das sagen! denkt euch, ich soll den Mist aus dem Pferde stall fortschaffen und auf den Wagen laden. Ich lasse es langsam ausgehen, und habe ich etwas auf die Gabel genommen, so hebe ich es mir halb in die Höhe und ruhe erst eine Viertelstunde bis ich es vollends hinaufwerfe. Es ist übrig genug, wenn ich des Tags ein Fuder hinausfahre. Ich habe keine Lust mich tot zu arbeiten." Der sechste sprach „schämt euch, ich erschrecke vor keiner Arbeit, aber ich lege mich drei Wochen hin und ziehe nicht einmal meine Kleider aus. Wozu Schnallen an die Schuhe? die können mir immerhin von den Füßen abfallen, es schadet nichts. Will ich eine Treppe ersteigen, so ziehe ich einen Fuß nach dem andern langsam auf die erste Stufe heraus, dann zähle ich die übrigen, damit ich weiß wo ich ruhen muß." Der siebente sprach „bei mir geht das nicht: mein Herr sieht auf meine Arbeit, mir ist er den ganzen Tag nicht zu Haus. Doch verjäume ich nichts, ich laufe so viel das möglich ist, wenn man schleicht. Soll ich fortkommen, so mußten mich vier stämmige Männer mit allen Kräften fortschieben. Ich kam dahin, wo auf einer Bank sechs nebeneinander lagen und schliefen: ich legte mich zu ihnen und schlief auch. Ich war nicht wieder zu wecken, und wollten sie mich heim haben, so mußten sie mich wegtragen." Der achte sprach „ich sehe wohl daß ich allein ein mühsamerer Kerl bin, legt ein Stein vor mir, so geht ich mir nicht die Mühe meine Behne aufzuheben und darüber hinweg zu schreiten, ich lege mich auf die Erde nieder, und bin ich naß, voll Kot und Schmutz, so bleibe ich liegen bis mich die Sonne wieder ausgetrocknet hat: höchstens drehe ich mich so, daß sie auf mich scheitern kann." Der neunte sprach „das ist was rechts! heute lag das Brot vor mir, aber ich war zu faul danach zu greifen, und wäre fast Hungers gestorben. Auch ein Krug stand dabel, aber so groß und schwer daß ich ihn nicht in die Höhe heben mochte und lieber Durst

litt. Mich nur umzudrehen, war mir zu viel, ich blieb den ganzen Tag liegen wie ein Stoch.“ Der zehnte sprach „mir hat die Krankheit Schaden gebracht, ein gebrochenes Bein und geschwollene Waden. Unser drei lagen auf einem Fahrweg und ich hatte die Beine ausgestreckt. Da kam jemand mit einem Wagen und die Räder gingen mir darüber. Ich hätte die Beine freilich zurückziehen können, aber ich hörte den Wagen nicht kommen: die Mücken summten mir um die Ohren, trocknen mir zu der Nase herein und zu dem Mund wieder heraus; wer will sich die Mühe geben das Geschwulst weg zu jagen.“ Der erste sprach „gestern habe ich meinen Dienst aufgesagt. Ich hatte keine Lust meinem Herrn die schweren Vilscher noch länger herbei zu holen und wieder weg zu tragen: das nahm den ganzen Tag kein Ende. Aber die Wahrheit zu sagen, er gab mir den Abschied und wollte mich auch nicht länger behalten, denn seine Knechte, die ich im Staub liegen ließ, waren von den Motten zerfressen; und das war recht.“ Der zwölfte sprach „heute mußte ich mit dem Wagen über Feld fahren, ich machte mir ein Lager von Stroh darauf und schlief richtig ein. Die Aalge rutschten mir aus der Hand, und als ich erwachte, hatte sich das Pferd beinahe los gerissen, das Geschloß war weg, das Vilschensell, Krummet, Baum und Geblß. Es war einer vorbei gekommen, der hatte alles fortgetragen. Dazu war der Wagen in eine Pfütze geraten und stand fest. Ich ließ ihn stehen und streckte mich wieder aufs Stroh. Der Herr kam endlich selbst und schob den Wagen heraus, und wäre er nicht gekommen, so läge ich nicht hier, sondern dort und schliefte in guter Ruh.“

152.

Das Hirtensilbchen.

Es war einmal ein Hirtensilbchen, das war wegen seiner weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Der König des Landes hörte auch davon, glaubte es nicht und ließ das Silbchen kommen. Da sprach er zu ihm

„Kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlegen will, Antwort geben, so will ich dich ansehen wie mein eigen Kind und du sollst bei mir in meinem königlichen Schloß wohnen.“ Sprach das Bilslein „wie lauten die drei Fragen?“ Der König sagte „die erste lautet wie viel Tropfen Wasser sind in dem Weltmeer?“ Das Stutenbilslein antwortete „Herr König, laßt alle Flüsse auf der Erde verstopfen, damit kein Tröpfchen mehr daraus ins Meer läuft, das ich nicht erst gezählt hab, so will ich Euch sagen, wie viel Tropfen im Meere sind.“ Sprach der König „die andere Frage lautet wie viel Sterne stehen am Himmel?“ Das Stutenbilschen sagte „gebt mir eine große Bogen weißes Papier,“ und dann machte es mit der Feder so viel kleine Punkte darauf, daß sie kaum zu sehen und fast gar nicht zu zählen waren und einem die Augen vergingen, wenn man darauf blickte. Darauf sprach es „so viele Sterne stehen am Himmel, als hier Punkte auf dem Papier zählt sie mir.“ Aber niemand war dazu imstand. Sprach der König „die dritte Frage lautet wie viel Sekunden hat die Ewigkeit?“ Da sagte das Stutenbilslein „in Hinterpannieren liegt der Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahr ein Vögelein und wecht sein Schnitzeln daran, und wenn der ganze Berg abgeackelt ist, dann ist die erste Sekunde von der Ewigkeit vorbei.“

Sprach der König „du hast die drei Fragen aufgelöst wie ein Weiser und sollst fortan bei mir in meinem königlichen Schloße wohnen, und ich will dich ansehen wie mein eigen Kind.“

153.

Die Steruthaler.

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, daß es kein Stübchen mehr hatte darin zu wohnen und kein Bettchen mehr darin zu schlafen und endlich gar nichts mehr als die Kleider.

auf dem Fels und ein Stückerl Brod in der Hand, das ihm ein mitleidiges Herz geschenkt hatte. Es laar aber gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, gling es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus ins Feld. Da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach „ach, gib mir etwas zu essen, ich bin so hungerig.“ Es reichte ihm das ganze Stückerl Brod und sagte „Gott segne dir's“ und gling lachter. Da kam ein Kind das jammerte und sprach „es fahrt mich so an meinem Kopfe, schenk mir etwas, womit ich ihn bedecken kann.“ Da that es seine Mütze ab und gab sie ihm. Und als es noch eine Weile gegangen laar, kam wieder ein Kind und hatte kein Felschen an und fear: da gab es ihm sein's: und noch weiter, da bat eins um ein Mäskel, das gab es auch von sich hin. Endlich gelangte es in einen Wald, und es war schon dunkel geworden, da kam noch eins und bat um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte „es ist dunkle Nacht, da sieht dich niemand, du kannst laach dein Hemd weg geben,“ und zog das Hemd ab und gab es auch nach hin. Und wie es so stand und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel, und waren lauter harte blanke Thaler: und ob es gleich sein Hemdlein weg gegeben, so hatte es ein neues an und das war vom allersehesten Knein. Da sammelte es sich die Thaler hinein und war reich für sein Lebtag.

154.

Der gestohlene Heller.

Es saß einmal ein Vater mit seiner Frau und seinen Kindern mittags am Tisch, und ein guter Freund, der zum Besuch gekommen laar, aß mit ihnen. Und wie sie so saßen, und es zwölf Uhr schlug, da sah der Fremde die Thüre aufgehen und ein schneeweiß gekleidetes, ganz blaßes Kindlein hereinkommen. Es blickte sich nicht um und sprach auch nichts, sondern gling geradezu in die Kammer neben an. Bald darauf kam es zurück und gling eben so still wieder zur Thüre

hinans. Am zweiten und am dritten Tag kam es auf diese Weise. Da fragte endlich der Fremde den Vater, ob das schöne Kind gehörte das alle Mittag in die Kammer ginge. „Ich habe es nicht gesehen,“ antwortete er, „und wollte nicht wenn es gehören könnte.“ Am andern Tage, wo es wieder kam, zeigte es der Fremde dem Vater, der sah es nicht, und die Mutter und die Kinder alle sahen auch nicht. Am stand der Fremde auf, ging zur Kammerthüre, öffnete sie ein wenig und schaute hinein. Da sah er das Kind der Erde sitzen und einsig mit den Fingern in den Diefen graben und wühlten; wie es aber den Fremden bemerkt verschwand es. Am erzählte er was er gesehen hatte. Beschrieb das Kind genau, da erkannte es die Mutter und sprach, „ach, das ist mein Liebes Kind, das vor vier Wochen ge-
ben ist.“ Sie brachen die Diefen auf und fanden zwei Felle die hatte einmal das Kind von der Mutter erhalten, um einem armen Manne zu geben, es hatte aber gedacht „du kannst du dir einen Broleback kaufen,“ die Feller behielten in die Diefenriken versteckt; und da hatte es im Grabe Ruhe gehabt, und war alle Mittage gekommen um nach Fellen zu suchen. Die Eltern gaben darauf das Geld dem Armen, und nachher ist das Kind nicht wieder gesehen worden.

155.

Die Brautschan.

Es war ein junger Hirt, der wollte gern heiraten. kannte drei Schwestern, davon war eine so schön wie die andere, daß ihn die Wahl schwer wurde und er sich nicht entscheiden konnte einer davon den Vorzug zu geben. Da fuhr er seine Mutter um Rat, die sprach „laß alle drei ehre ich ihnen Käs vor und hab acht wie sie ihn anschnelt.“ Das that der Hirt, die erste aber verschlang den Käs der Kinder; die zweite schnitt in der Hast die Kinde vom ab, weil sie aber so hastig war, ließ sie noch viel Gutes da und warf das mit weg. die dritte schälte ordentlich die D.

ab, nicht zu viel und nicht zu wenig. Der Hirt erzählte das alles seiner Mutter, da sprach sie „nimm die dritte zu deiner Frau.“ Das that er und lebte zufrieden und glücklich mit ihr.

156.

Die Schürerlinge.

Es war einmal ein Mädchen, das war schön, aber faul und nachlässig. Wenn es spinnen sollte, so war es so vertrießlich daß wenn ein kleiner Knoten im Faden war, es gleich einen ganzen Haufen mit heranzieh und neben sich zur Erde schickerte. Nun hatte es ein Dienstmädchen, das war arbeitssam, suchte den weggeworfenen Faden zusammen, rehrigte ihn, spann ihn fein und ließ sich ein hübsches Kleid daraus weben. Ein junger Mann hatte nun das faule Mädchen gewonnen, und die Hochzeit sollte gehalten werden. Auf dem Polsterabend tanzte das fleißige in seinem schönen Kleide lustig herum, da sprach die Braut

„Ach, wat kann dat Mäken springen
In minen Schürerlingen!“

Das hörte der Bräutigam und fragte die Braut was sie damit sagen wollte. Da erzählte sie ihm daß das Mädchen ein Kleid von dem Faden trüge, den sie weggeworfen hätte. Wie der Bräutigam das hörte und ihre Francheit bemerkte und den Faden des armen Mädchens, so ließ er sie stehen, gieng zu jener und wählte sie zu seiner Frau.

157.

Der Sperling und seine vier Kinder.

Ein Sperling hatte vier Junge in einem Schwalbennest. Wie sie nun fließend, stießen böse Vögel das Nest ein, sie konnten aber alle glücklich in Windbraus davon. Nun ist dem Alten Ield, weil seine Söhne in die Welt kommen, daß er sie nicht vor allerlei Gefahr erst verwarnet, und ihnen gute Lehren gesagt habe.

Nun Herbst kommen in einem Welzenacker vier Sperlinge

zusammen, allda trifft der Alte seine vier Jungen an, d
führt er voll Freuden mit sich heim. „Ach, meine lieben Söhne
was habt ihr mir den Sommer über Sorge gemacht, dieweil
ihr ohne meine Lehre in Wälder kommet; höret meine Wor
und folget eurem Vater und sehet euch wohl dar: Meine Wä
lein haben große Gefährlichkeit anzusehen!“ darauf fragte
den Ältern wo er sich den Sommer über aufgehalten und w
er sich ernähret hätte. „Ich habe mich in den Wäldern geha
ten, Kämpeln und Wäuseln gesucht, bis die Kirschen r
wurden.“ — „Ach, mein Sohn,“ sagte der Vater, „die Sch
belweid ist nicht böse, aber es ist große Gefahr dabei, daru
habe fortan deiner wohl acht, und sonderlich wenn Lent
Wäldern umher gehst, die lange grüne Stangen tragen, d
inwendig hohl sind und oben ein Rößlein haben.“ — „I
mein Vater, wenn dann ein grüner Wäusel aufs Rößlein u
Wachs geklebt wäre?“ spricht der Sohn. „Wo hast du di
gesehen?“ — „In eines Kaufmanns Garten“ sagt der Junge
„O mein Sohn,“ spricht der Vater, „Kaufleute, geschwin
Lent! bist du um die Weltkluder gewesen, so hast du Wel
geschwindigkeit genug gelernt, siehe und brauch's nur recht wo
und trau dir nicht zu viel.“

Darauf befragt er den andern „wo hast du dein Wel
gehabt?“ — „Zu Hofe“ spricht der Sohn. „Sperling u'
alberne Vögelchen dienen nicht an diesem Ort, da viel Wol
Sammet, Seiden, Wehr, Harnisch, Sperber, Kranzen und Bla
flüß sind, halt dich zum Roßstall, da man den Haser schwin
oder wo man drischtet, so kann dir's Glück mit gutem Fri
auch dein täglich Rößlein bescheren.“ — „Ja, Vater,“ sag
dieser Sohn, „wenn aber die Stallungen Hebrühen mach
und ihre Wäsechen und Schlingen ins Stroh binden, da ble
auch mancher bescheren.“ — „Wo hast du das gesehen?“ sag
der Alte. „Zu Hofe, beim Roßbuben.“ — O, mein So
Roßbuben, böse Unbent! bist du zu Hofe und um die Herr
gewesen und hast keine Federn da gefassen, so hast du zlei
lich gelernt und wistest dich in der Welt wohl wissen aus;

reißen, doch siehe dich um und auf; die Wölfe fressen auch oft die geschelten Hündlein."

Der Vater nimmt den dritten auch vor sich, wo hast du dein Heil versucht? — „Auf den Fahrwegen und Landstraßen hab ich Kugel und Seil eingeworfen und da blüvelten ein Körnlein oder Gränplein angetroffen." — „Dies ist ja," sagt der Vater, „eine seine Nahrung, aber merkt gleichwohl auf die Schanz und siehe fleißig auf, sonderlich wenn sich einer blicket und einen Stein aufheben will, da ist dir nicht lang zu bleibn." — „Wahr ist's," sagt der Sohn, „wenn aber einer zuvor einen Wand- oder Handstein im Busen oder Tasche irrtge?" — „Wo hast du dies gesehen?" — „Bei den Bergleuten, lieber Vater, wenn sie ansahren, stühren sie gemeinlich Handsteine bei sich." — „Bergleut, Werkleut, anschlägige Leut bist du um Bergbürschen gewesen, so hast du etwas gesehen und erfahren."

Fahr hin und nimm deiner Sachen gleichwohl gut acht,
Bergbüden haben manchen Sperling mit Kobold umbracht."

Endlich kommt der Vater an jüngsten Sohn, „du mein Liebes Hadenmeisse, du warst allzeit der alberst und schwächst, bleib du bei mir, die Welt hat viel grober und böser Vögel, die krumme Schnäbel und lange Krallen haben und nur auf arme Vögelchen lauern und sie verschlucken: hast dich zu deinem gleichen und lies die Spinnlein und Känplein von den Bäumen oder Hänkeln, so bleibst du lang zufrieden." — „Du, mein lieber Vater, wer sich nährt ohn andrer Leut Schaden, der kommt lang hin, und kein Sperber, Habicht, Har oder Welly wird ihm nicht schaden, wenn er zimal sich und seine ehrliche Nahrung dem lieben Gott all Abend und Morgen treulich befehlt, welcher aller Wald- und Dorfvögelchen Schöpfer und Erhalter ist, der auch der jungen Kräbkelein Geschrei und Gebet höret, denn ohne seinen Willen fällt auch kein Sperling oder Schneckflügeln auf die Erde." — „Wo hast du dies gelernt?" Antwortet der Sohn „wie mich der große Windbraus von dir toegriß, kam ich in eine Kirche, da las ich den

Sommer die Fliegen und Spinnen von den Fenstern ab und hörte diese Sprich predigen, da hat mich der Vater aller Sperlinge den Sommer über ernährt und beflügelte vor allem Unglück und gottwinigen Bösehn.“ — „Trauni mein lieber Sohn, fluchst du in die Kirchen und hilfst Spinnen und die summenden Fliegen aufkrümmen und zirpst zu Gott wie die jungen Kräusen und befehlst dich dem ewigen Schöpfer, so wirst du wohl bleiben und wenn die ganze Welt voll widerwilliger Bösehn wäre.“

Dem wer dem Herrn befehlt seine Sach,
Schwelgt, leidet, wartet, belet, braucht Mühs, Ihn gemach,
Ainwahrt Muth und gut Gewissen rehn,
Dem wilt Gott Schutz und Helfer sehn.“

158.

Das Märchen vom Schaurassenland.

In der Schaurassenzelt da ging ich, und sah an einem kleinen Seidenfaden hing Blom und der Vateran, und ein süßloser Mann der überließ ein schnelles Pferd und ein blitterscharfes Schwert das durchhieb eine Wille. Da sah ich einen jungen Esel mit einer silbernen Nase, der jagte hinter zwei schnellen Hasen her, und eine Linde, die war breit, auf der wuchsen heiße Gladen. Da sah ich eine alte blurre Weib, irug wohl hundert Hunder Schmalzes an ihrem Leibe und sechzig Hunder Salzes. Ist das nicht gelogen genug? Da sah ich zackeru einen Pfing ohne Noß und Muder, und ein jähriges Kind warf vier Wilsensteinen von Mogensburg bis nach Trer und von Trer blucht in Straßburg, und ein Patibit schwamm über den Rhein: das that er mit vollem Recht. Da hört ich Fische miteinander Lärm ansaugen, daß es in den Himmel hinauf scholl, und ein stiller Spring stoh wie Wasser von einem kleinen Thal auf einen hohen Berg; das waren seltsame Geschichten. Da waren zwei Krähen, wählten eine Wiese, und ich sah zwei Wilsen an einer Wille bauen, und zwei Tauben zerrupften einen Wolf, zwei Kinder die warfen zwei Hüt-

sehn, aber zwei Kröfche droffen mitelinander Getreid aus. Da sah ich zwei Wänse einen Bischof welhen, zwei Raken, die einem Bären die Zunge anstrakten. Da kam eine Schnecke gerannt und erschlug zwei wilde Löwen. Da stand ein Bart-scherer, schor einer Frauen ihren Bart ab, und zwei säugende Kinder hießen ihre Mutter stillschweigen. Da sah ich zwei Blindhunde, brachten eine Milche aus dem Wasser getragen, und eine alte Schlundmähre stand dabel, die sprach es wäre recht. Und im Hof standen vier Kasse, die droffen Korn aus allen Kräften, und zwei Fiegen, die den Ofen helzten, und eine rote Kuh schob das Brot in den Ofen. Da krächte ein Huhn „Kerikl, das Märchen ist ausgerählt, Kerikl.“

160.

Das Dietmarische Allgenwärfchen.

Ich will euch etwas erzählen. Ich sah zwei gebratene Pflü-ner fliegen, flogen schnell und hatten die Wänche gen Himmel gekehrt, die Milken nach der Gölle, und ein Amboß und ein Wilsstein schwammen über den Mheln, sehr langsam und selte, und ein Frosch saß und fraß eine Pflugschar zu Pflingsten auf dem Eis. Da waren drei Kerle, wollten einen Hasen fangen, glugen auf Kricken und Stetzen, der eine war taub, der zweite blind, der dritte stumm und der vierte konnte keinen Fuß rüh-ren. Wollt ihr wissen, wie das geschah? Der Blinde der sah zuerst den Hasen über Feld kraben, der Stumme rief dem Lahmen zu, und der Lahme sagte ihn beim Kragen. Gucke die woaten zu Land segeln und spannten die Segel im Wind und schiffen über große Keder hin: da segelten sie über einen hohen Berg, da nisteten sie elendig erstanen. Ein Krebs jagte einen Hasen in die Flncht, und hoch auf dem Dach lag eine Kuh, die war hmanl gestiegen. In dem Lande sind die Fleg-gen so groß als hier die Fiegen. Mach das Fenster auf, damit die Allgen hmanl fliegen.

160.

Näseknärrchen.

Drei Frauen waren verwandt in Blumen, die auf Feldern standen, doch deren eine durfte des Nachts in ihrem sein. Da sprach sie auf eine Zeit zu ihrem Mann, als der Tag nahte und sie wiederum zu ihren Gespielen auf Feld gehen und eine Blume werden mußte, „so du heute mittag kommst und mich abholst, werde ich erlöst und bei dir bleiben;“ als dann auch geschah. Nun ist die Frage wie sie ihr Mann erkannt habe, so die Blumen ganz und ohne Unterschied waren? Antwort, „dieweil sie die in ihrem Haus und nicht auf dem Feld war, fiel der Nacht auf sie, als auf die andern zwei, dabel sie der erkannte.“

161.

Schneeweißchen und Rosenrot.

Eine arme Wittve, die lebte einsam in einem Hül und vor dem Hülthaus war ein Garten, darin stand Rosenbäumchen, davon trug das eine weiße, das andere Rosen: und sie hatte zwei Kinder, die gleichen den beiden Bäumchen, und das eine hieß Schneeweißchen, das Rosenrot. Sie waren aber so fromm und gut, so arbeitsam und unverdorren, als je zwei Kinder auf der Welt sind: Schneeweißchen war nur stiller und sanfter als Rosenrot. Rosenrot sprang lieber in den Wiesen und Felder hin, suchte Blumen und fing Sommervögel: Schneeweißchen aber saß daheim bei der Mutter, half ihr im Hauswesen und ihr vor, wenn nichts zu thun war. Die beiden hatten einander so lieb, daß sie sich immer an den Händen faßten, so oft sie zusammen ausgingen: und wenn Schneeweißchen sagte „wir wollen uns nicht verlassen,“ so antwortete Rosenrot „so lange wir leben nicht,“ und die Mutter hinzuzusetzen „was das eine hat soll's mit dem andern teilen.“

liefen sie im Walde allein umher und sammelten rote Beeren, aber kein Tier that ihnen etwas zuleid, sondern sie kamen vertraulich herbei: das Häschen fraß ein Kohlblatt aus ihren Händen, das Reh grasste an ihrer Seite, der Hirsch sprang ganz lustig vorbei und die Vögel blieben auf den Ästen sitzen und sangen was sie mir wußten. Kein Unfall traf sie: wenn sie sich im Walde verspätet hatten und die Nacht sie überfiel, so legten sie sich nebeneinander auf das Maas und schliefen bis der Morgen kam, und die Mutter suchte das und hatte ihre wegen keine Sorge. Einmal, als sie im Walde übernachtet hatten und das Morgenrot sie aufweckte, da sahen sie ein schönes Kind in einem weißen glänzenden Kleidschen neben ihrem Lager sitzen. Es stand auf und blickte sie ganz freundlich an, sprach aber nichts und ging in den Wald hinein. Und als sie sich umsahen, so hatten sie ganz nahe bei einem Abgrunde geschlafen, und wären gewiß hinein gefallen, wenn sie in der Dunkelheit noch ein paar Schritte weiter gegangen wären. Die Mutter aber sagte ihnen das mußte der Engel gewesen sein, der gute Kinder bewache.

Schneeweißchen und Rosenrot hielten das Stütschen der Mutter so reinlich, daß es eine Freude war hinein zu schauen. Im Sommer besorgte Rosenrot das Haus und stielte der Mutter jeden Morgen, ehe sie aufstach, einen Blumenstrauß vors Bett, darin war von jedem Bäumchen eine Rose. Im Winter zündete Schneeweißchen das Feuer an und hing den Kessel an den Feuerhaken, und der Kessel war von Messing, glänzte aber wie Gold, so rein war er gehalten. Abends, wenn die Kinder schliefen, sagte die Mutter „geh, Schneeweißchen, und schieb den Kiesel vor,“ und dann setzten sie sich an den Herd, und die Mutter nahm die Brille und las aus einem großen Buche vor, und die beiden Mädchen hörten zu, saßen und spannen; neben ihnen lag ein Knümchen auf dem Boden, und hinter ihnen auf einer Stange saß ein laiches Läubchen und hatte seinen Kopf unter den Stügel gesteckt.

Eines Abends, als sie so vertraulich beisammen saßen,

Klopfte jemand an die Thüre, als wollte er eingelassen.
Die Mutter sprach „geschwind, Rosenrot, mach auf, es
ein Wanderer sein, der Obdach sucht.“ Rosenrot ging
schob den Kiesel weg und dachte es wäre ein armer W
aber der war es nicht, es war ein Wär, der seinen
schwarzen Kopf zur Thüre herein streckte. Rosenrot schrie
und sprang zurück: das Lämmchen blölte, das Läubchen
tetzte auf und Schneeweißchen versteckte sich hinter der W
Bett. Der Wär aber fing an zu sprechen und sagte „fl
euch nicht, ich thue euch nichts zuleid, ich bin kalt er
und will mich nur ein wenig bei euch wärmen.“ —
armer Wär,“ sprach die Mutter, „leg dich aus Feuer
gleich nur acht daß dir dein Feiz nicht brennt.“ Dann
„Schneeweißchen, Rosenrot, kommt hervor, der Wär th
nichts, er meint's ehrlich.“ Da kamen sie beide heran
nach und nach näherten sich auch das Lämmchen und
chen und hatten keine Furcht vor ihm. Der Wär sprach
Kinder, klopft mir den Schnee ein wenig aus dem Pelz
und sie holten den Besen und lehrten dem Wär das Fei
er aber streckte sich aus Feuer und brummte ganz be
und behaglich. Nicht lange, so wurden sie ganz vertru
trieben Muthwillen mit dem unbeholfenen Gast. Sie
ihm das Fell mit den Händen, setzten ihre Füllchen a
nen Willen und walgeten ihn hin und her, oder sie r
eine Gasernte und schlugen auf ihn los, und wenn er bei
so lachten sie. Der Wär ließ sich's aber gerne gefallen
wenn sie's gar zu arg machten, rief er „laßt mich am
ihr Kinder:

Schneeweißchen, Rosenrot,
Schlägst dir den Feiler tot.“

Als Schlafenszeit war und die andern zu Bett gingen
die Mutter zu dem Wär „du kannst in Gottes Namen
Herde liegen bleiben, so bist du vor der Kälte und der
Wetter geschützt.“ Sobald der Tag grante, ließen ihn di
Kinder hinaus, und er trabte über den Schnee in dei

hinein. Von nun an kam der Vär jeden Abend zu der bestimmten Stunde, legte sich an den Herd und erlaubte den Kindern Kneipock mit ihm zu treiben, so viel sie wollten; und sie waren so gewöhnt an ihn, daß die Thüre nicht eher zugeriegelt ward, als bis der schwarze Gefell angelangt war.

Als das Frühjahr herangekommen und draußen alles grün war, sagte der Vär eines Morgens zu Schneeweißchen, „nun muß ich fort und darf den ganzen Sommer nicht wieder kommen.“ — „Wo gehst du denn hin, lieber Vär?“ fragte Schneeweißchen. „Ich muß in den Wald und mehre Schätze vor den bösen Zwergen hüten: im Winter, wenn die Erde hart gefroren ist, müssen sie wohl unten bleiben und können sich nicht durcharbeiten, aber jetzt, wenn die Sonne die Erde aufgethaut und erwärmt hat, da brechen sie durch, steigen heraus, suchen und stehlen; was einmal in ihren Händen ist und in ihren Höhlen liegt, das kommt so leicht nicht wieder an des Tages Licht.“ Schneeweißchen war ganz traurig über den Abschied und als es ihm die Thüre aufriegelte, und der Vär sich hinaus drängte, blieb er an dem Thürhaken hängen und ein Stück seiner Haut riß auf, und da war es Schneeweißchen, als hätte es Wald durchschimmern gesehen: aber es war seiner Sache nicht gewiß. Der Vär lief eilig fort und war bald hinter den Bäumen verschwunden.

Nach einiger Zeit schickte die Mutter die Kinder in den Wald, Holz zu sammeln. Da fanden sie draußen einen großen Baum, der lag geküßt auf dem Boden, und an dem Stamme sprang zwischen dem Gras etwas auf und ab, sie konnten aber nicht unterscheiden was es war. Als sie näher kamen, sahen sie einen Zwerg mit einem alten verworrenen Gesicht und einem ellenlangen schneeweißen Bart. Das Ende des Bartes war in eine Spalte des Baumes eingeklemmt, und der Kleine sprang hin und her wie ein Hündchen an einem Seil und wußte nicht wie er sich heben sollte. Er gloszte die Mädchen mit seinen roten feurigen Augen an und schrie „was steht ihr da! könnt ihr nicht herbei gehen und mit Beistand leisten?“ —

„Was hast du aufgefangen, kleines Mäunchen?“ fragte der rot. „Dumme neugierige Gans,“ antwortete der Zwerg, „Baum habe ich mir spalten wollen, um kleines Holzstücke zu haben; bei den dicken Stämmen verbrennt gleich bischeu Speise, das unsermner braucht, der nicht so hinunter schlägt als ihr grobes, gloriges Volk. Ich den Reil schon glücklich hinein getrieben, und es wäre nach Wunsch gegangen, aber das verwilligte Holz war glatt und sprang unversehens heraus, und der Baum so geschwind zusammen, daß ich meinen schönen weißen nicht mehr herausziehen konnte; nun steht er drin, und kann nicht fort. Da lachen die albernsten glatten Mänschen! psst, was seid ihr garstig!“ Die Kinder gaben sich Mühe, aber sie konnten den Bart nicht herausziehen, er zu fest. Ich will laufen und Lente herbei holen,“ sagte der rot. „Wahnsinnige Schatzstöcke,“ schnarrte der Zwerg, wird gleich Lente herbeirufen, ihr seid mir schon nun zu viel; fällt euch nichts besseres ein?“ — „Sei mir nicht dumm,“ sagte Schneeweißchen, „ich will schon stat schaholste sein Scherchen aus der Tasche und schnitt das Ende Barts ab. Sobald der Zwerg sich frei fühlte, griff er einem Sack, der zwischen den Wurzeln des Baumes steckte mit Gold gefüllt war, hob ihn heraus und brunnnte vor ihn „ungehobenes Volk, schneidet mir ein Stück von meinem stolzen Barte ab! lohn's euch der Stuch!“ damit schwa seinen Sack auf den Rücken und ging fort ohne die Stuch noch einmal anzusehen.

Einige Zeit danach wollten Schneeweißchen und Dorothea ein Geruch Fische angeln. Als sie nahe bei dem Bach waren sahen sie daß etwas wie eine große Henschrecke nach dem Wasser zu klappte, als wollte es hinein springen. Sie liefen und erkannten den Zwerg. „Wo willst du hin?“ sagte der rot, „du willst doch nicht ins Wasser?“ — „Solch ein blöde ich nicht,“ sagte der Zwerg, „seht ihr nicht, der verwilligte Fisch will mich hineinziehen?“ Der kleine hatte da ge-

und geangelt, und unglücklicherweise hatte der Wind seinen Bart mit der Angelschnur verflochten: als gleich darauf ein großer Fisch anbiß, zuckten dem schwachen Geschöpf die Kräfte Ihn heranzuziehen: der Fisch behielt die Oberhand und riß den Zwerg zu sich hin. Zwar hielt er sich an allen Salmen und Blisen, aber das half nicht viel, er mußte den Bewegungen des Fisches folgen, und war in beständiger Gefahr ins Wasser gezogen zu werden. Die Mädchen kamen zu rechter Zeit, hielten ihn fest und versuchten den Bart von der Schnur loszumachen, aber vergebens, Bart und Schnur waren fest ineinander verwickelt. Es blieb nichts übrig als das Scherchen hervor zu holen und den Bart abzuschneiden, wobei ein kleiner Theil desselben verloren ging. Als der Zwerg das sah, schrie er sie an, „ist das Mäuler, ihr Lorde, einem das Gesicht zu schänden? nicht genug, daß ihr mir den Bart unten abgeschnitten habt, jetzt schneidet ihr mir den besten Theil davon ab: ich darf mich vor den Meinen gar nicht sehen lassen. Daß ihr laufen müßtet und die Schuhspitzen verloren hättet!“ Dann holte er einen Sad Perlen, der im Schiffe lag, und ohne ein Wort weiter zu sagen, schleppte er ihn fort und verschwand hinter einem Stein.

Es trug sich zu, daß bald hernach die Mutter die beiden Mädchen nach der Stadt schickte, Nadeln, Schulre und Bänder einzukaufen. Der Weg führte sie über eine Halde, auf der hier und da mächtige Felsenstücke zerstreut lagen. Da sahen sie einen großen Vogel in der Luft schweben, der langsam über ihnen kreiste, sich immer tiefer herab senkte und endlich nicht weit bei einem Felsen niederließ. Gleich darauf hörten sie einen durchdringenden, jämmerlichen Schrei. Sie liefen heran und sahen mit Schrecken daß der Adler ihren alten Bekannten, den Zwerg, gepackt hatte und ihn fortragen wollte. Die mitleidigen Kinder hielten gleich das Mäunchen fest und zerrten sich so lange mit dem Adler herum, bis er seine Beute fahren ließ. Als der Zwerg sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, schrie er mit seiner kreischenden Stimme „kommet ihr

nicht säuberlicher mit mir umgehen? gerissen habt ihr an dem blauen Mädchen daß es überall zerlegt und durchlöcher ist, unbeholfenes und läppisches Gesindel, das ihr seid!" So nahm er einen Sack mit Edelsteinen und schlüpfte wieder den Felsen in seine Höhle. Die Mädchen waren an Rudant schon gewöhnt, setzten ihren Weg fort und verrieth ihr Geschäft in der Stadt. Als sie beim Heimweg in die Walde kamen, überraschten sie den Zwerg, der auf einem reinlichen Plätzchen seinen Sack mit Edelsteinen ausgelegt und nicht gedacht hatte daß so spät noch jemand daher kommen würde. Die Abendsonne schien über die glänzenden Edelsteine schlummerten und leuchteten so prächtig in allen Farben die Kinder stehen blieben und sie betrachteten. „Was sie da und habt Mauthaffen soll!" schrie der Zwerg, und sein graues Gesicht ward glühroth vor Zorn. Er wollte seinen Scheltworten fortfahren, als sich ein lautes Brüllen hören ließ und ein schwarzer Bär aus dem Walde hertrabte. Erschrocken sprang der Zwerg auf, aber er konnte nicht mehr zu seinem Schlupfwinkel gelangen, der Bär war in seiner Nähe. Da rief er in Herzensangst: „Lieber Herr verschont mich, ich will Euch alle meine Schätze geben, die schönen Edelsteine, die da liegen. Scheut mich das! was habt Ihr an mir kleinen schwächlichen Kerl? Ihr mich nicht zwischen den Bäumen; da, die beiden gottlosen Mädchen packt, das sind sie Euch zarte Bissen, fett wie Wachtele, die freßt in Gottes Namen." Der Bär knickte sich um seine Worte nicht, gab dem böshaftern Geschöpf einzigen Schlag mit der Tasse, und es regte sich nicht.

Die Mädchen waren fortgesprungen, aber der Bär ihnen nach „Schneeweißchen und Rosenrot, fürchtet euch wartet ich will mit euch gehen." Da erkannten sie seine Stimme und blieben stehen, und als der Bär bei ihnen war, fiel sich die Bärenhaut ab, und er stand da als ein schöner Jüngling und war ganz in Gold gekleidet. „Ich bin euer Sohn," sprach er, „und war von dem gottlosen Zwerg

nur meine Schätze gestohlen hatte, vervolluscht als ein wilder Bär in dem Walde zu lausen, bis ich durch seinen Tod erlöset würde. Jetzt hat er seine wohlverdiente Strafe empfangen."

Schneeweißchen ward mit ihm vernäht und Rosenrot mit seinem Bruder und sie theilten die großen Schätze miteinander, die der Zwerg in seine Höhle zusammengetragen hatte. Die alte Mutter lebte noch lange Jahre ruhig und glücklich bei ihren Kindern. Die zwei Rosenbäumchen aber nahm sie mit, und sie standen vor ihrem Fenster und trugen jedes Jahr die schönsten Rosen, weiß und rot.

162.

Der kluge Knecht.

Wie glücklich ist der Herr, und wie wohl steht es mit seinem Hause, wenn er einen klugen Knecht hat, der auf seine Worte zwar hört, aber nicht danach thut und lieber seiner eigenen Weisheit folgt. Ein solcher kluger Hans ward einmal von seinem Herrn ausgeschickt, eine verlorene Kuh zu suchen. Er blieb lange aus, und der Herr dachte „der treue Hans, er läßt sich in seinem Dienste doch seine Mühe verdienen.“ Als er aber gar nicht wiederkommen wollte, beklagte der Herr es möchte ihm etwas zugestoßen sein, machte sich selbst auf und wollte sich nach ihm umsehen. Er umsah lange suchen, endlich erblickte er den Knecht, der im weiten Feld auf und ab lief. „Nun lieber Hans," sagte der Herr, als er ihn eingeholt hatte, „hast du die Kuh gefunden, nach der ich dich ausgeschickt habe?" — „Nein Herr," antwortete er, „die Kuh habe ich nicht gefunden, aber auch nicht gesucht." — „Was hast du denn gesucht, Hans?" — „Etwas Besseres und das habe ich auch glücklich gefunden." — „Was ist das, Hans?" — „Drei Mäusen" antwortete der Knecht. „Und wo sind sie?" fragte der Herr. „Eine sehe ich, die andere höre ich und die dritte lache ich" antwortete der kluge Knecht.

Merkt euch daran ein Beispiel, beklummert euch nicht um

euern Herrn und seine Befehle, thut lieber was ruch el
und wozu Ihr Lust habt, dann werdet Ihr eben so weise
sein, wie der Kuge Hans.

163.

Der gläserne Sarg.

Sage niemand daß ein armer Schmiedler es nicht welt
gen und nicht zu hohen Ehren gelangen könne, es ist
gar nichts übtig als daß er an die rechte Schmiede
und, was die Hauptsache ist, daß es ihm glückt. Ein
artiges und behendes Schmiedlerburschen glug einmal
Wanderschaft nach und kam in einen großen Wald, mi
es den Weg nicht wußte, verirrete es sich. Die Nacht
ein, und es blieb ihm nichts übrig als in dieser schanen
Einsamkeit ein Lager zu suchen. Auf dem weichen Moose
er freilich ein gutes Bett gefunden, allein die Furcht v
wilden Thieren ließ ihm da keine Ruhe, und er mußte sic
sich entschließen auf einem Banne zu übernachten. Er
eine hohe Eiche, stieg bis in den Gipfel hinauf und
Gott daß er sein Vllgelehen bei sich bring, weil ihn
der Wind, der über die Gipfel der Bäume wechete, i
stört hätte.

Nachdem er einige Stunden in der Finsternis, nich
Blitern und Jagern, zugebracht hatte, erblickte er in g
Entfernung den Schein eines Lichtes; und weil er dar
da eine menschliche Wohnung sein möchte, wo er sic
besuchen würde als auf den Ästen eines Baums, so
vorsichtig herab und glug dem Lichte nach. Es leitete
einem kleinen Häuschen, das aus Rohr und Winsen ge
toor. Er klopfte mutig an, die Thüre öffnete sich, i
dem Scheine des herausfallenden Lichtes sah er ein al
graues Männchen, das ein von buntfarbigen Lappen
mengespletes Kleid an hatte. „Wer seid Ihr, und wa
Ihr?“ fragte es mit einer schwarrenden Stimme. „
ein armer Schmiedler,“ antwortete er, „den die Nacht

der Wildnis überfallen hat, und bitte Euch inständig mich bis morgen in Eurer Hütte aufzunehmen.“ — „Geh deiner Wege,“ erwiderte der Alte mit unheimlicher Tone, mit Landstreicherin will ich nichts zu schaffen haben; suche dir anderwärts ein Unterkommen.“ Nach diesen Worten wollte er wieder zu sein Hans schlipfen, aber der Schneider hielt ihn am Rockzipfel fest und bat so beweglich, daß der Alte, der so böse nicht war als er sich aufstellte, endlich erweicht ward und ihn mit in seine Hütte nahm, wo er ihn zu essen gab und dann in einem Winkel ein ganz gutes Nachtlager anwies.

Der milde Schneider brauchte keines Einwiegens, sondern schlief sanft bis an den Morgen, würde auch noch nicht an das Aufstehen gedacht haben, wenn er nicht von einem lauten Lärm wäre aufgeschreckt worden. Ein heftiges Schreien und Brüllen drang durch die dünnen Wände des Hauses. Der Schneider, den ein unerwarteter Muth überkam, sprang auf, zog in der Hast seine Kleider an und eilte hinaus. Da erblickte er nahe bei dem Hänschen einen großen schwarzen Stier und einen schönen Hirsch, die in dem heftigsten Kampfe begriffen waren. Sie gingen mit so großer Wut aufeinander los, daß von ihrem Getrampel der Boden erzitterte, und die Luft von ihrem Geschrei erdröhnte. Es war lange ungewiß, welcher von beiden den Sieg davon tragen würde: endlich stieß der Hirsch seinem Gegner das Geweih in den Leib, worauf der Stier mit entsetzlichem Brüllen zur Erde sank, und durch einige Schläge des Hirsches völlig getödtet ward.

Der Schneider, welcher dem Kampfe mit Erstaunen zugeesehen hatte, stand noch unbeweglich da, als der Hirsch in vollen Sprüngen auf ihn zu eilte und ihn, ehe er entfliehen konnte, mit seinem großen Geweihe geradezu aufgabellte. Er konnte sich nicht lange besinnen, denn es gieng schnellen Lautes fort über Stock und Stein, Berg und Thal, Wiese und Wald. Er hielt sich mit beiden Händen an die Enden des Geweihes fest und überließ sich seinem Schicksal. Es kam ihm aber nicht anders vor als flöge er davon. Endlich hielt der Hirsch vor

einer Felsenwand stieß und ließ den Schneider sanft herabfallen. Der Schneider, mehr todt als lebendig, bedurfte längerer Zeit, um wieder zur Besinnung zu kommen. Als er sich einigermaßen erholt hatte, stieß der Hirsch, der neben ihm stehen geblieben war, sein Geweih mit solcher Gewalt gegen eine in dem Felsen befindliche Thüre, daß sie aufsprang. Feuerflammen schlugen heraus, aus welche ein großer Dampf folgte, der den Hirsch seinen Augen entzog. Der Schneider wußte nicht, was er thun und wohl in er sich wenden sollte, um aus dieser Einöde wieder unter Menschen zu gelangen. Indem er alsbald nachsichtig stand, tönte eine Stimme aus dem Felsen, die ihn anrief „tritt ohne Furcht herein, dir soll kein Leid widerfahren.“ Er zauderte zwar, doch, von einer heimlichen Gewalt angetrieben, gehorchte er der Stimme und gelangte durch die eiserne Thüre in einen großen geräumigen Saal, dessen Decke, Wände und Boden aus glänzend geschliffenen Quadratsteinen bestanden, auf deren jedem ihm unbekannte Zeichen eingehauen waren. Er betrachtete alles voll Bewunderung und war eben in Begriff wieder hinaus zu gehen, als er abermals die Stimme vernahm, welche ihm sagte „tritt auf den Stein, der in der Mitte des Saales liegt, und dein wartet großes Glück.“

Sein Wirt war schon so weit gewachsen, daß er dem Besuche Folge leistete. Der Stein begann unter seinen Füßen nachzugeben und sank langsam in die Tiefe hinab. Als er wieder feststand, und der Schneider sich umsah, befand er sich in einem Saale, der an Umfang dem vorigen gleich war. Hier aber gab es mehr zu betrachten und zu bewundern. An die Wände waren Vertiefungen eingehauen, in welchen Gefäße von durchsichtigem Glase standen, die mit farbigen Spiritus oder mit einem bläulichen Mische angefüllt waren. Auf dem Boden des Saales standen, einander gegenüber, zwei große gläserne Kassen, die sogleich seine Neugierde reizten. Indem er zu der einen trat, erblickte er darin ein schönes Gewände, einem Stoff ähnlich, von Wirtschaftsgebäuden, Ställen und Scheuern um einer Menge anderer artilgen Sachen umgeben. Alles wa

klein, aber überaus sorgfältig und zierlich gearbeitet, und schien von einer kunstreichen Hand mit der höchsten Genauigkeit angefertigt zu sein.

Er würde seine Augen von der Betrachtung dieser Seltenheiten noch nicht abgewendet haben, wenn sich nicht die Stimme abermals hätte hören lassen. Sie forderte ihn auf sich umzukehren und den gegenüberstehenden Klostertoren zu beschauen. Wie stieg seine Verwunderung als er darin ein Mädchen von größter Schönheit erblickte. Es lag wie im Schlafe, und war in lange blonde Haare wie in einen kostbaren Mantel eingehüllt. Die Augen waren fest geschlossen, doch die lebhafteste Gesichtsfarbe und ein Band, das der Atem hin und her bewegte, ließen keinen Zweifel an ihrem Leben. Der Schneider betrachtete die Schöne mit klopfendem Herzen, als sie plötzlich die Augen aufschlug und bei seinem Anblick in freudigem Schrecken zusammenfuhr. „Gerechter Himmel,“ rief sie, „meine Befreiung naht! geschwind, geschwind, hilf mir aus meinem Gefängnis: wenn du den Kiesel an diesem gläsernen Sarg wegschiebst, so bin ich erlöst.“ Der Schneider gehorchte ohne Zaudern, alsbald hob sie den Glasdeckel in die Höhe, stieg heraus und eilte in die Gasse des Saals, wo sie sich in einen weiten Mantel verhüllte. Dann setzte sie sich auf einen Stein nieder, hieß den jungen Mann heran gehen, und nachdem sie einen freundlichen Kuß auf seinen Mund gedrückt hatte, sprach sie „mein lang ersehnter Befreier, der alltägige Himmel hat mich zu dir geführt und meinen Fesseln ein Ziel gesetzt. An demselben Tage, wo sie endigen, soll dein Glück beginnen. Du bist der vom Himmel bestimmte Gemahl, und sollst, von mir geliebt und mit allen irdischen Gütern überhäuft, in ungestörter Freud dein Leben zubringen. Geh wieder und höre die Erzählung meines Schicksals.“

„Ich bin die Tochter eines reichen Grafen. Meine Eltern starben als ich noch in zarter Jugend war und empfahlen mich in ihrem letzten Willen meinem ältern Vetter, bei dem ich aufgezogen wurde. Wir liebten uns so zärtlich und waren

so überfluthend in unserer Denkungsart und unsern Neigungen, daß wir beide den Entschluß faßten uns niemals zu verheirathen, sondern bis an das Ende unseres Lebens beisammen zu bleiben. In unserm Hause war an Gesellschaft kein Mangel: Nachbarn und Fremde besuchten uns häufig, und wir übten gegen alle die Gastfreundschaft in vollem Maße. So geschah es auch eines Abends, daß ein Fremder in unser Schloß geritten kam und, unter dem Vorgeben den nächsten Ort nicht mehr erreichen zu können, um ein Nachtlager bat. Wir gewährten seine Bitte mit zuvorkommender Höflichkeit und er unterhielt uns während des Abendessens mit seinen Gesprächen und eingewickelten Erzählungen auf das anmuthigste. Mein Vnder hatte ein so großes Wohlgefallen an ihm, daß er ihn bat ein paar Tage bei uns zu verweilen, wozu er nach einigem Belauern einwilligte. Wir standen erst spät in der Nacht vom Tische auf, dem Fremden wurde ein Zimmer angewiesen, und ich elste, ermüdet wie ich war, meine Kniee in die weichen Federn zu senken. Kaum war ich ein wenig eingeschlummert, so weckten mich die Töne einer zarten und lieblichen Musik. Da ich nicht begreifen konnte woher sie kamen, so wollte ich mein im Nebenzimmer schlafendes Kammermädchen rufen, allein zu meinem Ersauern fand ich da mir, als lagerte ein Alp auf meiner Brust, von einer unbekannten Gewalt die Sprache benommen und ich unvernünftig war den geringsten Laut von mir zu geben. Zudem sah ich bei dem Schein der Nachtlampe den Fremden in mein durch zwei Thüren fest verschlossenes Zimmer eintreten. Er näherte sich mir und sagte daß er durch Hantelkräfte, die ihm zu Gebote ständen, die liebliche Musik habe erklingen lassen um mich aufzuwecken, und dringende selbst durch alle Schloßthüren in der Absicht, mir Herz und Hand anzubieten. Mein Widerwille aber gegen seine Hantelkräfte war so groß, daß ich ihn kein Antwort vollständig. Er blieb eine Zeitlang unbeweglich stehen wahrscheinlich in der Absicht einen günstigen Entschluß zu erwarten, als ich aber forisuehr zu schweigen, erklärte er zorn

daß er sich rächen und Mittel finden werde meinen Hochmuth zu bestrafen, worauf er das Zimmer wieder verließ. Ich brachte die Nacht in höchster Unruhe zu und schlummerte erst gegen Morgen ein. Als ich erwacht war, eilte ich zu meinem Bruder, um ihn von dem was vorgefallen war zu benachrichtigen, allein ich fand ihn nicht auf seinem Zimmer, und der Bediente sagte mir daß er bei anbrechendem Tage mit dem Fremden auf die Jagd geritten sei.

Wir ahnete gleich nichts gutes. Ich klebete mich schnell an, kleß meinen Selbstkter fatteru und ritt, nur von einem Diener begleitet, in vollem Jagden nach dem Walde. Der Diener stürzte mit dem Pferde und konnte mir, da das Pferd den Fuß gebrochen hatte, nicht folgen. Ich setzte, ohne mich aufzuhalten, meinen Weg fort, und in wenigen Minuten sah ich den Fremden mit einem schönen Stirsch, den er an der Leine führte, auf mich zukommen. Ich fragte ihn wo er meinen Bruder gelassen habe und wie er zu diesem Stirsche gelangt sei, aus dessen großen Augen ich Thränen fließen sah. Anstatt mir zu antworten stieg er an laut anzulachen. Ich geriet darüber in höchsten Zorn, zog eine Pistole und drückte sie gegen das Ungeheuer ab, aber die Kugel prallte von seiner Brust zurück und stieß in den Kopf meines Pferdes. Ich stürzte zur Erde, und der Fremde murmelte einige Worte, die mir das Bewußtsein raubten.

Als ich wieder zur Besinnung kam, fand ich mich in dieser unterirdischen Gruft in einem gläsernen Sarge. Der Schwarzkünster erschien nochmals, sagte daß er meinen Bruder in einen Stirsch verwandelt, mein Schloß, mit allem Zubehör, verkleinert in den andern Glasflaschen eingeschlossen, und mich in Rauch verwandelten Leute in Glasflaschen gebannt hätte. Wotte ich mich jetzt seinem Wunsche fügen, so sei ihm ein schlechtes alles wieder in den vorigen Stand zu setzen: er brauche nur die Gefäße zu öffnen, so werde alles wieder in die natürliche Gestalt zurückkehren. Ich antwortete ihm so wenig als das erste Mal. Er verschwand und kleß mich in meinem Gr-

sängulisse liegen, in welchem mich ein kleiner Schatz befiel. In den Wäldern, welche an meiner Seele vorübergingen, war es das tröstliche, daß ein junger Mann kam und mich besuchte und als ich heute die Augen öffnete, so erblickte ich dich, ich sehe meinen Traum erfüllt. Hilf mir vollbringen, was jenem Gesichte noch weiter geschah. Das erste ist daß wir in Glasfasien, in welchem mein Schloß sich befindet, auf den breiten Steh heben.“

Der Stein, sobald er beschwert war, hob sich mit dem Fräulein und dem Klingling in die Höhe, und stieg durch die Lüngung der Decke zu den obern Saal, wo sie dann leicht Freie gelangen konnten. Hier öffnete das Fräulein den Deckel und es war wunderbar anzusehen, wie Schloß, Häuser und Gärten sich ausdehnten und in größter Schnelligkeit zu unermesslicher Größe heranzuwachsen. Sie lehrten darauf in die irdische Höhle zurück und ließen die mit Rauch gefüllten Gefäße vor dem Steine heraustragen. Dann holte das Fräulein Flaschen geöffnet, so drauß der blaue Rauch heraus und wandelte sich in lebendige Menschen, in welchen das Fräulein ihre Diener und Kente erkannte. Ihre Freunde ward noch mehr als ihr Bruder, der den Räuber in dem Eiler tödtet hatte, in menschlicher Gestalt aus dem Walde herau und noch denselben Tag reichte das Fräulein, ihrem Versprengemäß, dem glücklichen Schneider die Hand am Altare.

114.

Der saule Heinz.

Heinz war faul, und obgleich er weiter nichts zu thun hatte, als seine Ziege täglich auf die Weide zu treiben, so setzte er dennoch, wenn er nach vollbrachtem Tagewerk ab nach Hause kam. „Es ist in Wahrheit eine schwere Arbeit, sagte er, und ein unthätiges Geschäft, so eine Ziege aus jahrein bis in den späten Herbst ins Feld zu treiben und wenn man sich noch dabei hinstrecken und schlafen kann, aber nein, da muß man die Augen auf haben, damit sie

jungen Bäume nicht beschädigt, durch die Hecke in einen Garten dringt oder gar davon läuft. Wie soll da eluer zur Ruhe kommen, und seines Lebens froh werden!" Er setzte sich, sammelte seine Gedanken und überlegte wie er seine Schwestern von dieser Ullrde frei machen könnte. Lange war alles Nachsinnen vergeblich, plötzlich stieß ihm wie Schuppen von den Augen. „Ich weiß was ich thue," rief er aus, „ich heirate die dicke Ernie, die hat auch eine Plege, und laun meine mit austreiben, so bräuche ich mich nicht länger zu quälen.“

Seluz erhob sich also, setzte seine milden Glieder in Bewegung, ging quer über die Straße, denn weiter war der Weg nicht, wo die Eltern der dicken Ernie wohnten, und hielt um ihre arbeitsame und tugendreiche Tochter an. Die Eltern besannen sich nicht lange, „gleich und gleich gesellt sich gern" meinten sie und willigten ein. Nun ward die dicke Ernie Seluzens Frau und trieb die beiden Plegen aus. Seluz hatte gute Tage und bräuchte sich von keiner andern Arbeit zu erlosen, als von seiner eigenen Faulheit. Nur dann und wann ging er mit hinaus und sagte „es geschieht bloß damit mir die Ruhe hernach desto besser schmeckt: man verliert sonst alles Wessihl dafür.“

Über die dicke Ernie war nicht minder faul. „Lieber Seluz," sprach sie eines Tages, „warum sollen wir uns das Leben ohne Not sauer machen und unsere beste Jugendzeit verklümmern? Ist es nicht besser, wir geben die beiden Plegen, die jeden Morgen einen mit ihrem Weckern im besten Schlafe führen, unsern Nachbar und der giebt uns einen Kleinstock dafür? den Kleinstock stellen wir an einen sonnilgen Platz hinter das Haus und verklümmern uns weiter nicht darnn. Die Kleinen bräuchen nicht geschickt und nicht ins Geld getrieben zu werden; sie fliegen aus, finden den Weg nach Haus von selbst wieder und sammeln Honig ohne daß es uns die geringste Mühe macht.“ — „Du hast wie eine verständige Frau gesprochen" antwortete Seluz, „deinen Vorschlag wollen wir ohne Zaudern ausführen: außerdem schmeckt und nährt

der Honig besser als die Biegemilch und läßt sich auch länger aufbewahren."

Der Nachbar gab ihr die beiden Bienen gerne einen Wienenstock. Die Bienen flogen mienmüthlich vom frühen Morgen bis zum späten Abend aus und ein, und stülten den Stock mit dem schäussten Honig, so daß Heinz im Herbst einen ganzen Krug voll heraus nehmen konnte.

Sie stellten den Krug auf ein Brett, das oben an der Wand in ihrer Schlafkammer befestigt war, und weil sie fürchteten er könnte ihnen gestohlen werden oder die Mäuse könnten darüber geraten, so holte Ernie einen starken Haselzweig herbei und legte ihn neben ihr Bett, damit sie ihn, ohne nöthigerweise anzusehen, mit der Hand erreichen und die ungetreuen Gäste von dem Bette aus verjagen könnte.

Der faule Heinz verließ das Bett nicht gerne vor Mittag. „Wer selbst aufsteht," sprach er, „sein Gut verzehrt." Eines Morgens als er so am hellen Tage noch in den Federn lag und von dem langen Schlaf ausruhe, sprach er zu seiner Frau: „die Welber lieben die Eßigkeit, und du naschest von dem Honig, es ist besser, ehe er von dir allein ausgegessen wird, daß wir dafür eine Gans mit einem jungen Gänselein erhandeln." — „Aber nicht eher," erwiderte Ernie, „als bis wir ein Kind haben, das sie hüllet. Soll ich mich etwa mit den jungen Gänsen plagen und meine Kräfte dabei unnöthigerweise ansetzen?" — „Wehst du," sagte Heinz, „der Junge wird die Gänse hülten? heutzutage gehorchen die Kinder nicht mehr, sie thun nach ihrem eigenen Willen, weil sie sich früher dünkten als die Eltern, gerade wie jener Knecht, der die Kuh suchen sollte, und drei Anseten nachjagte." — „O," antwortete Ernie, „dem soll es schlecht bekommen, wenn er nicht thut, was ich sage. Einen Stock will ich nehmen und mit ungezählten Schlägen ihm die Haut geben. Siehst du, Heinz," rief sie in ihrem Elser und faßte den Stock, mit dem sie die Mäuse verjagen wollte, „siehst du, so will ich auf ihn los schlagen." Sie holte aus, traf aber unglücklicherweise den Honigkrug.

dem Bette. Der Krug sprang wider die Wand und fiel in Scherben herab, und der schöne Hohlz floß auf den Boden. „Da liegt nun die Gans mit dem hingen Wänslein,“ sagte Felix, „und braucht nicht gehütet zu werden. Aber ein Willst ist es, daß wir der Krug nicht auf den Kopf gefallen ist, wir haben alle Ursache mit unserm Schicksal zufrieden zu sein.“ Und da er in einer Scherbe noch etwas Hohlz bemerkte, so sangte er danach und sprach ganz vergnügt „das Dörschen, Frau, wollen wir uns noch schmecken lassen und dann nach dem gehalten Schrecken ein wenig ausruhen, was thut's wenn wir etwas später als gewöhnlich aufstehen, der Tag ist doch noch lang genug.“ — „Ja,“ antwortete Ernie, „man kommt immer noch zu rechter Zeit. Weißt du, die Schnecke war einmal zur Hochzeit eingeladen, machte sich auf den Weg, kam aber zur Bluttaupe an. Vor dem Haus stillte sie noch über den Baum und sagte „essen thut nicht gut.“

166.

Der Vogel Greif.

Es leb einisch e Chönlz gfl, wovon gegliert hat und wleuer gheisse hat welsch l ulimne. De het sei Sohn gha, nummene elnzige Tochter, die lisch immer chraul gfl, und sei Döller het se chönnu heise. Do lisch ein Chönlz proffzeit worde si Tochter werd se an Opfle gflund esse. Do lot er dne sis ganz Faud behaut mache wer suer Tochter Opfel bringe, daß se se gflund dar chönn esse, de wileffe zur Frau ha und Chönlz wärde. Das het an ne Pir vernu, de drei Söhni gha het. Do fällt er zum eiste „gang uss Wade use, ulimn e Ehratle (Sandkorb) voll vo dene schöne Opfle mit rote Wagne und trüg se a Hof; bitticht cha se d' Chönlz-Tochter gflund dra esse und de darische hlirale und welsch Chönlz.“ De Kärle hets e so quacht und der Weg nuder d' Kleeß guo. Wovon e Riltang gange gfl lisch, begegnet es chlis ligs Maundle, das fragte ne was er do e dem Ehratle hällg, do felt der lile, denn so het er gheisse, „Gröschebäl“. Das Maundle fällt druj

„no es sölle si und blibe“ und sich witer gange. Nudle chunt der Alte stirs Schloß un tot se aneide, er hob Opfel, die d' Tochter gfund mache, wenn so dervo äffe thue. Das het der Chönlq gelisefe gfreut und tot der Alte vor se cho, aber, o hälel woner usdeckt, so heter anstatt Opfel Kröschebäl e dem Ehratte, die no zapled händ. Drob sich der Chönlq böös worde, und tot ne zum Eins us lage. Woner hül cho sich, so verzelter dem Alte wies em gange sich. Do schlitt der Alte der noechst Son, de Säume ghesse het; aber dem sich es ganz glich gange wie im Alte. Es sich em halt an es chlis kigs Wamndle degegniet und das het ne gfragt was er do e dem Ehratte häng, der Säume fällt „Selborsst,“ und das kigs Wamndle fällt „no es fällt st und blibe.“ Woner do vor es Chönlqschloß cho sich, und fällt er heb Opfel, a deue se d' Chönlqtochter gfund chönn esse, so händ se ne nid welle lue so, und händ gfällt es sig scho elne do ggl und heb se stire Mare gha. Der Säume het aber aghalte, er heb grollt dere Opfel, se solle ne nime lue so. Nudle händ sein glaubt, nu stire ne vor der Chönlq. Aber woner er si Ehratte usdeckt, so het er halt Selborsst. Das het der Chönlq gar schreckele erzürnt, so dafi er der Säume us em Eins het so peltsche. Woner hül cho sich, so het er gfällt wies em gange sich. Do chunt der Jungst Buch, deni händse nime der dünn Hous gfällt, und frogt der Alte ob er an mit Opfel geh dörf. „Jo,“ fällt do der Alte, „du wärsst der rächt Merle deryne, wenn die gschle nit usrichte, was wertest denn du usrichte.“ Der Buch het aber nit no glo: „e woll, Alte, i woll an geh.“ — „Gang mer doch ewäg, du dünnne Merle, du muest warte bis gschiter wirsch“ fällt denf der Alte und chert em der Vllgge. Der Hans aber zupst ne hlude am Ehlttel, „e woll, Alte, i woll an geh.“ — „No mlietwäge, so gang, de wirsch woll wider ome cho“ gitt der Alte zur Antwort eine nidige Ton. Der Buch hat se aber gelisefe gfreut und sich usgumpet. „Jo, thue jeh no wlene Mar, du wirsch vo ähn Tag zum andere no dthumer“ fällt der Alte wider. Dat het aber im Haus nit gemacht und het se

e sinner Freud nid so säre. Wils aber gfi Nacht gfi isch, so het er dänkt er well warde bis am Morge, er mücht hilt doch ulkume na Hof gho. 3' Nacht im Bett het er nid chüene schlosse, und wem er an ne hst ischlummert isch, so het's em traumt vo schöne Zumpfere, vo Schöbberu, Gold und Silber und allerhand dere Sache mehr. Am Morge selte macht er se up der Wäg, und gfi druse behuitem es chis müligs Maubde, eme isige Chäibde, un fragt ne was er do e dem Ehratte häng. Der Hans glit em zur Antwort er heb Äpfel, a deue d' Chöulgstochter se gsuud äße sät. „No,“ fällt das Maubde, „es solle sätige (solche) si und blibe.“ Aber am Hol händ se der Hans parli nit welle lue so, denn es sige scho zwee do gfi und hebe gfi se bringe Äpfel und do heb ähne Fröschbäl und der ander Selborsi gha. Der Hans het aber gar gellsele aghalte, er heb gniß Iene Fröschbäl, sondern von de schönste Äpfle, die im ganze Chöulgreich wachse. Wouer de so ordese grebt het, so dänkt d' Chöulgreiter de chöun nid silge und fürde lue, und se händ au rächt gha, denn wo der Hans si Ehratte vor em Chöulig abdeckt, so sind goldgäse Äpfel siire cho. De Chöulig het se gfreut und tot gfi der Tochter dervo bringe, und wartet jeh e banger Erwartig bis nemem der Bericht bringt, was se illr Wirtig tho hebe. Aber nid lange Zit vergot, so bringt em öpper Bericht: aber was melueder wer isch das gfi? d' Tochter selber isch es gfi. So bald se vo deue Äpfle ggäse gha het, isch e gsuud us em Bett gspringe. Wie der Chöulig e Freund gha het, chame nid beschreibe. Aber jeh het er d' Tochter dem Hans nid welle zur Frau ge un sät er wilch em zers neue Wäiblig (Mache) mache, de useu broche Land wäibliger gen as im Wasser. Der Hans nimmt de Vething a und got häi und verzelt's wie's eme gangen selg. Do schickt der Witte der lile is Holz um e sätige Wäiblig z' mache. Er hat stikig gschirret (gearbeitet) und dreyne gpfisse. 3' Wttag, wo d' Sonne am höchsten stunde isch, chunt es chis isigs Maubde und fragt was er do mach. Der lile glit em zur Antwort „Chelle (höl-

zernes Gerät)." Das isz Mandel säit „no es solle si
 blibe." Z' Obe meinte der Ise er heb jeh e Wäldli gn
 aber wonev het welle isze, so sind's alles Ehelle gsi.
 amier Tag got der Säme e Wald, aber s' isch em ganz
 gange wie im Ise. Am dritte Tag got der dunnig
 Er schafft rächt flüßig, daß es im ganze Wald tönt ve
 drängte Schläge, dergne singt er und pfilt er rächt i
 Da chunt wieder das chl Mandel z' Mittag, wos am
 beste gsi isch, und frogt was er do mach. „E Wäldli
 uf em drochne Land wäldliher got as us ein Wasser,"
 wenn er damit fertig seig, so chom er d' Chönigstochter
 Fran über. „No," söit das Mandel, „es soll e so öi
 und blibe." Z' Obe, wo d' Summe aber z' Wold gang
 isch der Hans an fertig gsi mit sin Wäldli und Schif
 Wscher. Er sikt i und riederet der Residenz zu. Der W
 isch aber so gschwind gange wie der Wind. Der Chönig
 von witen gsch, will ober im Haus si Tochter won
 und säit er müß erst no hundert Haase hilete vom
 frileh bis z' Obe spot, und wenn em äine surt chönn
 chönn er d' Tochter nit über. Der Hans isch e des z'
 gsi, und gli am andre Tag got er mit siuer Herd us d'
 und paßt veründet us daß em keine derbo laufe. Ad i
 Stund isch vergange, so chunt e Wagd vom Schloß in
 zum Hans er soll ere gschwind e Haas ge, so hebe Wissi
 cho. Der Hans hett aber woll gmerkt wo das use wi
 säit er gäh e keine, der Chönig chönn denn morn siuer
 mit Haasepfässer uhwarte. D' Wagd het aber nit i
 und am And sot so no o resniere. Do säit der Hans w
 Chönigstochter selber chönn, so woll er ene Haas ge.
 het d' Wagd im Schloß gsöit, und d' Tochter isch selber
 Underbesse isch aber zum Hans das chl Mandel wie
 und frogt der Hans was er do thlei. „Se, do müß e
 dert Haase hilete, daß em läine derbo laus, und denn
 d' Chönigstochter hirothe und wäre Chönig." — „Gne
 das Mandel, „do hesh es Pfiste, und wenn der äin

lanst, so pflü mune, denn chunt er wieder nune.“ Wo do d' Tochter cho lisch, so gitt ere der Hans e Haas is Fletschle. Aber wo se öppe hundert Schritt wlt gfi lisch, so pflü der Hans, und der Haas springt ere ns em Schänkele nse und, was gisch was hesch, wieder zu der Herd. Wo's Obe gfi lisch, so pflü de Haaschret no emol und blegt ob alle do sige und treibt se do zum Schloß. Der Chönlg het se verwunderet wie on der Hans linstand gfi selg hundert Haase z' hliete, daß em kaine derwo glose lisch; er will em aber d' Tochter kaine weg noulg ge, und fällt er milti em no ne Fädere ns d' Vogelgrise Stehl bringe. Der Hans macht se grad uf der Wäg und marschlet rächt handte vorwärts. Z' Obe chunt er zu neme Schloß, do frogt er nimenes Nachtlager, denn sätbedunol het ne n. kaine Wirtshlser gha, das fällt em der Herr vom Schloß mit vese Frende zue und frogt ne woner he well. Der Hans gfi druf zur Antwoort „zum Vogelgrif.“ — „So, zum Vogelgrif, me fällt aine er wnsi alles, und i haue Schüssel zue nere sfige Wäldchiste verlore: ehr chöntet doch so guet sie und ne froge woner selg.“ — „No frise,“ sölt der Hans, „dos will scho thue.“ Am Morgen selte lisch er do wiler gange, und chunt untetwägs zue neme andere Schloß, i dem er wieder übernacht blibt. Wo d' Eit drus verno händ daß er zum Vogelgrif well, so säge se es sfg im Hans ne Tochter chrank, und se hebe scho alle Mittel brucht, aber es well kais oschlo, er söß doch so guet si und der Vogelgrif froge was die Tochter wieder chön gfund mache. Der Hans fällt das weßer gäru thue und goht wiler. Do chunt er zue emne Wasser, und anstalt eme Fecr lisch e große große Wa do gfi, de on Eit het mltesse libere träge. De Wa het der Hans gfragt wo sie Wäls aue gen. „Zum Vogelgrif“ fällt der Hans. „Wo, wenn er zue nune chönt,“ fällt do de Wa, „sö froget ne an iorinu i all Eit mltess libere das Wasser träge.“ Do fällt der Hans „jo, mltu Gott so, das will scho thue.“ De Wa het ne do uf d' Achste quo und libere trält. Andse chunt do der Hans zum Hans vom Vogelgrif, aber do lisch nune d' Frau behäime gfi und

der Vogelgrif selber nid. Do fragt ne d' Frau was
 Do het ere der Hans alles verzelt, daß ere Hädere söt
 s' Vogelgrife Stehl, und denn hebe se enene Schloß der
 zue nere Gädchiste verlore, und er söt der Vogelgrif
 der Schlüssel seig; denn seig eine andere Schloß e
 chranf, und er söt wolße was die Tochter chönt gsund
 denn seig nix sold vo do es Wasser und e Ma derb
 Eit milchß libere träge, und er möcht an gern wolße vo
 Ma all Eit milchß libere träge. Do sät die Frau „
 mi guete Frilub, s' cha lät Christi mit em Vogelgrif
 frist se all; wenn er aber wähd, so chön ueder under
 undere lisse, und z' Nacht, wenn er rächt fest schloß,
 neder denn use länge und em e Hädere usem Stehl
 wäge bene Sache, die ner wolße sötet, wilt i ne sätb
 Der Hans lisch e das alles z' friede gfi und lit und
 undere. Z' Obe chunt der Vogelgrif hül, und wi
 Stube chunt, so sät er „Frau, i schmöte ue Christi.“
 sät do d' Frau, „s' lisch hilt äine do gfi, aber er lisch
 furt;“ und mit dem het der Vogelgrif nit me gfiät.
 e der Nacht, wo der Vogelgrif rächt geschwarchet het,
 der Hans use und rist em e Hädere usem Stehl.
 der Vogelgrif plözte usgluckt und sät „Frau, i sch
 Christi, und s' lisch mer s' heb me öpper am Stehl ze
 lät d' Frau „de heisch gwilßi traumet, und i ho der se
 gfiät, s' lisch e Christi do gfi, aber lisch wider furt.
 mer allerhand Sache verzelt. Si hebe äine Schloß der
 zue nere Gädchiste verlore und chönnene manne si
 „D die Mare“, sät der Vogelgrif, „de Schlüssel lit
 hus hinter der Thör under Holzblg.“ - „Und den
 an gfiät äine Schloß seig e Tochter chranf und se i
 Mittel lile se gsund z' mache.“ - „D die Mare,“
 Vogelgrif, „under der Chäckerflage het e Chrot es Wäse
 von ere Hoore, und wenn se die Hoore wieder het, si
 gsund.“ - „Und denn het er an wo gfiät s' lisch an
 es Wasser mit e Ma derb, der milchß an Eit däre

— „O de Mar,“ fällt der Vogelgrif, „täter nome enol öhne z' nikt drei stelle, er misst dem Löwe nie libere träge.“ Am Morgne frue isch der Vogelgrif us gstande und isch suxt gange. Do chunt der Hans underem Belt sitre und het e schöne Frädere gha; an het er g hört was der Vogelgrif gsält he wäge dem Schlüssel und der Tochter und dem Ma. D' Frau vom Vogelgrif het en do alles no nemol verzelt, daß er nit vergässe, und denn isch er wieder hül zue gange. Zerst chunt er zum Ma bhn Wasser, de fragt ne gßl was der Vogelgrif gsält heb, do fällt der Hans er soll ne zerst libere träge, es well em's denn däne säge. Do trält ne der Ma libere. Woner däne gßl isch, so salt en der Hans er sößt nume äinich öhne z' nikt drei stelle, er misst dem Löwe nie libere träge. Do het se de Ma grüßete gfreut und fällt zum Hans er well ne zum Dank none mol nime und äne trage. Do fällt der Hans näl, er well em die Mähe erspare, er seig suß mit em z'leide, und isch witer gange. Do chunt er zue dem Schloß, wo die Tochter chranl gßl isch, die nimunt er do us d' Achse, denn se het nit chönne lense, und trält se d' Chellerstäge ab und nimunt das Chrotenäß under dem underste Tritt sitre und gßß der Tochter i d' Händ, und die springt em ab der Achse ade und vor im d' Stäge us, und isch ganz gßund gßl. Zek händ der Vater und d' Mutter e grüßliche Frend gha und händ dem Hans Gschänke gmacht vo Gold und Silber: und was er nime het welle, das händ sem gge. Wo do der Hans is an der Schloß cho isch, isch er gßl is Holzhus gonge, und het hinter der Thör under der Holzölge de Schlüssel richtig günde, und het ne do dem Herr brocht. De het se an nid wenig gfreut und het dem Hans zur Melohnig vßß vo dem Gold gge, das e der Ehste gßl isch, und suß no aller derhand sile Sache, so Ehle und Schoof und Wälße. Wo der Hans zum Ehönig cho isch mit denne Sache alle, mit dem Wäld und dem Gold und Silber und denne Ehlene, Schoose und Wälße, so fragt ne der Ehönig, woner an das alles liberecho heb. Do fällt der Hans der Vogelgrif gäb äin so vßß me well. Do dankt der Ehönig er chönt

das an bruche und macht se an us der Weg zum Bogelp
 aber woner zue dem Wasser cho lisch, so lisch er halt der
 gisl, der sid em Haus cho lisch, und de Wa stellt e z' miß
 und goht surt, und der Thöulig lisch extrunkte. Der Haus
 do d' Tochter ghlrotet und lisch Thöulig worde.

166.

Der starke Hans.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten
 ein einziges Kind, und lebten in einem abseits gelegenen D
 ganz allein. Es trug sich zu, daß die Mutter einmal
 Holz gling, Tanneurelser zu lesen, und den kleinen Hans,
 erst zwei Jahr alt war, mitnahm. Da es gerade in der F
 lingszeit war und das Kind seine Freude an den bunten Blü
 hatte, so gling sie immer weiter mit ihm in den Wald blu
 Plötzlich sprangen aus dem Gebüsch zwei Mäuler her
 packten die Mutter und das Kind und führten sie tief in
 schwarzen Wald, wo jahraus jahrelang kein Mensch hnt
 Die arme Frau bat die Mäuler inständig sie mit ihrem M
 frei zu lassen, aber das Herz der Mäuler war von Stein
 hörten nicht auf ihre Bitten und Flehen und trieben sie
 Gewalt an weiter zu gehen. Nachdem sie etwa zwei S
 den durch Stauden und Dörner sich halten durcharbeiten mß
 lanten sie zu einem Felsen, wo eine Thüre war, an w
 die Mäuler klopfen, und die sich alsbald öffnete. Sie un
 durch einen langen dunklen Gang und lanten endlich in
 große Höhle, die von einem Feuer, das auf dem Herd bran
 erleuchtet war. An der Wand hingen Schwerter, Säbel
 andere Mordgewehre, die in dem Nichte blinkten, und h
 Mitte stand ein schwarzer Tisch, an dem vier andere M
 saßen und spielten, und oben an sah der Hauptmann. D
 kam, als er die Frau sah, herbei, rebele sie an und sag
 sollte nur ruhig und ohne Angst sein, sie thäten ihr i
 zusehnd, aber sie mußte das Hauswesen besorgen, und
 sie alles in Ordnung hsette, so sollte sie es nicht schlun

ihnen haben. Darauf gaben sie ihr etwas zu essen und zeigten ihr ein Bett, wo sie mit ihrem Kinde schlafen könnte.

Die Frau blieb viele Jahre bei den Räubern, und Hans ward groß und stark. Die Mutter erzählte ihm Geschichten und lehrte ihn in einem alten Räuberbuch, das sie in der Höhle fand, lesen. Als Hans neun Jahr alt war, machte er sich aus einem Tannenaast einen starken Knüttel und versteckte ihn hinter das Bett; dann ging er zu seiner Mutter und sprach „Liebe Mutter, sage mir jetzt einmal wer mein Vater ist, ich will und muß es wissen.“ Die Mutter schloß still und wollte es ihm nicht sagen, damit er nicht das Geheimniß bekäme; sie wünschte auch daß die gottlosen Räuber den Hans doch nicht verlassen würden; aber es hätte ihr fast das Herz gesprengt, daß Hans nicht sollte zu seinem Vater kommen. In der Nacht, als die Räuber von ihrem Raubzug heimkehrten, holte Hans seinen Knüttel hervor, stellte sich vor den Hauptmann und sagte „jetzt will ich wissen wer mein Vater ist, und wenn du mir's nicht gleich sagst, so schlag ich dich nieder.“ Da lachte der Hauptmann und gab dem Hans eine Ohrfeige, daß er unter den Tisch lugelte. Hans machte sich wieder auf, schloß und dachte „ich will noch ein Jahr warten und es dann noch einmal versuchen, vielleicht geht's besser.“ Als das Jahr herinn war, holte er seinen Knüttel wieder hervor, wuschle den Staub ab, betrachtete ihn und sprach „es ist ein tüchtiger wackerer Knüttel.“ Nachts kamen die Räuber heim, tranken Wein, einen Krug nach dem anderen, und stiegen an die Köpfe zu hängen. Da holte der Hans seinen Knüttel herbei, stellt sich wieder vor den Hauptmann und fragte ihn wer sein Vater wäre. Der Hauptmann gab ihm abermals eine so kräftige Ohrfeige, daß Hans unter den Tisch rollte, aber es dauerte nicht lange, so war er wieder oben und schlug mit seinem Knüttel auf den Hauptmann und die Räuber, daß sie Arme und Beine nicht mehr regen konnten. Die Mutter stand in einer Ecke und war voll Verwunderung über seine Tapferkeit und Stärke. Als Hans mit seiner Arbeit fertig war, ging er zu seiner Mut-

ter und sagte „Jetzt ist mir's Ernst gewesen, aber jetzt auch wissen wer mein Vater ist.“ -- „Kleber Hans, wartete die Mutter, „komm wir wollen gehen und ihn bis wir ihn finden.“ Sie nahen dem Hauptmann den Eingang der Höhle ab, und Hans holte einen großen sack, packte Gold, Silber und was er sonst noch für Sachen fand, zusammen, bis er voll war, und nahen ihn auf den Rücken. Sie verließen die Höhle, aber was that die Augen an, als er aus der Klüftung heraus in das Licht kam, und den grünen Wald, Wälder und Bügel und Morgenröthe am Himmel erblickte. Er stand da und alles an, als wenn er nicht recht geschell wäre. Die suchte den Weg nach Hans, und als sie ein paar Stunden waren, so kamen sie glücklich in ihr elendes und zu ihrem Häuschen. Der Vater sah unter der er weinte vor Freude als er seine Frau erkannte und daß Hans sein Sohn war, die er beide längst für tot hatte. Aber Hans, obgleich erst zwölf Jahr alt, wie einen Kopf größer als sein Vater. Sie gingen zusammen das Stübchen, aber kaum hatte Hans seinen Fuß auf die bank gesetzt, so stieg das ganze Haus an zu krachen, brach ein und dann auch der Fußboden, und der schwach sank in den Keller hinab. „Gott behüte uns,“ rief der „was ist das? Jetzt hast du unser Häuschen zerbrochen.“ „Laßt Euch keine grauen Haare darüber wachsen, lieber“ antwortete Hans, „da in dem Saal steht mehr als neues Haus nützlich ist.“ Der Vater und Hans stiegen gleich an ein neues Haus zu bauen, Vieh zu erhandeln Land zu kaufen und zu wirtschaften. Hans aucterte die und wenn er hinter dem Pflug ging und ihn in die hinhin schob, so hatten die Silere fast nicht nützlich zu. Den nächsten Frühling sagte Hans „Vater, behaltet alle und laßt mir etwa ein paar schweren Spazierschlaf mahe mit ich in die Fremde gehen kann.“ Als der verlangt fertigt war, verließ er seines Vaters Haus, zog fort in

in einen tiefen und finstern Wald. Da hörte er etwas kistern und knistern, schaute um sich und sah eine Tanne, die von unten bis oben wie ein Seil gespannt war: und wie er die Augen in die Höhe richtete, so erblickte er einen großen Kerl, der den Baum gepackt hatte und ihn wie eine Weidenrute umdrehte. „Sei“ rief Hans, „was machst du da droben?“ Der Kerl antwortete „ich habe gestern Reiswollen zusammen getragen und will mir ein Seil dazu drehen.“ — „Das laß ich mir gefallen,“ dachte Hans, „der hat Kräfte,“ und rief ihm zu, „laß du das gut sein und komm mit mir.“ Der Kerl kletterte von oben herab, und war einen ganzen Kopf größer als Hans, und der war doch auch nicht klein. „Du heißest jetzt Tannendreher“ sagte Hans zu ihm. Sie gingen darauf weiter und hörten etwas Klopsen und hämmern, so stark daß bei jedem Schlag der Erdboden zitterte. Bald darauf kamen sie zu einem mächtigen Felsen, vor dem stand ein Riese und schlug mit der Faust große Stücke davon ab. Als Hans fragte was er da vor hätte, antwortete er „wenn ich nichts schlafen will, so kommen Bären, Wölfe und anderes Ungeheuer der Art, die schnuppern und schnüffeln an mir herum und lassen mich nicht schlafen, da will ich mir ein Haus bauen und mich hineinlegen, damit ich Ruhe habe.“ — „Ei jamaoh!“, dachte Hans, „den kannst du auch noch brauchen“ und sprach zu ihm „laß das Hausdonen gut sein und geh mit mir, du sollst der Felsenklipperer heißen.“ Er willigte ein, und sie strichen alle drei durch den Wald hin und las sie hinkommen, da wurden die wilden Tiere aufgeschreckt und liefen vor ihnen weg. Abends kamen sie zu ein altes verlassenes Schloß, stiegen hinauf und legten sich in den Saal schlafen. Am andern Morgen ging Hans hinaus in den Garten, der war ganz verunkrautet und stand voll Dörner und Gebüsch. Und wie er so herum ging, sprang ein Wildschwein auf ihn los: er gab ihm aber mit seinem Stab einen Schlag daß es gleich niederfiel. Dann nahm er es auf die Schulter und brachte es hinaus; da steckten sie es an einen Spieß, machten sich einen Braten zurecht und waren

guter Dinge. Nun verabredeten sie daß jeden Tag, der noch zwei auf die Jagd gehen sollten und einer daheim bleiben sollte, für jeden neun Hund Fleisch. Den ersten blieb der Tannendreher daheim und Hans und der Steinflüpperer gingen auf die Jagd. Als der Tannendreher frohen beschäftigt war, kam ein kleines altes zusammengekrüppeltes Männchen zu ihm auf das Schloß, und ließ ihn Fleisch. „Post dich, Du Quänter,“ antwortete er, „du bist kein Fleisch.“ Aber wie verwunderte sich der Tannendreher als das kleine unscheinbare Männchen an ihm hängen blieb und mit Hänften so auf ihn loschlug, daß er sich nicht wehrte, zur Erde fiel und noch Atem schnappte. Das Männchen ging nicht eher fort, als bis es seinen Horn vom ihm ausgelassen hatte. Als die zwei andern von der Jagd heimkamen, sagte ihnen der Tannendreher nichts von dem Männchen und den Schlägen, die er bekommen hatte, dachte „wenn sie daheim bleiben, so können sie's auch eint mit der kleinen Steinflüsterer versuchen,“ und der bloße Schreck machte ihm schon Vergnügen. Den folgenden Tag blieb der Steinflüpperer daheim, und dem ging es gerade so wie dem Tannendreher, er ward von dem Männchen übel zugerichtet weil er ihm kein Fleisch hatte geben wollen. Als die beiden abends nach Haus kamen, sah es ihm der Tannendreher an was er erfahren hatte, aber beide schwiegen still und dachten „der Hans muß auch von der Suppe kosten.“ Der Hans blieb den nächsten Tag daheim bleiben mußte, that seine Sache in der Küche, wie sich's gebührte, und als er oben stand den Kessel abschäumte, kam das Männchen und forderte weiteres ein Stück Fleisch. Da dachte Hans „es ist ein Ungeheuer, ich will ihm von meinem Anteil geben, damit es bald nicht zu kurz kommen“ und reichte ihm ein Stück Fleisch. Als es der Broterg verzehrt hatte, verlangte er noch mehr und der unwillige Hans gab es ihm und sagte da wäre ein schönes Stück, damit sollte er zufrieden sein. Der Hans forderte aber zum drittenmal. „Du wirst unverschämte!“

Hans und gab ihm nichts. Da wollte der boshafte Zwerg an ihm hinausspringen und ihn wie den Laimdrehen, und Felsenklipperer behandeln, aber er kam an dem unrechten. Hans gab ihm, ohne sich anzustrengen, ein paar Siebe, daß er die Schlossstreppe hinabsprang. Hans wollte ihm nachlaufen, stiel aber, so lang er war, über ihn hin. Als er sich wieder aufgerichtet hatte, war ihm der Zwerg voraus. Hans eilte ihm bis in den Wald nach und sah wie er in eine Felsenhöhle schlüpfte. Hans lehrte nun heim, hatte sich aber die Stelle gemerkt. Die beiden andern, als sie nach Hans kamen, wunderten sich daß Hans so wohl auf war. Er erzählte ihnen was sich zgetragen hatte, und da verschwiegen sie nicht länger wie es ihnen ergangen war. Hans lachte und sagte „es ist euch ganz recht, warum seid ihr so geizig mit euerem Fleisch gewesen, aber es ist eine Schande, ihr seid so groß und habt euch von dem Zwerge Schläge geben lassen.“ Sie nahmen darauf Korb und Seil und gingen alle drei in der Felsenhöhle, in welche der Zwerg geschlüpft war, und ließen den Hans mit seinem Stab im Korb hinab. Als Hans auf dem Grund angelangt war, fand er eine Thüre, und als er sie öffnete, sah da eine bilschöne Jungfrau, nein so schön, daß es nicht zu sagen ist, und neben ihr saß der Zwerg und grinsie den Hans an wie eine Meerlache. Sie aber war mit Ketten gebunden und blickte ihn so traurig an, daß Hans großes Mitleid empfand und dachte „du mußt sie aus der Gewalt des bösen Zwerges erlösen, und gab ihm einen Streich mit seinem Stab, daß er tot niedersank. Alsobald felen die Ketten von der Jungfrau ab, und Hans war wie verzückt über ihre Schönheit. Sie erzählte ihm sie wäre eine Königschter, die ein wilder Graf aus ihrer Heimat geraubt und hier in den Felsen eingesperrt hätte, weil sie nichts von ihm hätte wissen wollen: den Zwerg aber hätte der Graf zum Wächter gesetzt und er hätte ihr Veld und Druugsal genug angethan. Darauf setzte Hans die Jungfrau in den Korb und ließ sie hinau ziehen. Der Korb kam wieder herab, aber Hans traute den

beiden Gefellen nicht und dachte „sie haben sich schon gezeigt und dir nichts von dem Riwerg gesagt, wer wir sie gegen dich im Schind führen.“ Da legte er seinen in den Korb, und das war sein Wille, denn als der Stob in der Höhe war, ließen sie ihn fallen, und hätte Hanslich darin gefessen, so wäre es sein Tod gewesen. Alswinschte er nicht wie er sich aus der Tiefe heransarbeiten und wie er hin und her dachte, er fand keinen Rat, „doch traurig,“ sagte er „daß du do unten verschmachten.“ Und als er so auf und obging, kam er wieder zu dem merchen, wo die Jungfrau gefessen hatte, und sah d Riwerg einen Ring am Finger hatte, der glänzte und merkte. Da zog er ihn ab und steckte ihn an, und als om Finger umdrehte, so hörte er plötzlich etwas über Kopf rauschen. Er blickte in die Höhe und sah da Pnschweben, die sagten er wäre ihr Herr und trugten im Begehren wäre. Hans war anfangs ganz verstummt aber sagte er sie sollten ihn hinauf tragen. Augenblicklich horchten sie, und es war nicht anders als' sibge er hinauf er aber oben war, so war kein Mensch mehr zu sehen als er in das Schloß ging, so fand er auch dort in Der Lammendreher und der Fesselskipperer waren fortgee hatten die schöne Jungfrau mit geführt. Aber Hans den Ring, da kamen die Pnstgeister und sagten ihm d wären auf dem Meer. Hans lies und lies in einem si er zu dem Meeresstrand kam, da erblickte er well well a Wasser ein Schiffchen, in welchem seine treulosen Gesoffen. Und im heftigen Zorn sprang er, ohne sich zu nen, mit samt seinem Stob ins Wasser und stieg an zu nen, ober der eutnerschwere Stab zog ihn tief hinab, fast ertrinken wäre. Da drehte er noch zu rechter Z Ding, alsbald kamen die Pnstgeister und trugen ihn, so wie der Witz, in das Schiffchen. Da schwaug er seinen und gab den bösen Geleuten den verdienten Lohn in sie hinab ins Wasser; dann aber ruderte er mit der

Jungfrau, die in den größten Angsten gewesen war, und die er zum zweitenmale befreit hatte, heim zu ihrem Vater und ihrer Mutter, und ward mit ihr verheirathet, und haben alle sich gewaltig gefreut.

107.

Das Vörlke im Himmel.

Es lich enol es arms fromms Vörlke gestorbe, und chunt do vor d' Himmelsporte. Zur gluche Zit lich an e ruche ruche Herr do gfi und het on i Himmels welle. Do chunt der heilige Petrus mittem Schlüssel und macht uf und lot der Herr ine; das Vörlke het er aber, wies schint, und gseh und macht d' Pforte ämel wieder zue. Do het, das Vörlke vorusse ghört wie de Herr mit alle Freude im Himmel uf gwo worde lich, und wie se drehn musizlet und gsunge häud. Ändle lich es do wider still worde, und der heilige Petrus chunt, macht d' Himmelsporte uf un lot das Vörlke an ine. S Vörlke het do gemeint s werd jetzt an musizlet und gsunge, wenn es chün, aber do lich alles still gfi; me hets stille mit aller Liebe usgno, nud d' Ängste stud em egäge cho, aber gsunge het niemer (niemand). Do fragt das Vörlke der heilige Petrus worum das me be im und sunge wie be dem ruche Herr, s gen, schlut, do im Himmel an parallelisch zue wie uf der Erde. Do sält der heilige Petrus „na! wäger, du blich is so lieb wie alle andere und unnesch alle himmlische Freude guleffe wie de rich Herr, aber lueg, so arme Vörlke, wie du äls blich, chünne olle Tag e Himmel, so ue ruche Herr aber chunt nume alle hundert Vohr bype älie.“

108.

Die hagere Piese.

Ganz anders als der faule Heinz und die dicke Fräulein, die sich von nichts aus ihrer Ruhe bringen ließen, dachte die hagere Piese. Sie äscherte sich ab von Morgen bis Abend und lud ihrem Mann, dem laugen Lenz, so viel Arbeit auf, daß er schwerer zu tragen hatte als ein Esel an drei Säcken. Es war

aber alles umsonst, sie hatten nichts und kamen zu nichts. Eines Abends, als sie im Bette lag und vor Müdigkeit ein Nickerchen regnen konnte, ließen sie die Gedanken doch nicht schlafen. Sie fließ ihren Mann mit dem Ellenbogen an sich und sprach „hörst du, Feinz, was ich gedacht habe? Ich einen Gulden fände, und einer mir geschenkt würde, so würde ich einen dazu borgen, und du solltest mir auch noch geben: sobald ich dann die vier Gulden beisammen hätte, so könnte ich eine junge Kuh kaufen.“ Dem Mann gefiel das recht gut, „ich weiß zwar nicht,“ sprach er, „woher ich einen Gulden nehmen soll, den du von mir willst geschenkt haben, aber wenn du dennoch das Geld zusammenbringst, so kann ich dir eine Kuh kaufen, so thust du wohl, wenn du dein Vorhaben ausführst.“ — „Ich freue mich,“ flügelte er ihr zu, „wenn die Kuh ein Kälbchen bringt, so werde ich doch einmal zu meiner Ernährung einen Eimer Milch erhalten.“ „Die Milch ist nicht für dich,“ sagte die Frau, „wir lassen sie sauer fangen, damit es groß und fett wird, und wir es verkaufen können.“ — „Freilich,“ antwortete der Mann, „ein wenig Milch nehmen wir doch, das schadet nichts.“ „Wer hat dich gelehrt mit Kühen umzugehen?“ sprach die Frau, „es mag schaden oder nicht, ich will es nicht haben: und wenn du dich auf den Kopf stellst, du siehst keinen Tropfen Milch.“ Du langer Feinz, weißt du nicht zu ersättigen bist, mein Mann, du wolltest verzehren was ich mit Mühe erwerbe.“ — „Feinz,“ sagte der Mann, „sei still, oder ich hänge dir eine Waage an.“ — „Was,“ rief sie, „du willst mir drohen, du willst mich stricken, du Strick, du langer Feinz.“ Sie wollte ihm die Haare fassen, aber der lange Feinz richtete sich auf, packte mit der einen Hand die dicke Krone der hageren Pötte zusammen, mit der andern drückte er ihr den Kopf auf das Kissen, sie schliefen und hielt sie so lange bis sie vor großer Müdigkeit eingeschlafen war. Ob sie am andern Morgen beim Wachen fortfuhr zu zählen, oder ob sie ausging den Gulden zu suchen, den sie finden wollte, das weiß ich nicht.

169.

Das Waldhaus.

Ein armer Holzhauer lebte mit seiner Frau und drei Töchtern in einer kleinen Hütte an dem Rande eines einsamen Waldes. Eines Morgens, als er wieder an seine Arbeit wollte, sagte er zu seiner Frau, „laß mir mein Mittagsbrot von dem ältesten Mädchen hinaus in den Wald bringen, ich werde sonst nicht fertig. Und damit es sich nicht verirrt,“ setzte er hinzu, „so will ich einen Benter mit Stielen mitnehmen und die Störner auf den Weg streuen.“ Als nun die Sonne mitten über dem Walde stand, machte sich das Mädchen mit einem Topf voll Suppe auf den Weg. Über die Feld- und Waldperlinge, die Lerchen und Finken, Amseln und Zeltze hatten den Stielen schon längst angepißt, und das Mädchen konnte die Spur nicht finden. Da ging es auf gut Glück kunter fort, bis die Sonne sank und die Nacht einbrach. Die Bäume ranschten in der Dunkelheit, die Eulen schnarrten, und es fing an ihm ansgl zu werden. Da erblickte es in der Ferne ein Licht, das zwischen den Bäumen blinkte. „Dort sollten wohl Leute wohnen,“ dachte es, „die mich über Nacht behalten,“ und ging auf das Licht zu. Nicht lange so kam es an ein Haus, dessen Fenster erleuchtet waren. Es klopfte an, und eine ranke Stimme rief von innen „herin“. Das Mädchen trat auf die dunfle Diele, und packte an der Stubeenthür. „Nur herein“ rief die Stimme, und als es öffnete, saß da ein alter eisgrauer Mann an dem Tisch, hatte das Gesicht auf die beiden Hände gestützt, und sein melßer Bart floß über den Tisch herab fast bis auf die Erde. Am Ofen aber lagen drei Tiere, ein Hühnchen, ein Hähnchen und eine buntgescheckte Kuh. Das Mädchen erzählte dem Alten sein Schicksal und bat um ein Nachtlager. Der Mann sprach

„Schön Hähnchen,
Schön Hähnchen,
Und du schone bunte Kuh,
Was sagst du dazu?“

„Dafs!“ antworteten die Tere: und das mußte wohl
 „wir sind es zufrieden,“ denn der Alte sprach weiter „h
 Stille und Fülle, geh hinaus an den Herd und loch in
 Abendessen.“ Das Mädchen fand in der Küche überflü
 allem und kochte eine gute Speise, aber an die Tere
 sie nicht. Es trug die volle Schlüssel auf den Tisch, setz
 zu dem grauen Mann, aß und stillte seinen Hunger. I
 satt war, sprach es „aber jetzt bin ich müde, wo ist ein
 in das ich mich legen und schlafen kann?“ Die Tere
 warteten

„Du hast mit ihm gegessen,
 Du hast mit ihm getrunken,
 Du hast an uns gar nicht gedacht,
 Nun sieh auch wo du bleibst die Nacht.“

Da sprach der Alte „steig nur die Treppe hinaus, so wi
 eine Kammer mit zwei Betten finden, schüttele sie auf mit
 sie mit weißem Linnen, so will ich auch kommen und
 schlafen legen.“ Das Mädchen stieg hinaus, und als i
 Betten geschüttelt und fellsch gedeckt hatte, legte es sich i
 eine, ohne weiter auf den Alten zu warten. Nach einiger
 aber kam der graue Mann, betruhlte das Mädchen mit
 Licht und schüttelte mit dem Kopf. Und als er sah, d
 fest eingeschlafen war, öffnete er eine Fallthüre und li
 in den Keller sinken.

Der Holzbauer kam am späten Abend nach Hans
 machte seiner Frau Vorwürfe, daß sie ihn den ganzen
 habe hungern lassen. „Ich habe keine Schuld,“ antwarte
 „das Mädchen ist mit dem Mittagsessen hinausgegangen
 muß sich verkehrt haben: morgen wird es schon wiederkom
 Vor Tag aber stand der Holzbauer auf, wollte in den
 und verlangte die zweite Tochter sollte ihm diesmal das
 bringen. „Ich will einen Beutel mit Winsen mitnehmen,“
 er, „die Wörner sind größer als Hirsen, das Mädchen in
 besser sehen und kann den Weg nicht verstehen.“ Zur
 tagzeit trug auch das Mädchen die Speise hinaus, ah

Elisen waren verschwunden: die Waldvögel hatten sie, wie am vorigen Tag, aufgepickt und keine übrig gelassen. Das Mädchen irrte im Walde umher bis es Nacht ward, da kam es ebenfalls zu dem Hause des Alten, ward hereingelassen, und bat um Speise und Nachtlager. Der Mann mit dem weißen Barte fragte wieder die Tiere

„Schön Gönchen,
Schön Gönchen,
Und du schöne dunkle Kuh,
Was sagst du dazu?“

Die Tiere antworteten abermals „dunkel,“ und es geschah alles wie am vorigen Tag. Das Mädchen kochte eine gute Speise, aß und trank mit dem Alten und kümmerte sich nicht um die Tiere. Und als es sich nach seinem Nachtlager erkundigte, antworteten sie

„Du hast mit ihm gegessen,
Du hast mit ihm getrunken,
Du hast an uns gar nicht gedacht,
Nun steh auch wo du bleibst die Nacht.“

Als es eingeschlafen war, kam der Alte, betrachtete es mit Kopfschütteln und ließ es in den Keller hinab.

Am dritten Morgen sprach der Hatzhacker zu seiner Frau „Schick mir heute unser liebstes Kind mit dem Essen hinaus, das ist immer gut und gehorsam gewesen, das wird auf dem rechten Weg bleiben und nicht wie seine Schwestern, die wilden Hummeln, herum schwärmen.“ Die Mutter wollte nicht und sprach „soll ich mein liebstes Kind auch noch verlieren?“ — „Sei ohne Sorge,“ antwortete er, „das Mädchen vertritt sich nicht, es ist zu klug und verständig; zum Überflus will ich Erbseu mitnehmen und austreuen, die sind noch größer als Elisen und werden ihm den Weg zeigen.“ Aber als das Mädchen mit dem Korb am Arm hinaus kam, so hatten die Waldtauben die Erbseu schon im Korb, es wußte nicht wohin es sich wenden sollte. Es war voll Sorgen und dachte beständig daran wie der arme Vater hungern und die gute

Mutter jammern würde, wenn es ausbliebe. Endlich
 fustet ward, erblickte es das Nistchen und kam an das
 Haus. Es bat ganz freundlich sie möchten es lieber
 herbergen, und der Mann mit dem weißen Bart fragte
 seine Tiere

„Sohn Hühnchen,
 Sohn Hühnchen,
 Und du schöne bunte Kuh,
 Was sagst du dazu?“

„dafs“ sagten sie. Da trat das Mädchen an den Ofen,
 die Tiere sahen, und lieblose Hühnchen und Hühnchen,
 es mit der Hand über die glatten Federn hinstrich, und
 bunte Kuh konnte es zwischen den Stämmen. Und als
 Weib des Alten eine gute Suppe bereitet hatte und
 Schüssel auf dem Tisch stand, so sprach es „soll ich mit-
 gehen und die guten Tiere sollen nichts haben? Drauf
 die Hühner und Hühner, erst will ich für sie sorgen.“ Da-
 es, holte Gerste und streute sie dem Hühnchen und Hi-
 vat, brachte der Kuh wohlriechendes Heu einen ganzen
 voll. „Laßt's euch schmecken, ihr lieben Tiere,“ sagte es
 wenn ihr durstig seid, sollt ihr auch einen kühlen
 haben.“ Dann trug es einen Eimer voll Wasser her-
 Hühnchen und Hühnchen sprangen auf den Rand, steck-
 Schnabel hinein und hielten den Kopf dann in die Höhe,
 die Vögel tranken, und die bunte Kuh hat auch einen
 hasten Zug. Als die Tiere gestillt waren, setzte sie
 Mädchen zu dem Alten an den Tisch und aß was
 übrig gelassen hatte. Nicht lange so sang Hühnchen und
 chen an das Köpfchen zwischen die Fingergel zu stecken, und
 bunte Kuh blinzelte mit den Augen. Da sprach das Mädchen
 „sollen wir uns nicht zur Ruhe begeben?“

Sohn Hühnchen,
 Sohn Hühnchen,
 Und du schöne bunte Kuh,
 Was sagst du dazu?“

Die Tiere antworteten „duß,

Du hast uns und gegessen,
Du hast uns und getrunken,
Du hast uns alle wohl bedacht,
Wir wünschen dir eine gute Nacht.“

Da ging das Mädchen die Treppe hinauf, schüttelte die Federkissen und deckte frisches Plüsch auf, und als es fertig war, saß der Alte und legte sich in das eine Bett, und sein weißer Bart reichte ihm bis an die Knie. Das Mädchen legte sich in das andere, that sein Gebet und schlief ein.

Es schlief ruhig bis Mitternacht, da ward es ja unruhig in dem Hause, daß das Mädchen erwachte. Da fuhr es an in den Ecken zu kitzeln und zu knattern und die Thüre sprang auf und schlug an die Wand: die Balken dröhnten, als wenn sie aus ihren Fugen gerissen würden, und es war als wenn die Treppe herab stürzte, und endlich krachte es als wenn das ganze Dach zusammen stieße. Da es aber wieder still ward und dem Mädchen nichts zuleid geschah, so blieb es ruhig liegen und schlief wieder ein. Als es aber am Morgen bei hellem Samenschein aufwachte, was erblickten seine Augen? Es lag in einem großen Saal, und rings umher glänzte alles in königlicher Pracht: an den Wänden wuchsen auf grünem seidnen Grund goldene Weinien in die Höhe, das Bett war von Eisenbelen und die Decke darauf von rotem Sammet, und auf einem Stuhl daneben standen ein Paar mit Perlen gefüllte Pantoffel. Das Mädchen glaubte es wäre ein Traum, aber es traten drei reichgekleidete Diener herein und fragten was es zu befehlen hätte. „Geht nur,“ antwortete das Mädchen, „ich will gleich aufstehen und dem Alten eine Suppe kochen und dann auch schön Hühnerchen, schön Hähnchen und die schöne blaue Kuh schlachten.“ Es dachte der Alte wäre schon aufgestanden und sah sich nach seinem Bette um, aber er lag nicht darin, sondern ein freudiger Mann. Und als es ihn betrachtete und sah daß er jung und schön war, erwachte er, richtete sich auf und sprach „ich bin ein Königssohn, und war von einer

höjen Beze verwilligt worden als ein alter eisgrauer W in den Wald zu leben: niemand durfte ihn nicht sein melne drei Diener in der Gestalt eines Hühnchens, eines Schens und einer bunten Kuh. Und nicht eher sollte die willigung aufhören, als bis ein Mädchen zu uns käme gut von Herzen, daß es nicht gegen die Menschen alle, dern auch gegen die Tiere sich flebreich bezeugte, und das du gewesen, und heute um Witternacht sind wir durch erlöst und das alte Waldhaus ist wieder in meinen königl Palast verwandelt worden." Und als sie aufgestanden wa sagte der Königssohn den drei Dienern sie sollten hina und Vater und Mutter des Mädchens zur Hochzeitfeier bel holen. „Aber wo sind melne zwei Schwestern?" fr das Mädchen. „Die habe ich in den Keller gesperrt, und gen sollen sie in den Wald geführt werden und sollen bel Köhler so lange als Mägde dienen, bis sie sich gebessert h und auch die armen Tiere nicht hungern lassen."

170.

Lieb und Leid teilen.

Es war einmal ein Schneider, der war ein zählscher W und seine Frau, die gut, flehsig und fromm war, konnte ihn niemals recht machen. Was sie that, er war miz den, brunnite, schalt, ranste und schlug sie. Als die Ot felt endlich davon hörte, ließ sie ihn vorfordern und ins säugnis setzen, damit er sich bessern sollte. Er sah eine Zelt bel Wasser und Brot, dann wurde er wieder freigelassen, m aber geloben seine Frau nicht mehr zu schlagen, sondern s sich mit ihr zu leben, Lieb und Leid zu teilen, wie sich's n Ehezeiten gebührt. Eine Zeitlang ging es gut, dann geriet er wieder in seine alte Weise, war rüsterlich und lisch. Und weil er sie nicht schlagen durfte, wollte er sie den Haaren packen und ranen. Die Frau entwischte und sprang auf den Hof hinaus, er lief aber mit der und Schere hinter ihr her, jagte sie herum und warf ihr

Esse und Schere, und was ihm sonst zur Hand war, nach. Wenn er sie trug, so lachte er, und wenn er sie fehlte, so tobte und wetterte er. Er trieb es so lange bis die Nachboren der Frau zu Hilfe kamen. Der Schneider ward wieder vor die Obrigkeit gerufen und an sein Versprechen erinnert. „Liebe Herren,“ antwortete er, „ich habe gehalten was ich gelobt habe, ich habe sie nicht geschlagen, sondern Lieb und Leid mit ihr geteilt.“ — „Wie kann das sein,“ sprach der Richter, „da sie abermals so große Klage über Euch führt?“ — „Ich habe sie nicht geschlagen, sondern ihr mir, weil sie so wunderbarlich aussah, die Haare mit der Hand kämmen wollen: sie ist mir aber entwichen und hat mich hässlich verossen. Da bin ich ihr nachgeeilt und habe, damit sie zu ihrer Pflicht zurücklehre, als eine gutgemeinte Erinnerung nachgeworfen was mir eben zur Hand war. Ich habe auch Lieb und Leid mit ihr geteilt, denn so oft ich sie getroffen habe, ist es mir lieb gewesen und ihr Leid: habe ich sie aber gefehlt, so ist es ihr lieb gewesen, mir aber leid.“ Die Richter waren mit dieser Antwort nicht zufrieden, sondern ließen ihm seinen verdienten Lohn auszahlen.

171.

Der Baumkönig.

In den alten Zeiten da hatte jeder Klang noch Sinn und Bedeutung. Wenn der Hammer des Schmieds erkörnte, so rief er „smiet mi tot smiet mi to!“ Wenn der Hobel des Tischlers schnarrte, so sprach er „dor häß! dor, dor häß!“ Fing das Räderwerk der Mühle an zu klappern, so sprach es „help, Herr Gott! help, Herr Gott!“ und war der Müller ein Verirrter, und stieß die Mühle an, so sprach sie hochdeutsch und fragte erst langsam „wer ist da? wer ist da?“ dann antwortete sie schnell „der Müller! der Müller!“ und endlich ganz geschwind „stehst tapfer, stehst tapfer, vom Riehel drei Sechter.“

An dieser Zeit hatten auch die Vögel ihre eigene Sprache, die jedermann verstand, jetzt lautet es mir wie ein Zwitschern,

Arvtschen und Pfaffen, und bei einigen wie Mäusel ohne i
Es kam aber den Vögeln in den Sinn, sie wollten nicht
ohne Herrn sein und einen unter sich zu ihrem König
sein. Nur einer von ihnen, der Aibik, war dagegen; sie
er gelebt und frei wollte er sterben, und ausstößt h
her fliegend rief er „wo bleib ich? wo bleib ich?“ e
sich zurück in einsame und unbefuchte Einsamkeit und zeigt
nicht wieder unter seinesgleichen.

Die Vögel wollten sich nun über die Sache besin
und an einem schönen Morgen kamen sie alle aus
den und Feldern zusammen, Adler und Buchfink, Ent
Krähe, Lerche und Sperling, was soll ich sie alle n
selbst der Aibik kam und der Wiedehopf, sein König
heißt, weil er sich immer ein paar Tage früher hören
auch ein ganz kleiner Vogel, der noch keinen Namen
mischte sich unter die Schar. Das Huhn, das zufällig
der ganzen Sache nichts gehört hatte, verwunderte sich
die große Versammlung. „Wat, wat, wat ist den dar to t
gackerte es, aber der Hahn beruhigte seine Liebe Henne
sagte „Nur rief Aibik,“ erzählte ihr auch was sie vor h
Es ward aber beschlossen daß der König sein sollte, de
höchsten fliegen könnte. Ein Laubfrosch, der im Gebüsch
rief, als er das hörte, warnend „natt, natt, natti natt,
natti“ weil er meinte, es würden deshalb viel Thränen
gossen werden. Die Krähe aber sagte „Quack oki“, es
alles friedlich abgehen.

Es ward nun beschlossen, sie wollten gleich an diesem
neuen Morgen aufsteigen, damit niemand hinterher sagen t
„ich wäre wohl noch höher geflogen, aber der Abend kam
konnte ich nicht mehr.“ Auf ein gegebenes Zeichen erh
also die ganze Schar in die Höhe. Der Staub flog da
dem Felde auf, es war ein gewaltiges Säusen und W
und Hüttelschlagen, und es sah aus als wenn eine sch
Wolke dahin zöge. Die kleineren Vögel aber blieben bald z
konnten nicht weiter und fielen wieder auf die Erde. Die

bern hielten's länger aus, aber keiner konnte es dem Adler gleich thun, der stieg so hoch daß er der Sonne hätte die Augen anschauen können. Und als er sah daß die andern nicht zu ihm herauf konnten, so dachte er „was willst du noch höher fliegen, du bist doch der König,“ und stieg an sich wieder herab zu lassen. Die Vögel unter ihm riefen ihm alle gleich zu „du mußt unser König sein, keiner ist höher geflogen als du.“ — „Ausgenommen ich,“ schrie der kleine Arel ohne Namen, der sich in die Brustfedern des Adlers verkrüppelt hatte. Und da er nicht milde war, so stieg er auf und stieg so hoch, daß er Gott auf seinem Stuhle konnte sitzen sehen. Als er oben so weit gekommen war, legte er seine Flügel zusammen, saß herab und rief unten mit seiner durchdringender Stimme „König blu blu blu blu blu blu!“

„Du unser König?“ schrien die Vögel zornig, „durch Mäuse und Eulen hast du es dahin gebracht.“ Sie machten eine andere Bedingung, der sollte ihr König sein, der am tiefsten in die Erde fallen könnte. Wie klatschte da die Maus mit ihrer breiten Brust wieder auf das Land! Wie scharrte der Fahn schnell ein Loch! Die Ente kam am schlumpfen weg, sie sprang in ihren Graben, verreckte sich aber die Beine und watschelte fort zum nahen Teiche mit dem Ausruf „Prachterwerk! Prachterwerk!“ Der kleine ohne Namen aber suchte ein Mäuseloch, schlüpfte hinab und rief mit seiner seltsamen Stimme heraus „König blu blu blu blu blu blu!“

„Du unser König?“ riefen die Vögel noch zorniger, meinst du deine Eulen sollten gelten?“ Sie beschlossen ihn in seinem Loch gefangen zu halten und auszuhungern. Die Ente ward als Wache davor gestellt: sie sollte den Schelm nicht heraus lassen, so leb ihr das Leben wäre. Als es aber Abend geworden war und die Vögel von der Anstrengung beim Fliegen große Müdigkeit empfanden, so gingen sie mit Weib und Kind zu Bett. Die Ente allein blieb bei dem Mäuseloch stehen und blickte mit ihren großen Augen unverwandt hinein. Indessen war sie auch milde geworden und dachte „ein Auge launst du

wohl zu thun, du wachst ja noch mit dem an.
 kleine Bösewicht soll nicht aus seinem Loch herau-
 ste das eine Auge zu und schaute mit dem andern
 Mäuseloch. Der kleine Kerl guckte mit dem A-
 wollte wegwutschen, aber die Ente trat gleich dav-
 den Kopf wieder zurück. Dann that die Ente
 wieder auf und das andere zu, und wollte so d-
 abwechseln. Aber als sie das eine Auge wieder
 gaß sie das andere aufzuthun, und sobald die
 zu waren, schloß sie ein. Der kleine merkte
 schlüpfte weg.

Von der Zeit an darf sich die Ente nicht
 sehen lassen, sonst stich die andern Vögel blute
 zerzausen ihr das Fell. Sie fliegt nur zur Nacht
 aber und verfolgt die Mäuse, weil sie solche böse
 Auch der kleine Vogel läßt sich nicht gerne
 schlechtes es glüge ihm an den Krallen, wenn er
 Er schlüpft in den Bäumen herum, und wenn
 ist, ruft er wohl zuweilen „König bin ich!“ und
 uen ihn die andern Vögel aus Spott zannö-
 Niemand aber war froher als die Lerche, daß
 König nicht zu gehorchen brauchte. Wie sich die
 läßt, steigt sie in die Risse und ruft „ach, wo
 schön ist dat! schön! schön! ach, wo is dat schön!

172.

Die Scholle.

Die Fische waren schon lange unzufrieden
 nung in ihrem Reich herrschte. Ketner lehrte si-
 dern, schwamm rechts und links, wie es ihm ein-
 schen denen durch, die zusammenbleiben wollten
 ihnen den Weg, und der stärkere gab dem schw-
 Schlag mit dem Schwanz, daß er weit weg fuhr
 schlang ihr ohne weiteres. „Wie schön wäre es, w-
 König hätten, der Recht und Gerechtigkeit bei u-

ten sie, und vereinigten sich den zu ihrem Herrn zu wählen, der am schnellsten die Finten durchstreifen und dem Schwachen Hilfe bringen könnte.

Sie stellten sich also am Ufer zu Rasthe und Obed auf, und der Hecht gab mit dem Schwanz ein Zeichen, worauf sie alle zusammen ausbrachen. Wie ein Pfeil schoß der Hecht dahin und mit ihm der Perling, der Erbsindling, der Varsch, die Karpfe, und löse sie alle helfen. Auch die Scholle schwamm mit und hoffte das Ziel zu erreichen.

Ans einmal ertönte der Ruf „der Perling ist vor! der Perling ist vor.“ — „Wen is vör?“ schrie verblepft die platte mißgünstige Scholle, die weit zurückgeblieben war, „wen is vör?“ — „Der Perling, der Perling,“ war die Antwort. „De nackte Perling?“ rief die neidische, „de nackte Perling?“ Seit der Zeit steht der Scholle zur Strafe das Maul schief.

173.

Mohrdommel und Bledchopf.

„Wo weidet ihr eure Herde am liebsten?“ fragte einer einen alten Kuhhirten. „Hier, Herr, wo das Gras nicht zu fett ist und nicht zu mager; es thut sonst kein gut.“ — „Warum nicht?“ fragte der Herr. „Hört ihr dort von der Wiese her den dümpfen Ruf?“ antwortete der Hirt, „das ist der Mohrdommel, der war sonst ein Hirte und der Bledchopf war es auch. Ich will euch die Geschichte erzählen.“

Der Mohrdommel hütete seine Herde auf fetten grünen Wiesen, wo Blumen im Ueberfluth standen, davon wurden seine Kühe muthig und toll. Der Bledchopf aber trieb das Vieh auf hohe dürrer Berge, wo der Wind mit dem Sand spielt, und seine Kühe wurden mager und kamen nicht zu Kräften. Wenn es Abend war und die Hirten heimwärts trieben, konnte Mohrdommel seine Kühe nicht zusammenbringen, sie waren übermüthig und sperrten ihn davon. Er rief „bunt, herum“ (bunte Kuh, herum), doch vergebens, sie hörten nicht auf seinen Ruf. Bledchopf aber konnte sein Vieh nicht auf die Weide bringen,

so matt und kraftlos war es geworden. „Up, up, up!“ er, aber es half nicht, sie blieben auf dem Sand liegen geht's wenn man kein Maß hält. Noch heute, wo f Herde mehr hielten, schreih Drohdoumel „bunt, herllu der Bledehops „up, up, up!“

174.

Die Eule.

Vor ein paar hundert Jahren, als die Leute noch nicht so klug und verschmitzt waren, als sie heutzutage hat sich in einer kleinen Stadt eine seltsame Geschichte tragen. Von Ungefähr war eine von den großen Eulen man Schnitz nennt, aus dem benachbarten Walde bei sicher Welle in die Scheuer eines Wärgers geraten und sich, als der Tag anbrach, aus Furcht vor den andern die wenn sie sich blieben läßt, ein furchtbares Geschrei nicht toder aus ihrem Schlupfwinkel heraus. Als u Hausknecht morgens in die Scheuer kam um Stroh zu erschrak er bei dem Anblick der Eule, die da in einer so gewaltig, daß er fortließ und seinem Herrn anklünd. Ungeheuer, wie er Zeit seines Lebens keine erblickt hätte in der Scheuer, drehte die Augen im Kopf herum und einen ohne Umstände verschlingen. „Ich kenne dich“ sagte der Herr, „einer Amsel im Felde nachzujagen, da du Wirt genug, aber wenn du ein totes Huhn liegen so holst du die erst einen Stork, ehe du ihm nahe bist.“ Ich muß mir selbst einmal nahsehen was das für eine heuer ist,“ setzte der Herr hinzu, ging ganz tapfer zur Eule und blinnte näher. Als er aber das seltsame und seltsame Tier mit eigenen Augen sah, so geriet er in unruhigere Angst als der Knecht. Mit ein paar Sähen sprang er, lief zu seinen Nachbarn und bat sie stehenbleiben gegen ein unbekanntes und gefährliches Tier Vorstand zu ohuehlu könnte die ganze Stadt in Gefahr kommen, w aus der Scheuer, wo es saß, herausbräche. Es entstand

Lärm und Geschrei in allen Straßen: die Bürger kamen mit Spieß und Hengabeln, Sensen und Äxten bewaffnet herbei als wollten sie gegen den Feind ausziehen: zuletzt erschienen auch die Herren des Raths mit dem Bürgermeister an der Spitze. Als sie sich auf dem Markt geordnet hatten, zogen sie zu der Schenke und umringten sie von allen Seiten. Hierauf trat einer der beherztesten hervor und ging mit gefälltem Spieß hinein, kam aber gleich darauf mit einem Schrei und totenbleich wieder heraus gelaufen, und konnte kein Wort hervorbringen. Noch zwei andere wagten sich hinein, es erging ihnen aber nicht besser. Endlich trat einer hervor, ein großer starker Mann, der wegen seiner Kriegsthaten berühmte war, und sprach „mit bloßem Ansehen werdet ihr das Ungeheuer nicht vertreiben, hier muß Ernst gebraucht werden, aber ich sehe daß ihr alle zu Weibern geworden seid und keiner den Fuchs bekämpfen will.“ Er ließ sich Harnisch, Schwert und Spieß bringen, und rüstete sich. Alle rühmten seinen Mut, obgleich viele um sein Leben besorgt waren. Die beiden Schenkenkothore wurden aufgethan, und man erblickte die Gasse, die sich indessen in die Mitter auf einen großen Querbalken gesetzt hatte. Er ließ eine Leiter herbeibringen, und als er sie auflegte und sich bereitete hinaufzusteigen, so riefen ihm alle zu er solle sich männlich halten, und empfahlen ihn dem heiligen Georg, der den Drachen getödtet hatte. Als er bald oben war, und die Gasse sah daß er an sie wollte, auch von der Menge und dem Geschrei des Volks verwirrt war und nicht wußte wohinans, so verdrehte sie die Ringe, stränkte die Federn, sperrte die Zillgel auf, gruppelte mit dem Schnobel und ließ ihr schnhn, schnhn mit ranher Stimme hören. „Stoß zu, stoß zu!“ rief die Menge dransien dem tapfern Helden zu. „Wer hier stände, wo ich stehe,“ antwortete er, „der würde nicht stoß zu rufen.“ Er setzte zwar den Fuß noch eine Staffel höher, dann aber fing er an zu zittern und machte sich halb ohnmächtig auf den Rückweg.

Nun war keiner mehr übrig, der sich in die Gefahr hätte begeben wollen. „Das Ungeheuer,“ sagten sie, „hat den stärk-

sein Mann, der unter uns zu finden war, durch sein Gnapp und Auhacken alleu vergiftet und tödtlich verwundet, soll wir andern auch unser Leben in die Schanze schlagen?" Er rathschlachten was zu thun wäre, wenn die ganze Stadt nicht sollte zu Grunde gehen. Lange Zeit schien alles vergeblich bis endlich der Bürgermeister einen Ausweg fand. „Meine Meinung geht dahin," sprach er, „dass wir aus gemeinem Säckel diese Scheuer samt allem, was darin liegt, Getreide Stroh und Heu, dem Eigenthümer bezahlen und ihn schadlos halten, dann aber das ganze Gebäude und mit ihm das strotzliche Tier abbrennen, so braucht doch niemand sein Leben daran zu setzen. Hier ist keine Gelegenheit zu sparen, und Ansehen wäre selbst angewendet." Alle stimmten ihm bei. Also ward die Scheuer an vier Ecken angezündet, und mit ihr die Eule jämmerlich verbrannt. Wer's nicht glauben will, der gehe hin und frage selbst nach.

175.

Der Mond.

Vorzeiten gab es ein Land, wo die Nacht immer dauerte und der Himmel wie ein schwarzes Tuch darüber gebreitet war, denn es ging dort niemals der Mond auf, und kein Stern blinkte in der Finsternis. Bei Erschaffung der Welt hatte der mächtige Licht ausgerichtet. Aus diesem Land gingen einmal vier Bursche auf die Wanderschaft und gelangten in ein anderes Reich, wo abends, wenn die Sonne hinter den Berg verschwunden war, auf einem Eichbaum eine leuchtende Stern stand, die wohl und breitet ein sanftes Licht ausgoß. Man konnte dabei alles wohl sehen und unterscheiden, wenn es auch nicht so glänzend wie die Sonne war. Die Wanderer standen still und fragten einen Bauer, der da mit seinem Wagen vorbeifuhr, was das für ein Licht sei. „Das ist der Mond," antwortete dieser, „unser Schultheiß hat ihn für drei Thaler gekauft und an den Eichbaum befestigt. Er muß täglich

ansgesehen und ihn sehr erhasen, damit er immer hell brennt. Dalkr erhält er von uns wöchentlch einen Thaler."

Als der Bauer weggefahren war, sagte der eine von ihnen „diese Lampe können wir brauchen, wir haben dakein einen Eichenbaum, der eben so groß ist, daran können wir sie hängen. Was für eine Freude, wenn wir nachts nicht in der Finsternis herumtappen!" — „Wißt ihr was?" sprach der zweite, „wir wollen Wagen und Pferde holen und den Mond wegführen. Sie können sich hier einen andern kaufen." — „Ich kann gut Klettern," sprach der dritte, „ich will ihn schon herunter holen." Der vierte brachte einen Wagen mit Pferden herbei, und der dritte stieg den Baum hinauf, bohrte ein Loch in den Mond, zog ein Seil hindurch und ließ ihn herab. Als die glänzende Kugel auf dem Wagen lag, deckten sie ein Tuch darüber, damit niemand den Raub bemerken sollte. Sie brachten ihn glücklch in ihr Land und stellten ihn auf eine hohe Elche. Alte und junge freuten sich, als die neue Lampe ihr Licht über alle Felder leuchten ließ und Stuben und Kammern damit erhellte. Die Ahrvege kamen aus den Felsenhöhlen hervor, und die kleinen Wichtelmänner tanzten in ihren roten Wöckchen auf den Wiesen den Ringeltanz.

Die vier versorgten den Mond mit Öl, putzten den Dackl und erhellten wöchentlch ihren Thaler. Aber sie wurden alle Greise, und als der eine erkrankte und seinen Tod voraus sah, verordnete er daß der vierte Theil des Mondes als sein Eigenthum ihm mit in das Grab sollte gegeben werden. Als er gestorben war, stieg der Schmeißel auf den Baum und schnitt mit der Fedenschere ein Viertel ab, das in den Sarg gelegt ward. Das Licht des Mondes nahm ab, aber noch nicht merklich. Als der zweite starb, ward ihm das zweite Viertel mitgegeben und das Licht minderte sich. Noch schwächer ward es nach dem Tod des dritten, der gleichfalls seinen Theil mitnahm, und als der vierte ins Grab kam, trat die alte Finsternis wieder ein. Wenn die Leute abends ohne Laterne ausgehen, stieken sie mit den Köpfen zusammen.

Als aber die Seele des Monchs in der Unterwelt sich der vereinigten, so wurden dort, wo immer Dunkelheit herrscht hatte, die Toten unruhig und erwachten aus Schlaf. Sie erkannten als sie wieder sehen konnten Mondlicht war ihnen genug, denn ihre Augen waren so feig geworden, daß sie den Glanz der Sonne nicht ertragen konnten. Sie erhoben sich, wurden lustig und nahmen ihre alte Lebensweise wieder an. Ein Teil gieng zum Spiel und Tanz; andere ließen in die Wirthshäuser, wo sie Wein forderten betranken, tobten und zankten, und endlich ihre Kusttel hoben und sich prellgosten. Der Lärm ward immer ärger drang endlich bis in den Himmel hinauf.

Der heilige Petrus, der das Himmelssthor bewacht, als die Unterwelt wäre in Unruhe geraten und rief die himmlischen Heerscharen zusammen, die den bösen Feind, welcher mit seinen Gefellen den Aufenthalt der Seligen stören und zerstreuen sollten. Da sie aber nicht kamen, so setzte er auf sein Pferd und ritt durch das Himmelssthor hinab in die Unterwelt. Da brachte er die Toten zur Ruhe, ließ sie wieder in ihre Gräber legen und nahm den Mond mit dem er oben am Himmel aufging.

179.

Die Lebenszeit.

Als Gott die Welt geschaffen hatte und allen Thieren ihre Lebenszeit bestimmen wollte, kam der Esel und sprach, „Herr, wie lange soll ich leben?“ — „Dreißig Jahre,“ antwortete Gott, „ist dir das recht?“ — „Ach Herr,“ erwiderte der Esel, „das ist eine lange Zeit. Bedenke mein mühsames Dasein: von Morgen bis in die Nacht schwere Lasten und Kornsäcke in die Wädhle schleppen, damit andere das Brot mit nichts als mit Schlägen und Fußtrittten ermuntern aufgefressen zu werden! erlaß mir einen Theil der langen Zeit.“ Da erbarmte sich Gott und schenkte ihm achtzehn Jahre. Esel gieng getrübt weg und der Hund erschien. „Wie

„wollst du leben?“ sprach Gott zu ihm, „dem Esel sind dreißig Jahre zu viel, du aber wirst damit zufrieden sein.“ — „Herr,“ antwortete der Hund, „ist das dein Wille? bedenke was ich kaufen muß, das halten meine Felle so lange nicht aus; und habe ich erst die Stimme zum Wollen verloren und die Zähne zum Beißen, was bleibst mir übrig als aus eurer Gasse in die andere zu laufen und zu knurren?“ Gott sah das er recht hatte und erließ ihm zwölf Jahre. Darauf kam der Affe. „Du wollst wohl gerne dreißig Jahre leben?“ sprach der Herr zu ihm, „du brauchst nicht zu arbeiten, wie der Esel und der Hund, und bist immer guter Dinge.“ — „Ach Herr,“ antwortete er, „das sieht so aus, ist aber anders. Wenn's Pfirschen- und Apfeln-Regen regnet, habe ich keinen Kaffee. Ich soll immer lustige Streiche machen, Gesichter schneiden damit die Leute lachen, und wenn sie mir einen Apfel reichen und ich beiße hinein, so ist er sauer. Wie oft steht die Traurigkeit hinter dem Spitz! Dreißig Jahre halte ich das nicht aus.“ Gott war gnädig und schenkte ihm zehn Jahre.

Endlich erschien der Mensch, war freundlich, gesund und frisch und bat Gott ihm seine Zeit zu bestimmen. „Dreißig Jahre sollst du leben,“ sprach der Herr, „ist dir das genug?“ — „Welch eine kurze Zeit!“ rief der Mensch, „wenn ich mein Haus gebaut habe, und das Feuer auf meinem eigenen Herde brennt; wenn ich Bäume gepflanzt habe, die blühen und Früchte tragen, und ich meines Lebens froh zu werden gedanke, so soll ich sterben! o Herr, verlängere meine Zeit.“ — „Ich will dir die achtzehn Jahre des Esels zulegen“ sagte Gott. „Das ist nicht genug“ erwiderte der Mensch. „Du sollst auch die zwölf Jahre des Hundes haben.“ — „Nimmer noch zu wenig.“ — „Wohlan,“ sagte Gott, „ich will dir noch die zehn Jahre des Affen geben, aber mehr erhältst du nicht.“ Der Mensch ging fort, war aber nicht zufrieden gestellt.

Also lebt der Mensch siebenzig Jahr. Die ersten dreißig sind seine menschlichen Jahre, die gehen schnell dahin; da ist er gesund, heiter, arbeitet mit Lust und freut sich seines Da-

seins. Hieranf folgen die achtzehn Jahre des Esels, da wirt ihm eine Last nach der andern aufgelegt: er muß das Korn tragen, das andere nährt, und Schläge und Tritte sind der Lohn seiner treuen Dienste. Dann kommen die zwölf Jahre des Hundes, da liegt er in den Ecken, harrt und hat keine Zähne mehr zum Beißen. Und wenn diese Zeit vorüber ist, so machen die zehn Jahre des Affen den Beschluß. Da ist der Mensch schwachköpfig und närrisch, treibt alberne Dinge und wird ein Spott der Kinder.

177.

Die Waten des Todes.

Vor alten Zeiten wanderte einmal ein Miese auf der großen Landstraße, da sprang ihm plötzlich ein unbekannter Mann entgegen und rief „halt! keinen Schritt weiter!“ — „Was,“ sprach der Miese, „du Micht, den ich zwischen den Fingern zerdrücken kann, du willst mir den Weg verketen? Wer bist du, daß du so lech reden darfst?“ — „Ich bin der Tod,“ erwiderte der andere, „mir widersteht niemand, und auch du mußt meinen Befehlen gehorchen.“ Der Miese aber weigerte sich und slug an mit dem Tode zu ringen. Es war ein langer heftiger Kampf, zuletzt behielt der Miese die Oberhand und sching den Tod mit seiner Faust nieder, daß er neben einen Stein zusammensank. Der Miese ging seiner Wege, und der Tod lag da besiegt und war so kraftlos, daß er sich nicht wieder erheben konnte. „Was soll daraus werden,“ sprach er, „wenn ich da in der Erde liegen bleibe? es stirbt niemand mehr auf der Welt, und sie wird so mit Menschen angefüllt werden, daß sie nicht mehr Platz haben nebeneinander zu stehen.“ Indem kam ein junger Mensch des Wegs, frisch und gesund, sang ein Lied und warf seine Augen hin und her. Als er den Gasbottmüchtigen erblickte, ging er mittheilig heran, richtete ihn auf, stößte ihm aus seiner Flasche einen stärkenden Trank ein und wartete bis er wieder zu Kräften kam. „Welch du auch,“ sagte der Fremde, indem er sich aufrichtete. „wer

Ich bin, und wenn du wieder auf die Beine gehst hast?" — "Nein," antwortete der Jüngling, „ich kenne dich nicht.“ — „Ich bin der Tod," sprach er, „ich verschone niemand und kann auch mit dir keine Ausnahme machen. Damit du aber siehst daß ich dankbar bin, so verspreche ich dir daß ich dich nicht unbesehen überfallen sondern dir erst meine Boten senden will, bevor ich komme und dich abhole.“ — „Wohlan," sprach der Jüngling, „immer ein Gewinn, daß ich weiß wann du kommst und so lange wenigstens sicher vor dir bin.“ Dann zog er weiter, war lustig und guter Dinge und lebte in den Tag hinein. Allein Jugend und Gesundheit hielten nicht lange aus, bald kamen Krankheiten und Schmerzen, die ihn bei Tag plagten und ihn nachts die Ruhe raegnahmen. „Sterben werde ich nicht," sprach er zu sich selbst, „denn der Tod sendet erst seine Boten, ich wollte mir die bösen Tage der Krankheit wären erst vorüber.“ Sobald er sich gesund fühlte, sang er wieder an in Freuden zu leben. Da klappte ihn eines Tages jemand auf die Schulter: er blickte sich um, und der Tod stand hinter ihm und sprach „folge mir, die Stunde deines Abschieds von der Welt ist gekommen.“ — „Wie," antwortete der Mensch, „wirst du dein Wort brechen? hast du mir nicht versprochen daß du mir, bevor du selbst kämest, deine Boten senden wollest? Ich habe keinen gesehen.“ — „Schweig," erwiderte der Tod, „habe ich dir nicht einen Boten über den andern geschickt? kam nicht das Fieber, ließ dich an, kitzelte dich und warf dich nieder? hat der Schlafwandel dir nicht den Stopf bekümbt? zuckte dich nicht die Wicht in allen Gliedern? brannte dir's nicht in den Ohren? nagte nicht der Zahnschmerz in deinen Backen? ward dir's nicht dunkel vor den Augen? über das alles, hat nicht mein selblicher Brender, der Schlaf, dich jeden Abend an mich erinnert? sagst du nicht in der Nacht, als kämst du schon gestorben?" Der Mensch wußte nichts zu erwidern, ergab sich in sein Geschick und ging mit dem Tode fort.

178.

Meister Pschem.

Meister Pschem war ein kleiner bagerer aber leblicher Mann, der keinen Augenblick Ruhe hatte. Sein Gesicht, dem nur die aufgeschwollene Nase vorragte, war podennarbig leichenblau, sein Haar grau und struppig, seine Augen aber sie blickten unaufhörlich rechts und links hin. Er merkte alles, tadelte alles, wußte alles besser und hatt allem Recht. Ging er auf der Straße, so rüderte er h mit beiden Armen, und einmal schlug er einem Mädchen, Wasser trug, den Eimer so hoch in die Luft, daß er davon begossen ward. „Schafst du,“ rief er ihr zu linden sich schüttelte, „konntest du nicht sehen daß ich hinter die kam?“ Seines Handwerks war er ein Schuster, und w er arbeitete, so fuhr er mit dem Draht so gewaltig aus, er jedem, der sich nicht weit genug in der Ferne hielt, Faust in den Leib pieß. Kein Gefelle blieb länger als ei Monat bei ihm, denn er hatte an der besten Werkstatt ein etwas anzusehen. Bald waren die Stiche nicht gleich, t war ein Schnitt länger, bald ein Absatz höher als der and bald war das Leder nicht glücklich geschlagen. „War sagte er zu den Lehrlingen, „ich will die schon zeigen man die Haut welch schlägt,“ hotte den Kleinen und gab i ein paar Glöbe über den Rücken. Fankenger nannte er sie e Er selber brachte aber doch nicht viel vor sich, weil er in Werkstatt stunde ruhig sitzen blieb. War seine Frau selbhinorg aufgestanden und hatte Feuer angezündet, so sprang er i dem Weib und fies mit bloßen Füßen in die Stiche. „W ihr mit das Haus anzünden?“ schrie er, „das ist ja ein Fei daß man einen Ochsen dabei braten könnte! oder kostet i Holz etwa kein Geld?“ Standen die Mägde am Waschlachten und erzählten sich was sie wußten, so schalt er sie a „da stehen die Wänsche und schnatzen und vergessen über d

Geschwätz ihre Arbeit. Und wozu die felsche Eelse? heillose Verschwendung und obendrein eine schändliche Krankheit: sie wollen die Hände schonen und das Zeug nicht ordentlich reiben.“ Er sprang fort, stieß aber einen Eimer voll Lauge um, so daß die ganze Straße überfluthet ward. Wachtete man ein neues Haus an, so ließ er aus Fenster und sah zu. „Da vernahm ich sie wieder den roten Sandstein,“ rief er, „der niemals anstrocknet; in dem Haus bleibt kein Mensch gesund. Und seht einmal wie schlecht die Gesellen die Steine aufsetzen. Der Meißel tangt auch nichts: Alles muß hinheln, nicht Sand. Ich erlebe noch daß den Leuten das Haus über den Kopf zusammenfällt.“ Er setzte sich und that ein paar Stiche, dann sprang er wieder auf, hatte sein Schmerzfell los und rief „ich will mir hinhins und den Menschen ins Gewissen reden.“ Er geriet aber an die Zimmerleute. „Was ist das?“ rief er, „Ihr hant ja nicht nach der Schmir. Meint ihr die Balken würden gerade stehen? es weicht einmal alles aus den Fugen.“ Er riß einem Zimmermann die Art aus der Hand und wollte ihm zeigen wie er hanteln sollte, als aber ein mit Lehm beladener Wagen herangefahren kam, warf er die Art weg und sprang zu dem Bauer, der neben her ging. „Ihr seid nicht recht bei Trost,“ rief er, „wer spannt junge Pferde vor einen schwer beladenen Wagen? die armen Thiere werden Euch am dem Platz umfallen.“ Der Bauer gab ihm keine Antwort, und Peleem ließ vor Reiter in seine Werkstätte zurück. Als er sich wieder zur Arbeit setzen wollte, riefte ihm der Lehrling einen Schuß. „Was ist das wieder?“ schrie er ihn an, „habe ich euch nicht gesagt ihr solltet die Schenke nicht so weit ausschneiden? wer wird einen solchen Schuß laufen an dem fast nichts ist als die Sohle? ich verlange daß meine Pfeife ohne Mangelhaft besetzt werden.“ — „Meister,“ antwortete der Lehrling, „Ihr mögt wohl recht haben, daß der Schuß nichts tangt, aber es ist derselbe, den Ihr zugeschnitten und selbst in Arbeit genommen habt. Als Ihr vorherhin aufgesprungen seid, habt Ihr ihn vom Tisch herabgeworfen, und

ich habe ihn nur aufgehoben. Auch könnte es aber e vom Himmel nicht recht machen."

Meister Psriem träumte in einer Nacht er wäre und befände sich auf dem Weg nach dem Himmel. anlangte, klopfte er heftig an die Pforte: „es wundet sprach er, „doh sie nicht einen Kling am Thor hab: klopft sich die Knöchel wund.“ Der Apostel Petrus und wollte sehen wer so ungesittin Einlaß begehrte. „selb's, Meister Psriem,“ sagte er, „ich will Euch mohl aber ich warne Euch daß Ihr von Eurer Gewohnheit ab nichts tadelt, was Ihr im Himmel seht: es könnte E bekommen.“ — „Ihr hättet Euch die Ermahnung spa nen,“ erwiderte Psriem, „ich weiß schon was sich hie hler ist, Gott sei Dank, alles vollkommen und nichts zu wie auf Erden.“ Er trat also ein und ging in der Männen des Himmels auf und ab. Er sah sich na und links, schüttelte ober zuwelsen mit dem Kopf oder b etwas vor sich hin. Indem erblickte er zwei Engel, d Vallen wegstengen. Es war der Vallen, den einer t gehabt hatte, während er nach dem Spitter in den anderer suchte. Sie trugen aber den Vallen nicht de nach, sondern quer. „Hat man je einen solchen V gesehen?“ dachte Meister Psriem; doch schweig er und zufrieden: „es ist im Grunde einerlei, wie man den trägt, gerade aus oder quer, wenn man nur damit durch und wahrhaftig ich sehe sie stoßen uliegend an.“ Bald erblickte er zwei Engel, welche Wasser aus einem Brun ein Faß schöpften, zugleich bemerkte er, daß das Faß lchert war und das Wasser von allen Seiten heransickte trankten die Erde mit Regen. „Alle Pöge!“ plachte er besann sich aber glücklicherweise und dachte „vielleicht ist's Zeitvertreib; macht's einem Spaß, so kann man der unnlige Dinge thun, zumal hier im Himmel, wo mei ich schon bemerkt habe, doch nur fautenzt.“ Er ging und sah einen Wagen, der in einem tiefen Loch steet

blieben war. „Kein Wunder,“ sprach er zu dem Mann, der dabei stand, „wer wird so unvernünftig aufladen? was habt Ihr da?“ — „Fronime Wünsche,“ antwortete der Mann, „ich konnte damit nicht auf den rechten Weg kommen, aber ich habe den Wagen noch glücklich heraus geschoben, und hier werden sie mich nicht sterken lassen.“ Wirklich kam ein Engel und spannte zwei Pferde vor. „Ganz gut,“ meinte Psilem, „aber zwei Pferde bringen den Wagen nicht herans, viere müssen wenigstens davor.“ Ein anderer Engel kam und führte noch zwei Pferde herbei, spannte sie aber nicht vorn sondern hinten an. Das war dem Meister Psilem zu viel. „Taspatich,“ brach er los, „was machst du da? hat man je, so lange die Welt steht, auf diese Weise einen Wagen herausgezogen? da meinen sie aber in ihrem dinkelhastigen Übermuth alles besser zu wissen.“ Er wollte weiter reden, aber einer von den Himmelsbewohnern hatte ihn am Stragen gepackt und schob ihn mit unwiderstehlicher Gewalt hinaus. Hinter der Pforte drehte der Meister noch einmal den Kopf nach dem Wagen und sah wie er von vier Hülfpferden in die Höhe gehoben ward.

In diesem Augenblick erwachte Meister Psilem. „Es geht freilich im Himmel etwas anders her als auf Erden,“ sprach er zu sich selbst, „und da läßt sich manches entschuldigen, aber wer kann geduldig mit ansehen daß man die Pferde zugleich hinten und vorn onspannt? freilich sie hatten Hülfpferd, aber wer kann das wissen? Es ist übrigens eine gewaltige Dummheit Pferde, die vier Beine zum Laufen haben, noch ein paar Hülfpferd anzuhetzen. Aber ich muß aufstehen, sonst machen sie mir im Haus lauter verkehrtes Zeug. Es ist mir ein Willk, daß ich nicht wirklich gestorben bin.“

179.

Die Wünschirtin am Brunn.

Es war einmal ein schmales Miltterchen, das lebte mit seiner Herde Wäse in einer Einöde zwischen Bergen und hatte da ein kleines Haus. Die Einöde war von einem großen

Wald umgeben, und jeden Morgen nahm die Alte ihre Kr und wackelte in den Wald. Da war aber das Mitter ganz geschäftig, mehr als man ihm bei seinem hohen Jah zugetraut hatte, sammelte Gras für seine Gänse, brach sich wilde Obst ab, so weit es mit den Händen reichen konnte, trug alles auf seinem Rücken heim. Man hätte meinen sol die schwere Last müßte sie zu Boden drücken, aber sie bra sie immer glücklich nach Hans. Wenn ihr jemand begeg so grüßte sie ganz freundlich, „guten Tag lieber Landsmai heute ist schönes Wetter. Ja, Ihr wundert Euch daß ich i Gras schleppe, aber jeder muß seine Last auf den Rücken m men.“ Doch die Leute begegneten ihr nicht gerne und nahm lieber einen Umweg, und wenn ein Vater mit seinem Knat an ihr vorüberging, so sprach er leise zu ihm „nimmi dich acht vor der Alten, die hat's jauchend hinter den Ohren ist eine Hexe.“

Eines Morgens ging ein hübscher junger Mann durch d Wald. Die Sonne schien hell, die Vögel sangen, und e süßes Ristchen strich durch das Laub, und er war voll Freu und Lust. Noch war ihm kein Mensch begegnet, als er plö lich die alte Hexe erblickte, die am Boden auf den Knien se und Gras mit einer Sichel abschneht. Eine ganze Last hat sie schon in ihr Tragloch geschoben und daneben standen zu Stöße, die mit wilden Blumen und Äpfeln angefüllt warei „Aber Mitterchen,“ sprach er, „wie kannst du das alles for schaffen?“ — „Ich muß sie tragen, lieber Herr,“ antwortete sie, „reicher Leute Kinder brauchen es nicht. Aber beim Hans heißt's

Schau dich nicht um,
Dein Buckel ist krumm

„Wollt Ihr mir helfen?“ sprach sie, als er bei ihr stehen blieb, „Ihr habt noch einen geraden Rücken und junge Beine es wird Euch ein Leichtes sein. Auch ist mein Hans nicht s weit von hier: hinter dem Berge dort steht es auf einer Halde Wie bald seid Ihr da hinaufgesprungen.“ Der junge Mann

empfangt Mitteldein mit der Alte, „zwar ist mein Vater kein Bauer,“ antwortete er, „sondern ein reicher Graf, aber damit Ihr seht daß die Bauern nicht allein tragen können, so will ich Euer Blindel aufnehmen.“ — „Wollt Ihr's versuchen,“ sprach sie, „so soll mir's lieb sein. Eine Stunde weit werdet Ihr freilich gehen müssen, aber was macht Euch das aus! Dort die Äpfel und Birnen müßt Ihr auch tragen.“ Es kam dem jungen Grafen doch ein wenig bedenklich vor, als er von einer Stunde Wegs hörte, aber die Alte ließ ihn nicht wieder los, packte ihm das Tragtnsch auf den Rücken und hing ihm die beiden Körbe an den Arm. „Seht Ihr, es geht ganz leicht,“ sagte sie. „Nein es geht nicht leicht“ antwortete der Graf und machte ein schmerzliches Gesicht, „der Blindel drückt ja so schwer, als wären lauter Wackersteme darin, und die Äpfel und Birnen hoben ein Gewicht, als wären sie von Blei; ich kann kaum atmen.“ Er hatte Eust alles wieder abzutragen, aber die Alte ließ es nicht zu. „Seht einmal,“ sprach sie spöttisch, „der junge Herr will nicht tragen was ich alte Frau schon so oft fortgeschleppt habe. Mit schönen Worten sind sie bei der Hand, aber wenn's Ernst wird, so wollen sie sich aus dem Staub machen. Was steht Ihr da,“ fuhr sie fort, „und zaudert, hebt die Behne auf. Es nimmt Euch niemand den Blindel wieder ab.“ So lange er auf ebener Erde ging, war's noch auszuhalten, aber als sie an den Berg kamen und steigen mußten, und die Steine hinter seinen Füßen hinabrollten, als wären sie lebendig, da ging's über seine Kräfte. Die Schweißtropfen standen ihm auf der Stirne und kiesen ihn bald heiß bald kalt über den Rücken hinab. „Mütterchen,“ sagte er, „ich kann nicht weiter, ich will ein wenig ruhen.“ — „Nichts da,“ antwortete die Alte, „wenn wir angelangt sind, so könnt Ihr ausruhen, aber jetzt müßt Ihr vorwärts. Wer weiß wozu Euch das gut ist.“ — „Alte, du wirst mich verschäimt,“ sagte der Graf und wollte das Tragtnsch abwerfen, aber er bemühte sich vergeblich: es hing so fest an seinem Rücken, als wenn es angewachsen wäre. Er drehte und wend-

dete sich, aber er konnte es nicht wieder los werden. Die
 tachte dazu und sprang ganz vergallt auf ihrer sechste h
 „Exilirt Euch nicht, lieber Herr," sprach sie, „Ihr werdet
 so rot im Gesicht, wie ein Zinshahn. Tragt Euren Mi
 mit Geduld, wenn wir zu Hause angekommen sind, so wi
 Euch schon ein gutes Erntgeld geben." Was wollte er man
 er mußte sich in sein Schicksal fügen und geduldig hinh
 Alten hersehelen. Sie schlen immer stinker zu werden
 ihm seine Last immer schwerer. Auf einmal that sie
 Satz, sprang auf das Tragtuch und setzte sich oben da
 wie zaudilte sie war, so hatte sie doch mehr Gewicht al
 dlaste Bauerndirne. Drau Säugling zitterten die Äste,
 wenn er nicht fortkam, so schlug ihn die Alte mit einer
 und mit Brenneisen auf die Kehle. Unter beständigem
 fleg er den Berg hinauf und langte endlich bei dem
 der Alten an, als er eben niedersinken wollte. Als die
 die Alte erblickten, streckten sie die Hülfe in die Höhe
 die Hülfe voraus, ließen ihr entgegen und schrieen ihr „It
 wolle." Hinter der Herde mit einer Dinte in der Hand
 eine bejahrte Dirne, stark und groß, aber häßlich wie
 Nacht. „Frau Mutter," sprach sie zur Alten, „ist Euch et
 begegnet? Ihr seid so lange ausgeblieben." — „Wahre, u
 Töchterchen," erwiderte sie, „mir ist nichts Neues begegnet,
 Gegenteil der liebe Herr da hat mir meine Last getragen; i
 dir, als ich milde war, hat er mich selbst noch auf den All
 genommen. Der Weg ist mir auch gar nicht lang genom
 wir sind lustig gewesen und haben immer Spaß mitgem
 gemacht." Endlich rutschte die Alte herab, nahm den jun
 Mann den Bündel vom Rücken und die Kröte vom Arm,
 ihn ganz freundlich an und sprach „nun setzt Euch auf
 Bank vor die Thüre und ruht Euch aus. Ihr habt Ei
 Lohn redlich verdient, der soll auch nicht ausbleiben." Da
 sprach sie zu der Gänsehirtin „geh du ins Haus hinein, u
 Töchterchen, es schickt sich nicht daß du mit einem jungen He
 allein bist, man muß nicht Ol ins Feuer geben; er tön

sich in dich verlieben.“ Der Graf lauschte nicht ob er weinen oder lachen sollte. „Solch ein Schätzchen,“ dachte er, „und wenn es dreißig Jahre klager wäre, könnte doch mein Herz nicht rsthren.“ Indessen hätschelte und streichelte die Alte ihre Gänse wie Kinder und ging dann mit ihrer Tochter in das Haus. Der Jüngling streckte sich auf die Bank unter einem wilden Apfelbaum. Die Lust war ihm und mild: rings umher breiteten sich eine grüne Wiese aus, die mit Stimmelschiffeln, wildem Thymian und tausend andern Blumen übersät war: mitten durch rauschte ein klarer Bach, auf dem die Sonne glitzerte: und die weißen Gänse gingen auf und ab spazieren oder pudelten sich im Wasser. „Es ist recht lieblich hier,“ sagte er, „aber ich bin so mild, daß ich die Augen nicht aufbehalten mag: ich will ein wenig schlafen. Wenn mir kein Windstoß kommt und bläst mir meine Decke vom Leib weg, denn sie sind nicht wie Kinder.“

Als er ein Weilschen geschlafen hatte, kam die Alte, und schüttelte ihn laach. „Steh auf,“ sagte sie, „hier kannst du nicht bleiben. Freilich habe ich dir's sauer genug gemacht, aber das Leben hat's doch nicht gelöst. Jetzt laß ich dir deinen Lohn geben, Geld und Gut brauchst du nicht, da hast du etwas anderes.“ Damit steckte sie ihm ein Wilslein in die Hand, das aus einem einzigen Sinaragd geschnitten war. „Verwahr's wohl,“ setzte sie hinzu, „es wird dir Glück bringen.“ Der Graf sprang auf, und da er sthkte daß er ganz frisch und wieder bei Kräften war, so dankte er der Alten für ihr Geschenk und machte sich auf den Weg ohne nach dem schönen Töchterchen auch nur einmal umzublicken. Als er schon eine Strecke weg war, hörte er noch aus der Ferne das lustige Geschrei der Gänse.

Der Graf umftete drei Tage in der Wildnis herumtoren, ehe er sich herausfinden konnte. Da kam er in eine große Stadt, und laß ihn niemand konnte, ward er in das königliche Schloß geführt, wo der König und die Königin auf dem Thron sahen. Der Graf ließ sich auf ein Knie nieder, zag

das smaragdene Gefäß aus der Tasche und legte es der Königin zu Füßen. Sie ließ ihn aufstehen und er mußte das Blickstein hinaus reichen. Kann aber hatte sie es geöffnet und hineingeblüht, so fiel sie wie tot zur Erde. Der Er ward von den Dienern des Königs festgehalten und sollte das Gefängnis geführt werden, da schlug die Königin die Kugel auf und rief sie sollten ihn frei lassen, und jedermann soll hinaus gehen, sie wollte insgeheln mit ihm reden.

Als die Königin allein war, sang sie bitterlich an zu weinen und sprach „was hilft mir Glanz und Ehre, die mich umgeben jeden Morgen erwache ich mit Sorgen undummer. Ich hab drei Töchter gehabt, davon war die jüngste so schön, daß alle Welt ihr ein Wunder hielt. Sie war so weiß wie Schnee so rot wie Aepfelblüthe, und ihr Haar so glänzend wie Sonnenstrahlen. Wenn sie weinte so fielen nicht Thränen aus ihre Augen, sondern lauter Perlen und Edelsteine. Als sie ein zehn Jahr alt war, da ließ der König alle drei Schwestern vor seinen Thron kommen. Da hätten Ihr sehen sollen was die Leute für Augen machten, als die jüngste eintrat, es war als wenn die Sonne aufging. Der König sprach „meine Töchter ich weiß nicht wann mein letzter Tag kommt, ich will heut bestimmen, was eine jede nach meinem Tode erhalten soll Ihr alle habt mich lieb, aber welche mich von euch am liebsten hat, die soll das beste haben.“ Jede sagte sie hätte ihn am liebsten. „Nimmt Ihr mir's nicht ausdrücken,“ erwiderte der König, „wie lieb Ihr mich habt? daran werde ich's sehen wie Ihr's meint.“ Die Älteste sprach, „ich habe den Vater so lieb wie den süßesten Zucker.“ Die zweite „ich habe den Vater so lieb wie mein schönstes Kleid.“ Die jüngste aber schwieg. Da fragte der Vater „und du, mein liebstes Kind, wie lieb hast du mich?“ — „Ich weiß es nicht,“ antwortete sie, „und kann meine Liebe mit nichts vergleichen.“ Aber der Vater bestand darauf, sie mußte etwas nennen. Da sagte sie endlich „du beste Speise schmeckt mir nicht ohne Salz, darnin habe ich den Vater so lieb wie Salz.“ Als der König das hörte, geriet er

in Zorn und sprach „wenn du mich so liebst, als Salz, so soll deine Liebe auch mit Salz belohnt werden.“ Da teilte er das Reich zwischen den beiden Ältesten, der Jüngsten aber ließ er einen Sack mit Salz auf den Rücken binden, und zwei Knechte mußten sie hinaus in den wilden Wald führen. „Wir haben alle für sie gefleht und gebeten,“ sagte die Königin, „aber der Zorn des Königs war nicht zu erweichen. Wie hat sie geweint, als sie uns verlassen mußte! der ganze Weg ist mit Perlen besät worden, die ihr aus den Augen gestossen sind. Den König hat bald hernach seine große Gärte gereut und hat das arme Kind in dem ganzen Wald suchen lassen, aber niemand konnte sie finden. Wenn ich denke daß sie die wilden Tiere gefressen haben, so weiß ich mich vor Traurigkeit nicht zu fassen; manchmal tröste ich mich mit der Hoffnung, sie sei noch am Leben und habe sich in einer Höhle versteckt oder bei milden Menschen Schutz gefunden. Aber stellt Euch vor, als ich Euer Smaragdblickstein anzwachte, so lag eine Perle darin, gerade der Art, wie sie weiterer Tochter aus den Augen gestossen sind, und da könnt Ihr Euch vorstellen wie mir der Augenblick das Herz bewegt hat. Ihr sollt mir sagen wie Ihr zu der Perle gekommen seid.“ Der Graf erzählte ihr daß er sie von der Alte im Walde erhasht hätte, die ihm nicht geheuer vorgekommen wäre, und eine Perle sehr mißte; von ihrem Kinde aber hätte er nichts gehört und gesehen. Der König und die Königin faßten den Entschluß die Alte aufzusuchen; sie dachten, wo die Perle gewesen wäre, da müßten sie auch Nachricht von ihrer Tochter finden.

Die Alte saß draußen in der Glutde bei ihrem Splurad und spann. Es war schon dunkel geworden, und ein Span, der unten am Herd brannte, gab ein sparsames Licht. Auf einmal ward's draußen laut, die Gänge kamen heim von der Weide und ließen ihr heiseres Gefreisch hören. Bald hernach trat auch die Tochter herein. Aber die Alte dankte ihr kaum und schüttelte nur ein wenig mit dem Kopf. Die Tochter setzte sich nieder, nahm ihr Splurad und drehte den Faden so flüß

wie ein junges Mädchen. So saßen beide zwei Stunden, und sprachen kein Wort miteinander. Endlich raschelte etwas am Fenster und zwei feurige Mitternachtsmännchen glaskten herein. Es war eine alte Nachtwaise, die dreimal ihn schrie. Die Alte schaute nur ein wenig in die Höhe, dann sprach sie „Ist's Helt, Töchterchen, daß du hinaus gehst, du deine Arbeit.“

Sie stand auf und ging hinaus. „Wo ist sie denn hingegangen?“ über die Wiesen immer weiter bis in das Thal. Endlich kam sie zu einem Brunn, bei dem drei alte Eichenbäume standen. Der Mond war indessen rund und groß über dem Berg aufgestiegen, und es war so hell, daß man eine Stachnadel hätte finden können. Sie zog eine Haut ab, die auf ihrem Gesicht lag, blühte sich dann zu dem Brunn und stieg an sich zu waschen. Als sie fertig war, tauchte sie auch die Haut in das Wasser, und legte sie dann auf die Wiese, damit sie wieder im Morgenschein bleichen und trocknen sollte. Aber wie war das Mädchen verwandelt! So was habt ihr nie gesehen! Als der arme Bops abließ, da quallen die goldenen Haare wie Sonnenstrahlen hervor und breiteten sich, als wär's ein Mantel, über ihre ganze Gestalt. Nur die Augen blühten heraus so glänzend wie die Sterne am Himmel, und die Wangen schimmerten in sanfter Röthe wie die Apfelblüthe.

Aber das schöne Mädchen war traurig. Es setzte sich nieder und weinte bitterlich. Eine Thräne nach der andern drang aus seinen Augen und rann zwischen den langen Haaren auf den Boden. So sah es da und wäre lange sitzen geblieben, wenn es nicht in den Ästen des nahestehenden Baumes geknittert und gerauscht hätte. Sie sprang auf wie ein Fuchs, das den Schuß des Jägers vernimmt. Der Mond ward gerade von einer schwarzen Kugel bedeckt, und im Augenblick war das Mädchen wieder in die alte Haut geschlüpft, und verschwand wie ein Fuchs, das der Wind ausbläst.

Blitzend wie ein Eichenlaub stieg sie zu dem Haus zurück. Die Alte stand vor der Thüre, und das Mädchen wollte ihr erzählen was ihm begegnet war, aber die Alte lachte freud-

lich und sagte „ich weiß schon alles.“ Sie führte es in die Stube und zündete einen neuen Span an. Aber sie setzte sich nicht wieder zu dem Splurrad, sondern sie holte einen Besen, und fing an zu kehren und zu scheuern. „Es muß alles rein und sauber sein,“ sagte sie zu dem Mädchen. „Aber, Witter,“ sprach das Mädchen, „warum fangt Ihr in so später Stunde die Arbeit an? was habt Ihr?“ — „Weißt du denn welche Stunde es ist?“ fragte die Alte. „Noch nicht Mitternacht,“ antwortete das Mädchen, „aber schon ist Ihr vorbe!“ — „Denkst du nicht daran,“ fuhr die Alte fort, „daß du heute vor drei Jahren zu mir gekommen bist? Deine Zeit ist aus, wir können nicht länger beisammen bleiben.“ Das Mädchen erschrak und sagte „ach, liebe Witter, wollt Ihr mich verlassen? wo soll ich hin? Ich habe keine Freunde und keine Heimat, wohin ich mich wenden kann. Ich habe alles gethan was Ihr verlangt habt, und Ihr seid immer zufriedener mit mir gewesen: schickt mich nicht fort.“ Die Alte wollte dem Mädchen nicht sagen was ihm bevorstand. „Meines Lebens ist nicht länger hier,“ sprach sie zu ihm, „wenn ich aber ansieh, muß Haus und Stube sauber sein: darum hast mich nicht auf in meiner Arbeit. Deinetwegen sei ohne Sorgen, du sollst ein Dach finden, unter dem du wohnen kannst, und mit dem Lohn, den ich dir geben will, wirst du auch zufrieden sein.“ — „Aber sagt mir mir was ist vor?“ fragte das Mädchen weiter. „Ich sage dir nochmals führe mich nicht in meiner Arbeit. Rede kein Wort weiter, geh in deine Kammer, nimm die Haut vom Geflügel und zieh das seidene Kleid an, das du trugst als du zu mir kamst, und dann harre in deiner Kammer, bis ich dich rufe.“

Aber ich muß wieder von dem König und der Königin erzählen, die mit dem Grafen angezogen waren und die Alte in der Stube aussuchen wollten. Der Graf war nachts in dem Walde von ihnen abgetrennt, und mußte allein weiter gehen. Am andern Tag kam es ihm vor, als befände er sich auf dem rechten Weg. Er ging immer fort, bis die Dunkel-

helt einbrach, da stieg er auf einen Baum und wollte da übernachten, denn er war besorgt er möchte sich verirren. Als Mond die Gegend erhellte, so erblickte er eine Gestalt, die Berg herabwandelte. Sie hatte keine Rute in der Hand, er konnte doch sehen daß es die Gänsehirtin war, die er selbst bei dem Hans der Alten gesehen hatte. „Oho!“ rief er, kommt sie, und hole ich erst die eine Geze, so soll mir andere auch nicht entgehen.“ Wie erstaunte er aber, als zu dem Brunnen trat, die Haut ablegte und sich wusch, die goldenen Haare über sie herabfelen, und sie so schön und wie er noch niemand auf der Welt gesehen hatte. Kaum daß er zu atmen wagte, aber er streckte den Hals zwischen der Haut so weit vor, als er nur konnte, und schaute sie mit unwirklichen Blicken an. Ob er sich zu weit überbog, oder sonst schuld war, plötzlich brachte der Ast, und in demselben Augenblick schlüpfte das Mädchen in die Haut; sprang wie dieh davon, und da der Mond sich zugleich bedeckte, so war seinen Blicken entzogen.

Kaum war sie verschwunden, so stieg der Graf von dem Baum herab und eilte ihr mit beidenden Schreibern nach. Er war noch nicht lange gegangen, so sah er in der Dämmerung zwei Gestalten über die Wiese wandeln. Es war der König und die Königin, die hatten aus der Ferne das Licht in den Häuschen der Alten erblickt und waren drauß zu gegangen. Der Graf erzählte ihnen was er für Wunderdinge bei dem Brunnen gesehen hätte, und sie zweifelten nicht daß das ihr verlorene Tochter gewesen wäre. Voll Freude gingen sie weiter und kamen bald bei dem Häuschen an: die Gänse saßen rings herum, hatten den Kopf in die Füllgel gesteckt und schliefen, und keine regte sich nicht. Sie schauten zum Fenster hinaus, da saß die Alte ganz still und saam, nickte mit dem Kopf und sah sich nicht um. Es war ganz sanfter in der Stube, als wenn da die kleinen Nebelmännlein wohnten, die keinen Staub auf den Füllgen tragen. Ihre Tochter aber sah sie nicht. Sie schauten das alles eine Zeitlang an, und

fasten sie ein Herz und Kopfen selbe aus Fenster. Die Alte schien sie erwartet zu haben, sie stand auf und rief ganz freundlich „mir hereln, ich kenne euch schon.“ Als sie in die Stube eingetreten waren, sprach die Alte „den weiten Weg hättet ihr euch sparen können, wenn ihr euer Kind, das so gut und lieblich ist, nicht vor drei Jahren ungerechterweise verstoßen hättet. Ihr hat's nichts geschadet, sie hat drei Jahre lang die Gänse hüten müssen: sie hat nichts Böses dabei gelernt sondern ihr reines Herz behalten. Ihr aber seid durch die Angst, in der ihr gelebt habt, hinlänglich gestraft.“ Dann ging sie an die Kammer und rief „komm heraus, mein Töchterchen.“ Da ging die Thüre auf, und die Königstochter trat heraus in ihrem seidnen Gewand mit ihren goldenen Haaren und ihren leuchtenden Augen, und es war als ob ein Engel vom Himmel käme.

Sie ging auf ihren Vater und ihre Mutter zu, fiel ihnen um den Hals und küßte sie: es war nicht anders, sie mußten alle vor Freude weinen. Der junge Graf stand neben ihnen, und als sie ihn erblickte, ward sie so rot im Gesicht wie eine Woadrose; sie wußte selbst nicht warum. Der König sprach „liebes Kind, mein Königreich habe ich darschenkt, was soll ich dir geben?“ — „Sie braucht nichts,“ sagte die Alte, „ich schenke ihr die Thränen, die sie um euch geweint hat, das sind lauter Perlen, schöner als sie im Meer gefunden werden, und sind mehr wert als Euer ganzes Königreich. Und zum Lohn für ihre Dienste gebe ich ihr mein Häuschen.“ Als die Alte das gesagt hatte, verschwand sie vor ihren Augen. Es knaterte ein wenig in den Wänden, und als sie sich umsahen, war das Häuschen in einen prächtigen Palast verwandelt, und eine königliche Tafel war gedeckt, und die Bedienten ließen ihn und her.

Die Geschichte geht noch weiter, aber meiner Großmutter, die sie mir erzählt hat, war das Gedächtnis schwach geworden: sie hatte das übrige vergessen. Ich glaube immer die schöne Königstochter ist mit dem Grafen vermahlt worden.

und sie sind zusammen in dem Schloß geblieben und hat da in aller Glückseligkeit gelebt so lange Gott wollte. Ob schneeweißen Gänse, die bei dem Hänschen gehütet wurden, lauter Mädchen waren (es braucht's niemand selbst zu nehmen, welche die Alte zu sich genommen hatte, und ob sie jetzt Menschenliche Gestalt wieder erhielten, und als Dienerrinnen in der jungen Königin blieben, das weiß ich nicht genau, als ich vermute es doch. So viel ist gewiß, daß die Alte selbige Hexe war, wie die Leute glaubten, sondern eine weise Frau die es gut meinte. Wahrscheinlich ist sie es auch gewesen, in der Königs-tochter schon bei der Geburt die Gabe der Klugheit zu weihen statt der Thränen. Heutzutage kommt die nicht mehr vor, sonst könnten die Armen bald reich werden.

180.

Die ungleichen Kinder Evas.

Als Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieben waren, so mußten sie auf unfruchtbarer Erde sich ein Haus bauen und im Schwelge ihres Angesichts ihr Brod essen. Adam hat das Feld und Eva spann Walle. Eva brachte jedes Jahr ein Kuld zur Welt, die Kinder waren aber ungleich, einige schön, andere häßlich. Nachdem eine geraume Zeit verlaufen war, sendete Gott einen Engel an die beiden und ließ ihnen entbleten daß er kommen und ihren Haushalt schauen wollte. Eva, freudig daß der Herr so gnädig war, säuberte eifrig ihr Haus, schmückte es mit Blumen und streute Blusen auf den Estrich. Dann holte sie ihre Kinder herbei, aber nur die schönen. Sie wusch und badete sie, kämmt ihnen die Haare, legte ihnen neu gewaschene Hemden an und ermahnte sie in der Gegenwart des Herrn sich anständig und züchtig zu betragen. Sie sollten sich vor ihm sitzlig neigen, die Hand darbieten und auf seine Fragen beschelden und verständlich antworten. Die häßlichen Kinder aber sollten sich nicht sehen lassen. Das eine verbarg sie unter das Fen, das andere unter das Dach, das delit in das Stroh, das blerte in den Ofen, das schliefte in den

Keller, das sechste unter eine Aule, das siebente unter das Weinsäß, das achte unter ihren alten Pelz, das neunte und zehnte unter das Tuch, aus dem sie ihnen Kleider zu machen pflegte, und das elfte und zwölfte unter das Leder, aus dem sie ihnen die Schuhe zuschnitt. Eben war sie fertig geworden, als es an die Hausthüre klopfte. Adam blickte durch eine Spalte und sah daß es der Herr war. Ehrerbietig öffnete er und der himmlische Vater trat ein. Da standen die schönen Kinder in der Reihe, neigten sich, boten ihm die Hände dar und knieten nieder. Der Herr aber fing an sie zu segnen, legte auf den ersten seine Hände und sprach „du sollst ein gewaltiger Krüger werden:“ ebenso zu dem zweiten „du ein Färst:“ zu dem dritten „du ein Graf:“ zu dem vierten „du ein Ritter:“ zu dem fünften „du ein Edelmann:“ zu dem sechsten „du ein Bürger:“ zum siebenten „du ein Kaufmann:“ zu dem achten „du ein gelehrter Mann.“ Er erteilte ihnen also allen seinen reichen Segen. Als Eva sah daß der Herr so mild und gnädig war, dachte sie „ich will meine ungesunden Kinder herbeiholen, vielleicht daß er ihnen auch seinen Segen giebt.“ Sie lief also und holt sie aus dem Heu, Stroh, Ofen, und wo sie sonst hin verstreut waren, hervor. Da kam die ganze grobe, schmutzige, grindige und unselige Schaar. Der Herr lächelte, betrachtete sie alle und sprach „auch diese will ich segnen.“ Er legte auf den ersten die Hände und sprach zu ihm „du sollst werden ein Bauer,“ zu dem zweiten „du ein Färcher,“ zu dem dritten „du ein Schmied,“ zu dem vierten „du ein Voggerber,“ zu dem fünften „du ein Weber,“ zu dem sechsten „du ein Schuhmacher,“ zu dem siebenten „du ein Schneider,“ zu dem achten „du ein Töpfer,“ zu dem neunten „du ein Karrensilh rer,“ zu dem zehnten „du ein Schiffer,“ zu dem elften „du ein Bote,“ zu dem zwölften „du ein Hausknecht deines Lebens.“

Als Eva das alles mit angehört hatte, sagte sie „Herr, wie leichst du deinen Segen so ungleich! Es sind doch alle meine Kinder, die ich geboren habe: deine Gnade sollte über alle gleich ergehen.“ Wohl aber erwiderte „Eva, das versteht

du nicht. Mir geblüht und ist Noth daß ich die ganze W
mit deinen Kindern versehen: wenn sie alle Färsten und Herr
wären, wer sollte Korn bauen, dreschen, mahlen und backen
wer schuleden, weben, zimmern, bauen, graben, schmelzen u
nähen? Jeder soll seinen Stand vertreten, daß einer den a
dern erholte und alle ernähret werden wie am Vesp die Mi
der.“ Da antwortete Eva „ach Herr, vergieb, ich war zu rash
daß ich dir einredete. Dehn göttlicher Wille geschehe auch i
meinen Kindern.“

181.

Die Nixe im Teich.

Es war einmal ein Müller, der stüßte mit seiner Frau
ein vergalltes Leben. Sie hatten Geld und Gut, und si
Wohlstand nahm von Jahr zu Jahr noch zu. Aber Unglück
kommt über Nacht: wie ihr Reichthum gewachsen war, so schwan
er von Jahr zu Jahr wieder hin, und ansetzt konnte der Müll
ter kaum noch die Mühle, in der er saß, sein Eigenthum ne
nen. Er war vollummer, und wenn er sich nach der Arche
des Tags niederlegte, so fand er keine Ruhe, sondern wälz
sich voll Sorgen in seinem Bett. Eines Morgens stand i
schon vor Tagesanbruch auf, glug hinaus ins Freie und dach
es sollte ihm leichter ums Herz werden. Als er über der
Mühlendammi dohlu schreitt, brach eben der erste Sonnenstrahl
hervor, und er hörte in dem Welher etwas rauschen. Er wen
dete sich um und erblickte ein schönes Weib, das sich langsam
aus dem Wasser erhob. Ihre langen Haare, die sie über de
Schultern mit ihren zarten Händen gefaßt hatte, flossen a
beiden Seiten herab und bedeckten ihren weissen Leib. Er sa
wohl daß es die Nixe des Teichs war und wußte vor Furch
nicht ob er davon gehen oder stehen bleiben sollte. Aber di
Nixe ließ ihre sonstige Stimme hören, nannte ihn bei Namei
und fragte warum er so traurig wäre. Der Müller war an
fangs verstummt, als er sie aber so freundlich sprechen hörte
faßte er sich ein Herz und erzählte ihr daß er sonst in Wille

und Reichthum gelebt hätte, aber jetzt so arm wäre, daß er sich nicht zu rathen wüßte. „Sei ruhig,“ antwortete die Nixe, „ich will dich reichher und glücklicher machen als du je gewesen bist, nur mußt du mir versprechen daß du mir geben wirst was eben in deinem Hause jung geworden ist.“ — „Was kann das anders sein,“ dachte der Müller, „als ein junges Kind oder ein junges Stüßchen?“ und sagte ihr zu was sie verlangte. Die Nixe stieg wieder in das Wasser hinab, und er eilte getröstet und gutes Muths nach seiner Mühle. Noch hatte er sie nicht erreicht, da trat die Magd aus der Hausthüre und rief ihm zu er sollte sich freuen, seine Frau hätte ihm einen kleinen Knaben geboren. Der Müller stand wie vom Blitz getroffen, er sah wohl daß die eltsche Nixe das gewußt und ihn betrogen hatte. Mit gesenktem Haupt trat er zu dem Bett seiner Frau, und als sie ihn fragte „warum krenst du dich nicht über den schönen Knaben?“ so erzählte er ihr was ihm begegnet wor und was ihr ein Versprechen er der Nixe gegeben hatte. „Was hilft mir Gilt und Reichthum,“ sagte er hinzu, „wenn ich mein Kind verlieren soll? aber was kann ich thun?“ Auch die Verwandten, die herbeigelommen waren, Gilt zu wünschen, wußten keinen Rat.

Indessen lehrte das Gilt in das Haus des Müllers wieder ein. Was er unternehmen gelang, es war als ob Rissen und Rassen von selbst sich stülten und das Geld im Schrank über Nacht sich mehrte. Es dauerte nicht lange, so wor sein Reichthum größer als je zuvor. Aber er konnte sich nicht ungestört darüber freuen: die Zusage, die er der Nixe gethou hatte, quälte sein Herz. So oft er an dem Teich vorbeilam, strectete er sie möchte aufstehen und ihn an seine Schuld mahnen. Den Knaben selbst ließ er nicht in die Nähe des Wassers: „hüte dich,“ sagte er zu ihm, „wenn du das Wasser berührst, so kommt eine Hand heraus, hascht dich und zieht dich hinab.“ Doch als Jahr auf Jahr verging, und die Nixe sah nicht wieder zeigte, so fing der Müller an sich zu beruhigen.

Der Knabe wuchs zum Jüngling heran und kam Eiliger Jäger in die Lehre. Als er angelernt hatte und tüchtiger Jäger geworden war, nahm ihn der Herr des Dorfes in seine Dienste. In dem Dorf war ein schönes und treues Mädchen, das gefiel dem Jäger, und als sein Herr das sah, schenkte er ihm ein kleines Haus; die beiden hielten und lebten ruhig und glücklich und lebten sich von Herzen.

Einstmals verfolgte der Jäger ein Reh. Als es aus dem Wald in das freie Feld ansah, setzte er sich und streckte es endlich mit einem Schuss nieder. Er dachte nicht, daß er sich in der Nähe des gefährlichen Welkers befand und ging, nachdem er das Reh ausgeweidet hatte, Wasser, um seine mit Blut besetzten Hände zu waschen. Aber hatte er sie hineln getaucht, als die Nixe emporlachend mit ihren nassen Armen ihn umschlang und sich hinabzog, daß die Wellen über ihm zusammenschlugen.

Als es Abend war und der Jäger nicht nach Hause so geriet, seine Frau in Angst. Sie ging aus ihm zu und da er ihr oft erzählt hatte, daß er sich vor den Nixen der Nixe in Acht nehmen mußte und nicht in die Nähe des Welkers sich wagen durfte, so ahnte sie schon, was geschehen war. Sie eilte zu dem Wasser, und als sie auf seine Jägerntasche liegen fand, da konnte sie nicht länger dem Unglück zweifeln. Wehklagend und händerlungend ihren Flechten mit Namen, aber vergeblich: sie eilte auf die andere Seite des Welkers, und rief ihn an, sie schalt die Nixe mit harten Worten, aber keine Wirkung erfolgte. Der Spiegel des Wassers blieb ruhig, nur das Gesicht des Mondes blickte unbeweglich zu ihr herauf.

Die arme Frau verließ den Teich nicht. Mit schmerzlichen Schritten, ohne Raht und Ruhe, suchte sie ihn immer neuem, manchmal still, manchmal einen heftigen Schrei stoßend, manchmal in tiefem Blumern. Endlich wurde Kräfte zu Ende: sie sank zur Erde nieder und versank in tiefen Schlaf. Bald überkam sie ein Traum.

Sie flog zwischen großen Felsblöcken angstvoll aufwärts; Dornen und Däukeln hatten sich an ihre Füsse, der Regen schlug ihr ins Gesicht und der Wind zauselte ihr langes Haar. Als sie die Krösche erreicht hatte, bot sich ein ganz anderer Anblick dar. Der Himmel war blau, die Luft mild, der Boden senkte sich sanft hinab und auf einer grünen, bunt bestäubten Wiese stand eine ruhliche Hütte. Sie ging darauf zu und öffnete die Thüre, da sah eine Alte mit weißen Haaren, die ihr freundlich winkte. In dem Augenblick erwachte die arme Frau. Der Tag war schon aufgebrochen, und sie entschloß sich gleich dem Tranne Folge zu leisten. Sie flog muthsam den Berg hinauf, und es war alles so, wie sie es in der Nacht gesehen hatte. Die Alte empfing sie freundlich und zeigte ihr einen Stuhl, auf den sie sich setzen sollte. „Du mußt ein Unglück erlebt haben,“ sagte sie, „weil du meine einsame Hütte suchst.“ Die Frau erzählte ihr unter Thränen was ihr begegnet war. „Tröste dich,“ sagte die Alte, „ich will dir helfen: da hast du einen goldenen Stamm. Garre bis der Vollmond aufgegangen ist, dann geh zu dem Weiher, setze dich am Rand nieder und strähle dein langes schwarzes Haar mit diesem Stamm. Wenn du aber fertig bist, so lege ihn an Ufer nieder, und du wirst sehen was geschieht.“

Die Frau kehrte zurück, aber die Zeit bis zum Vollmond verstrich ihr langsam. Endlich erschien die leuchtende Scheibe am Himmel, da ging sie hinaus an den Weiher, setzte sich nieder und kämmte ihre langen schwarzen Haare mit dem goldenen Stamm, und als sie fertig war, legte sie ihn an den Rand des Wassers nieder. Nicht lange, so brauste es aus der Tiefe, eine Welle erhob sich, raste an das Ufer und führte den Stamm mit sich fort. Es dauerte nicht länger als der Stamm nützlich hatte, auf den Grund zu sinken, so senkte sich der Wasserspiegel und der Kopf des Jägers flog in die Höhe. Er sprach nicht, schaute aber seine Frau mit traurigen Blicken an. In demselben Augenblick kam eine zweite Welle herangerauscht und bedeckte das Haupt des Mannes. Alles war verschwunden, der

Welcher lag so ruhig wie zuvor und nur das Gesicht des mondes glänzte darauf.

Trostlos kehrte die Frau zurück, doch der Traum zeigte die Hülfe der Alten. Übermüth machte sie sich am nächsten Morgen auf den Weg und klagte der weisen Frau ihr. Die Alte gab ihr eine goldene Flöte, und sprach „Hart der Vollmond wieder kommt, dann nimm diese Flöte, setze an das Ufer, blas ein schönes Lied darauf, und wenn du mit fertig bist, so lege sie auf den Sand; du wirst sehen geschieht.“

Die Frau that wie die Alte gesagt hatte. Kaum lag die Flöte auf dem Sand, so brannte es aus der Tiefe: eine Welle erhob sich, zog heran, und stürzte die Flöte mit sich fort. Darauf teilte sich das Wasser und nicht bloß der Kopf der Mann bis zur Hüfte des Leibes fleg hervor. Er brennend Verlangen seine Arme nach ihr aus, aber eine große Welle rauschte heran, bedeckte ihn und zog ihn wieder hin.

„Ach, was hilft es mir,“ sagte die Angestammte, „daß ich meinen Fleiß mit erlöste, um ihn wieder zu verflechten.“ Der Traum erfüllte aufs neue ihr Herz, aber der Traum ist sie zum drittenmal in das Haus der Alten. Sie machte auf den Weg, und die weise Frau gab ihr ein goldenes Spinnrad, tröstete sie und sprach „es ist noch nicht alles vollbracht bis der Vollmond kommt, dann nimm das Spinnrad, setze dich an das Ufer und spinne die Spule voll, und wenn du fertig bist, so stelle das Spinnrad nahe an das Wasser und du wirst sehen was geschieht.“

Die Frau besorgte alles genau. Sobald der Vollmond zeigte, trug sie das goldene Spinnrad an das Ufer und spann eifrig bis der Faden zu Ende und die Spule mit dem Faden ganz angefüllt war. Kaum aber stand das Rad am Ufer, brannte es noch heftiger als sonst in die Tiefe des Wassers eine mächtige Welle eilte herbei und trug das Rad mit sich fort. Sobald fleg mit einem Wasserstrahl der Kopf und der ganze Leib des Mannes in die Höhe. Schnell sprang er a

Aber, sozte seine Frau an der Hand und entfloz. Aber kaum hatten sie sich eine kleine Strecke entfernt, so erhob sich mit entseztlichem Brausen der ganze Welher und strömte mit veltzen-der Gewalt in das welte Feld hinein. Schon sohen die Kleehe- den ihren Tod vor Augen, da rief die Frau in ihrer Angst die Hilfe der Alten an, und in dem Augenblik waren sie ver- wandelt, sie in eine Kröte, er in einen Frosch. Die Flut, die sie erreicht hatte, konnte sie nicht töten, ober sie riß sie beide voneinander und sthrte sie welt weg.

Als das Wasser sich verlousen hatte und beide wieder den trocknen Boden berührten, so kam ihre menschliche Gestalt zurük. Aber keiner wußte wo das andere geblieben war; sie befanden sich unter fremden Menschen, die ihre Heimat nicht konnten. Hohe Berge und tiefe Thäler zogen zwischen ihnen. Um sich das Leben zu erhalten mußten beide die Schafe hüten. Sie trieben lange Jahre ihre Herden durch Feld und Wald und waren voll Trauer und Sehnsucht.

Als wieder einmal der Frühlung aus der Erde hervorge- brohen war, zogen beide an einem Tag mit ihren Herden aus und der Zufall wolte daß sie einander entgegen zogen. Er erblickte an einem fernem Bergesabhang eine Herde und trieb seine Schafe nach der Gegend hin. Sie kamen in einem Thol zusammen, ober sie erkannten sich nicht, doch freuten sie sich daß sie nicht mehr so einsam waren. Von nun an trieben sie jeden Tag ihre Herde nebeneinander: sie sprachen nicht viel, ober sie sthkten sich getröstet. Eines Abends, als der Voll- mond am Himmel schien und die Schafe schon ruhten, holte der Schäfer die Flöte aus seiner Tasche und blies ein schönes aber trauriges Lied. Als er fertig war, bemerkte er daß die Schäferin bitterlich weinte. „Worum weinst du?“ fragte er. — „Ach,“ antwortete sie, „so schien auch der Vollmond als ich zum letztenmal dieses Lied auf der Flöte blies und das Haupt meines Liebsten aus dem Wasser hervorkam.“ Er sah sie an und es war ihm als stete eine Decke von den Augen, er erkannte seine liebste Frau: und als sie ihn anschaute und

der Mond auf sein Gesicht schien, erkannte sie ihn auch. Sie umarmten und küßten sich, und ob sie glücklich waren brauchte keiner zu fragen.

182.

Die Geschenke des kleinen Volkes.

Ein Schneider und ein Goldschmied wanderten zusammen und vernahmen eines Abends, als die Sonne hinter die Berge gesunken war, den Klang einer fernen Musik, die immer den sicher ward; sie trönte ungewöhnlich aber so anmutig, daß sie aller Müdigkeit vergaßen und rasch weiter schritten. Der Mond war schon aufgegangen, als sie zu einem Hügel gelangten, an dem sie eine Menge kleiner Männer und Frauen erblickten, die sich bei den Händen gefaßt hatten, und mit größter Lust und Freudigkeit im Tanze herum wirbelten: sie sangen dazu an das Lieblichste; und das war die Musik, die die Wanderer gehört hatten. In der Mitte saß ein Alte, der etwas größer war als die übrigen, der einen buntfarbigen Rock trug, in dem ein eisgrauer Bart über die Brust herabhing. Die beiden blieben voll Verwunderung stehen und sahen dem Tanze zu. Der Alte winkte, sie sollten eintreten, und das kleine Volk öffnete bereitwillig seinen Kreis. Der Goldschmied, der eine Hölzer hatte und wie alle Büdlerhien lech genug war, trat herzu; der Schneider empfand zuerst einige Schen und hielt sich zurück, doch als er sah wie es so lustig herging, sagte er sich ein Herz und kam nach. Als bald schloß sich der Kreis jeder mit die Kleinen sangen und tanzten in den wildesten Sprüngen weiter, der Alte aber nahm ein breites Messer, das an seinen Gürtel hing, wusch es und als es hinlänglich geschärft war blickte er sich nach den Fremdlingen um. Es ward ihnen augst aber sie hatten nicht lange Zeit sich zu bestunen, der Alte packte den Goldschmied und schor in der größten Geschwindigkeit ihn Haupthaar und Bart glatt hinweg; ein gleiches geschah hierauf dem Schneider. Doch ihre Angst verschwand, als der Alte noch vollbrachter Arbeit beiden freundlich auf die Schultern

Nopste, als wollte er sagen, sie hätten es gut gemacht daß sie ohne Sträuben alles willig hätten geschehen lassen. Er zeigte mit dem Finger auf einen Haufen Kohlen, der zur Seite lag, und deutete ihnen durch Gebärden an daß sie ihre Taschen damit füllen sollten. Beide gehorchten, obgleich sie nicht wußten wozu ihnen die Kohlen dienen sollten, und gingen dann weiter, um ein Nachtlager zu suchen. Als sie ins Thal gekommen waren, schlug die Glocke des benachbarten Klosters zwölf Uhr: augenblicklich verstummte der Gesang, alles war verschwunden und der Hiesel lag in einsamem Mondschein.

Die beiden Wanderer fanden eine Herberge und deckten sich auf dem Strohlager mit ihren Mänteln zu, vergaßen aber wegen ihrer Mildigkeit die Kohlen zuvor heraus zu nehmen. Ein schoerer Druck auf ihren Gliedern weckte sie früher als gewöhnlich. Sie griffen in die Taschen und wollten ihren Augen nicht trauen, als sie sahen daß sie nicht mit Kohlen, sondern mit reinem Gold angefüllt waren; auch Haupthaar und Bart war glücklich wieder in aller Fülle vorhanden. Sie waren nun reiche Leute geworden, doch besaß der Goldschmied, der seiner habgierigen Natur gemäß die Taschen besser gefüllt hatte, noch einmal so viel als der Schneider. Ein Habgieriger, wenn er viel hat, verlangt noch mehr, der Goldschmied machte dem Schneider den Vorschlag, noch einen Tag zu verweilen, am Abend wieder hinaus zu gehen, um sich bei dem Alten auf dem Berge noch größere Schätze zu holen. Der Schneider wollte nicht und sagte „ich habe genug und bin zufrieden: jetzt werde ich Meister, heirate meinen angenehmen Gegenstand (wie er seine Liebste nannte) und bin ein glücklicher Mann.“ Doch wollte er, ihn zu Gefallen, den Tag noch bleiben. Abends hing der Goldschmied noch ein paar Taschen über die Schulter, um recht einsacken zu können, und machte sich auf den Weg zu dem Hiesel. Er fand, wie in der vorigen Nacht, das kleine Volk bei Gesang und Tanz, der Alte schor ihn abermals glatt und deutete ihm an Kohlen mitzunehmen. Er zögerte nicht einzustecken was mir in seine Taschen gehen wollte,ehrte ganz

glückselig heim und deckte sich mit dem Noth zu. „Wenn das Gold auch bräutet,“ sprach er, „ich will das schon ertragen,“ und schlief endlich mit dem süßen Vorgefühl ein, morgen als feinschmecker Mann zu erwachen. Als er die Augen öffnete, erhob er sich schnell, um die Taschen zu untersuchen, aber wie erstaunte er als er nichts herauszog als schworze Kohlen, er mochte so oft hineingreifen als er wollte. „Noch bleibt mir das Gold, das ich die Nacht vorher gewonnen habe“ dachte er und holte es herbei, aber wie erschrak er, als er sah, daß es ebenfals wieder zu Kohle geworden war. Er schlug sich mit der schworzebestäubten Hand an die Stirne, da stülpte er, daß der ganze Kopf kahl und glatt war wie der Bart. Aber sein Mißgeschick war noch nicht zu Ende, er merkte erst jetzt daß ihm an dem Hüften auf dem Rücken noch ein zweiter ebenso großer auf der Brust gewachsen war. Da erkannte er die Strafe seiner Habgier und begann laut zu weinen. Der gute Schneider, der davon aufgeweckt ward, tröstete den Unglücklichen so gut es gehen wollte und sprach „du bist mein Geselle auf der Wanderschaft gewesen, du sollst bei mir bleiben und mit von meinem Schatz zehren.“ Er hielt Wort, aber der arme Goldschmied mußte sein Lebtag die beiden Hüften tragen und seinen kahlen Kopf mit einer Mütze bedecken.

188.

Der Kiese und der Schneider.

Einem Schneider, der ein großer Prahlser war, aber ein schlechter Jöhler, kam es in den Sinn ein wenig auszugehen und sich in dem Wald umzuschauen. Sobald er nur konnte, verließ er seine Werkstatt,

Wanderte seinen Weg
Über Brüste und Steg,
Mal da, Mal dort,
Immer fort und fort.

Als er nun draußen war, erblickte er in der blauen Ferne einen steilen Berg und dahinter einen himmelhohen Turm,

der aus einem wilden und finstern Wald hervortragte. „Boß Vitz!“ rief der Schueider, „was ist das?“ und weil ihn die Neugierde gewaltig stach, so glug er fetsch darauf los. Was sperrte er aber Maul und Augen auf als er in die Nähe kam, denn der Turm hatte Behne, sprang in einem Satz über den steilen Berg und stand als ein großmächtiger Miese vor dem Schueider. „Was willst du hier, du winziges Fliegenbein,“ rief der mit einer Stimme, als wenn's von allen Seiten donnerte. Der Schueider wisperte „ich will mich umschauen, ob ich mein Stillschén Brot in dem Wald verdienen kann.“ — „Wenn's um die Zeit ist,“ sagte der Miese, „so kannst du ja bei mir im Dienst eintreten.“ — „Wenn's sein muß, warum das nicht? was krieg ich aber für einen Lohn?“ — „Was du für einen Lohn kriegst?“ sagte der Miese, „das sollst du hören. Näherlich dreihundertundfünfundsiebzig Tage, und wenn's ein Schaltjahr ist, noch einen Abendrein. Ist dir das recht?“ — „Meinetwegen,“ antwortete der Schueider und dachte in seinem Sinn „man muß sich strecken nach seiner Decke. Ich such mich bald wieder los zu machen.“

Darauf sprach der Miese zu ihm „geh, Kleiner Sakunte, und hol mir einen Krug Wasser.“ — „Warum nicht lieber gleich den Brinnen mitkamt der Quelle?“ fragte der Brahlhans und glug mit dem Krug zu dem Wasser. „Was? den Brinnen mitkamt der Quelle?“ brummte der Miese, der ein bißchen löpisch und albern war, in den Bart hinein und sing an sich zu strichten, der Sterk kann mehr als Äpfel braten: der hat einen Kraun im Leib. Sei auf deiner Hnt, alter Hans, das ist kein Diener für dich.“ Als der Schueider das Wasser gebracht hatte, befaß ihm der Miese in dem Wald ein paar Schelle Holz zu hanen und heim zu tragen. „Warum nicht lieber den ganzen Wald mit einem Streich,

Den ganzen Wald
Mit Jung und alt,
Will allem, was er hat,
Stuorgig und glatt!“

fragte das Schneiderlein, und ging das Holz zu hauen. „Was

Den ganzen Wald
Mit jung und alt,
Mit allem, was er hat,
Anorzig und glatt?

und den Brunnen misamt der Quelle?“ brunnne der leichtgläubige Miese in den Wart und schreckte sich noch mehr, „der Kerl kann mehr als Apfel braten, der hat einen Mann im Leib. Sel auf deiner Hut, alter Hans, das ist kein Diener für dich.“ Wie der Schneider das Holz gebracht hatte, befahl ihm der Miese, zwei oder drei wilde Schweine zum Abendessen zu schleßen. „Warum nicht lieber gleich tausend auf einen Schuß und die alle hlerher?“ fragte der hofsfärtige Schneider. „Was?“ rief der Gassenfuß von einem Miesen und war heftig erschrocken, „laß es nur für heute gut sein und lege dich schlafen.“

Der Miese schreckte sich so gewaltig, daß er die ganze Nacht kein Auge zuthun konnte und hin und her dachte, wie er's auffangen sollte, um sich den verwünschten Hexenmeister von einem Diener je eher je lieber vom Hals zu schaffen. Kommt Zeit, kommt Rat. Am andern Morgen gingen der Miese und der Schneider zu einem Gump, um den rings herum eine Menge Weidenbäume standen. Da sprach der Miese „hör einmal, Schneider, setz dich auf eine von den Weidenreuten, ich möchte um mein Leben gern sehen, ob du Lustand bist sie herabzubiegen.“ Sufsch, saß das Schneiderlein oben, hielt den Atem ein und machte sich schwer, so schwer daß sich die Berte niederbog. Als er aber wieder Atem schöpfen mußte, da schnellte sie ihn, weil er zum Unglück kein Migeleisen in die Tasche gesteckt hatte, zu großer Freude des Miesen, so weit in die Höhe, daß man ihn gar nicht mehr sehen konnte. Wenn er nicht wieder herunter gefallen ist, so wird er wohl noch oben in der Lust herum schweben.

184.

Der Nagel.

Ein Kaufmann hatte auf der Messe gute Geschäfte gemacht, alle Waren verkauft und seine Geldsacke mit Gold und Silber gefüllt. Er wollte jetzt heimreisen und vor Einbruch der Nacht zu Haus sein. Er packte also den Mantelsack mit dem Geld auf sein Pferd und ritt fort. Zu Mittag rastete er in einer Stadt: als er weiter wollte, stürzte ihm der Hausknecht das Ross vor, sprach aber „Herr, am linken Hintersfuß fehlt im Hufeisen ein Nagel.“ — „Laßt ihn fehlen,“ erwiderte der Kaufmann, „die sechs Stunden, die ich noch zu machen habe, wird das Eisen wohl fest halten. Ich habe Eile.“ Nochmittags als er wieder abgestiegen war und dem Ross Brot geben ließ, kam der Knecht in die Stube und sagte „Herr, Eurem Pferd fehlt am linken Hintersfuß ein Hufeisen. Soll ich's zum Schmied führen?“ — „Laß es fehlen,“ erwiderte der Herr, „die paar Stunden, die noch übrig sind, wird das Pferd wohl anhalten. Ich habe Eile.“ Er ritt fort, aber nicht lange, so fing das Pferd zu hinken an. Es hinkte nicht lange, so fing es an zu stolpern, und es stolperte nicht lange, so fiel es nieder und brach ein Bein. Der Kaufmann mußte das Pferd liegen lassen, den Mantelsack abschneiden, auf die Schulter nehmen und zu Fuß nach Haus gehen, wo er erst spät in der Nacht ankam. „Mit allem Unglück,“ sprach er zu sich selbst, „ist der verfluchte Nagel schuld.“ Er kochte Weile.

185.

Der arme Junge im Grab.

Es war einmal ein armer Hirtenjunge, dem war Vater und Mutter gestorben, und er war von der Obrigkeit einem reichen Mann in das Haus gegeben, der sollte ihn ernähren und erziehen. Der Mann aber und seine Frau hatten ein

böses Herz, waren bei allem Reichthum geizig und mißgig
und ärgerten sich wenn jemand einen Blick von ihrem
in den Mund steckte. Der arme Junge mochte thun wa
wollte, er erhielt wenig zu essen, aber desto mehr Schläge.

Eines Tages sollte er die Güte mit ihren Knechten
Sie verließ sich aber mit ihren Jungen durch einen Ge
witz: gleich schoß der Hahndieb herab und entführte sie d
die Elste. Der Junge schrie aus Selbstwehr. „Och, A
Spitzdich.“ Aber was half das? der Hahndieb brachte se
Raub nicht wieder zurück. Der Mann hörte den Lärm,
herbei, und als er vernahm daß seine Gemme weg war, so
riet er in Wut und gab dem Jungen eine solche Tracht Sch
daß er sich ein paar Tage lang nicht regen konnte. Nun m
er die Knechte ohne die Gemme hüten, aber da war die
noch größer, das eine lief dahin, das andere dorthin.
meinte er es ung zu machen, wenn er sie alle zusammen
eine Schnur Lände, wick ihm dann der Hahndieb kein n
stehen könnte. Aber weit gefehlt. Nach ein paar Tag
als er von dem Herrninsassen und vom Junger erwidet
schickte, kam der Raubvogel und packte eins von den Knecht
und da die andern daran fest hingen, so trug er sie alle
fort, setzte sich auf einen Baum und schrie sie herunter. S
Bauer kam eben nach Haus und als er das Unglück sah,
bohte er sich und schlug den Jungen so undarmherzig, daß
mehrere Tage im Bette liegen mußte.

Als er wieder auf den Beinen war, sprach der Bauer
ihm „du bist mir zu dünn, ich kann dich zum Hiltz n
brauchen, du sollst als Bote gehen.“ Da schickte er ihn z
Richter, denn er einen Korb voll Trauben belugen sollte, u
gab ihm noch einen Brief mit. Unterwegs plagte Hunger u
Durst den armen Jungen so heftig, daß er zwei von den Tra
den aß. Er brachte dem Richter den Korb, als dieser al
den Brief gelesen und die Trauben gezählt hatte, so sagte
„es fehlen zwei Stück.“ Der Junge gestand ganz ehrlich d
er, von Hunger und Durst getrieben, die fehlenden verzef

habe. Der Richter schrieb einen Brief an den Bauer und verlangte noch einmal so viel Tranben. Auch diese mußte der Junge mit einem Brief hintragen. Als ihn wieder so gewaltig hungerte und durstete, so konnte er sich nicht anders helfen, er verzehrte abermals zwei Tranben. Doch nahm er vorher den Brief aus dem Korb, legte ihn unter einen Stein und setzte sich darauf, damit der Brief nicht zu sehen und ihn verraten könnte. Der Richter aber stellte ihn doch der schlechten Stille wegen zur Rede. „Ach,“ sagte der Junge „wie habt Ihr das erfahren? der Brief konnte es nicht wissen, denn ich hatte ihn zuvor unter einen Stein gelegt.“ Der Richter mußte über die Einfaß lachen, und schickte dem Mann einen Brief, worin er ihn ermahnte den armen Jungen besser zu halten und es ihm an Speis und Trank nicht fehlen zu lassen; auch möchte er ihn lehren was recht und unrecht sei.

„Ich will dir den Unterschied schon zeigen,“ sagte der harte Mann; „wollst du aber essen, so mußt du auch arbeiten, und thust du etwas Unrechtes, so sollst du durch Schläge hinfänglich bestraft werden.“ Am folgenden Tag stellte er ihn an eine schwere Arbeit. Er sollte ein paar Bund Stroh zum Futter für die Pferde schneiden; dabei drohte der Mann „in fünf Stunden,“ sprach er, „bin ich wieder zurück, wenn dann das Stroh nicht zu Häufel geschnitten ist, so schlage ich dich so lange bis du kein Glied mehr regen kannst.“ Der Bauer ging mit seiner Frau, dem Knecht und der Magd auf den Jahrmarkt und ließ dem Jungen nichts zurück als ein kleines Stück Brot. Der Junge stellte sich an den Strohschnitt und fing an aus allen Selbstkräften zu arbeiten. Da ihm dabei helfend ward, so zog er sein Messer aus und warf's auf das Stroh. In der Angst nicht fertig zu werden schüttet er immer zu, und in seinem Eifer zerschneidet er unvermerkt mit dem Stroh auch sein Messer. Zu spät ward er das Unglück gewahr, daß sich nicht wieder gut machen ließ. „Ach,“ rief er, „jetzt ist es aus mit mir. Der böse Mann hat mir nicht umsonst gedroht, kommt er zurück und sieht was ich gethan

habe, so schlägt er mich tot. Lieber will ich mir selbst Leben nehmen.“

Der Junge hatte einmal gehört wie die Bäuerin „unter dem Bett habe ich einen Topf mit Gift stehen.“ hatte es aber nur gesagt, um die Mächer zurückzuhalten, es war Honig darin. Der Junge kroch unter das Bett, den Topf hervor und aß ihn ganz aus. „Ich weiß!“ sprach er, „die Leute sagen der Tod sei bitter, mir ist er süß. Kein Wunder daß die Bäuerin sich so oft beiwünscht.“ Er setzte sich auf ein Stillschén und war zu sterben. Aber statt daß er schwächer werden sollte, er sich von der nahrhaften Speise gestärkt. „Es muß kein gewesen sein,“ sagte er, „aber der Bauer hat einmal in seinem Kleiderkasten läge ein Fläschchen mit Fliegen das wird wohl das wahre Gift sein und mir den Tod gen.“ Es war aber kein Fliegengift, sondern Ungarwein. Junge holte die Flasche heraus und trank sie aus. „dieser Tod schmeckt süß,“ sagte er, doch als bald hernach Wein anfing ihm ins Gehirn zu steigen und ihn zu betäuben so meinte er sein Ende nahte sich heran. „Ich fühle daß ich sterben muß,“ sprach er, „ich will hinaus auf den Hof gehen und ein Grab suchen.“ Er sammelte fort, erreichte Kirchhof und legte sich in ein frisch geöffnutes Grab. Sinne verschwanden ihm immer mehr. In der Nähe ein Wirtshaus, wo eine Hochzeit gefeiert wurde: als Musik hörte, dachte er sich schon im Paradies zu sein er endlich alle Besinnung verlor. Der arme Junge erwachte nicht wieder, die Wint des heißen Weins und der kalte der Nacht nahmen ihm das Leben, und er verblieb in Grab, in das er sich selbst gelegt hatte.

Als der Bauer die Nachricht von dem Tod des Jungen erhielt, erschrak er und fürchtete vor das Gericht gestiftet werden: ja die Angst kostete ihn so gewaltig, daß er ohnmächtig zur Erde sank. Die Frau, die mit einer Pfanne Schmalz am Herd stand, lief herzu um ihm Beistand zu

sten. Aber das Feuer schlug in die Pfanne, ergriff das ganze Haus, und nach wenigen Stunden lag es schon in Asche. Die Jahre, die sie noch zu leben hatten, brachten sie, von Weissenbissen geplagt, in Krumm und Gleid zu.

186.

Die wahre Brant.

Es war einmal ein Mädchen, das war jung und schön, aber seine Mutter war ihm früh gestorben, und die Stiefmutter that ihm alles gebrannte Herzleid an. Wenn sie ihm eine Arbeit auftrug, sie mochte noch so schwer sein, so ging es unberdrossen daran und that was in seinen Kräften stand. Aber es konnte damit das Herz der bösen Frau nicht rühren, immer war sie unzufrieden, immer war es nicht genug. Je fleißiger es arbeitete, je mehr ward ihm aufgelegt, und sie hatte keinen andern Gedanken, als wie sie ihm eine immer größere Last aufbürden und das Leben recht sauer machen wollte.

Eines Tags sagte sie zu ihm „da hast du zwölf Pfund Federn, die sollst du abschleifen, und wenn du nicht heute Abend damit fertig bist, so wartet eine Tracht Schläge auf dich. Meldest du, du könntest den ganzen Tag sanfteren?“ Das arme Mädchen setzte sich zu der Arbeit nieder, aber die Thränen flossen ihm dabel über die Wangen herab, denn es sah wohl daß es unmöglich war mit der Arbeit in einem Tage zu Ende zu kommen. Wenn es ein Hänschen Federn vor sich liegen hatte und es senkte oder schlug in seiner Angst die Hände zusammen, so floßen sie auseinander und es mußte sie wieder auflesen und von neuem anfangen. Da stützte es einmal die Ellbogen auf den Tisch, legte sein Gesicht in beide Hände, und rief „ist denn niemand auf Gottes Erdboden, der sich meiner erbarmt?“ Indem hörte es eine sanfte Stimme, die sprach „tröste dich, mein Kind, ich bin gekommen dir zu helfen.“ Das Mädchen blickte auf und eine alte Frau stand neben ihm. Sie faßte das Mädchen freundlich an der Hand, und sprach, „vertraue mir nur an was dich beläst.“ Da sie

berte sie durch die Welt, aber sie fand ihn nicht. Endlich mietete sie sich bei einem Bauer alshirtin, und vergrub Kleider und Edelsteine unter einem Stein.

Nun lebte sie als einehirtin, hütete ihre Herde, war trau und voll Sehnsucht nach ihrem Geliebten. Sie hatte ein schen, das gewöhnliche sie an sich, stüttete es aus der Hand, wenn sie sprach

„Kälbchen, Kälbchen, hole nieder,
Vergiß nicht deinehirtin wieder,
Wie der Königssohn die Braut vergaß,
Die unter der grünen Linde saß.“

so holte das Kälbchen nieder und ward von ihr gestreich

Als sie ein paar Jahre einsam und kummervoll gelebt h so verbreitete sich in Lande das Gerücht, daß die Tochter Königs ihre Hochzeit feiern wollte. Der Weg nach der E ging an dem Dorf vorbei, wo das Mädchen wohnte, un trug sich zu, als sie einmal ihre Herde austrieb, daß der B tlgam vorüber zog. Er saß stolz auf seinem Pferd und sie nicht an, aber als sie ihn ansah, so erlaubte sie ihren f fien. Es war als ob ihr ein scharfes Messer in das schnitte. „Ach,“ sagte sie, „ich glaubte er wäre mit iren blieben, aber er hat mich vergessen.“

Am andern Tag kam er wieder des Wegs. Als e ihrer Nähe war, sprach sie zum Kälbchen,

„Kälbchen, Kälbchen, hole nieder,
Vergiß nicht deinehirtin wieder,
Wie der Königssohn die Braut vergaß,
Die unter der grünen Linde saß.“

Als er die Stimme vernahm, blickte er herab und f sein Pferd an. Er schaute derhirtin ins Gesicht, hielt d die Hand vor die Augen, als wollte er sich auf etwas besin aber schnell ritt er weiter und war bald verschwunden. „N sagte sie, „er kennt mich nicht mehr,“ und ihre Trauer n immer größer.

Bald darauf sollte an dem Hofe des Königs drei D

Tanz ein großes Fest gefeiert werden, und das ganze Land ward dazu eingeladen. „Nun will ich das letzte versuchen,“ dachte das Mädchen, und als der Abend kam, glug es zu dem Stein, unter dem es seine Schätze vergraben hatte. Sie holte das Kleid mit den goldenen Säumen hervor, legte es an und schmückte sich mit den Edelsteinen. Ihre Haare, die sie unter einem Tuch verborgen hatte, band sie auf, und sie fielen in langen Locken an ihr herab. So glug sie nach der Stadt und ward in der Dunkelheit von niemand bemerkt. Als sie in den hell erleuchteten Saal trat, wolken alle voll Verwunderung zittern, aber niemand wußte wer sie war. Der Königssohn stieg ihr entgegen, doch er erkannte sie nicht. Er führte sie zum Tanz und war so entzückt über ihre Schönheit daß er an die andere Braut gar nicht mehr dachte. Als das Fest vorüber war, verschwand sie im Gedränge und eilte vor Tagesanbruch in das Dorf, wo sie ihr Streifenkleid wieder anlegte.

Am andern Abend nahm sie das Kleid mit den silbernen Wunden heraus und steckte einen Halbmond von Edelsteinen in ihre Haare. Als sie auf dem Fest sich zeigte, wendeten sich alle Augen nach ihr, aber der Königssohn eilte ihr entgegen, und ganz von Liebe erfüllt tanzte er mit ihr allein und blickte keine andere mehr an. Ehe sie wegging, mußte sie ihm Versprechen den letzten Abend nochmals zum Fest zu kommen.

Als sie zum drittenmal erschien, hatte sie das Sternkleid an, das bei jedem ihrer Schritte funkelte, und Haarband und Gürtel waren Sterne von Edelsteinen. Der Königssohn hatte schon lange auf sie gewartet und drängte sich zu ihr hin. „Sage mir nur wer du bist,“ sprach er, „mir ist als wenn ich dich schon lange gekannt hätte.“ — „Weißt du nicht,“ antwortete sie, „was ich that, als du von mir schiedest?“ Da trat sie zu ihm heran und küßte ihn auf den kühlen Backen: in dem Augenblick fiel es wie Schuppen von seinen Augen und er erkannte die wahre Braut. „Komme,“ sagte er zu ihr, „hier ist meines Lebens nicht länger,“ reichte ihr die Hand und führte sie hinab zu dem Wagen. Als wäre der Wind

vorgespauut, so eilten die Pferde zu dem Wunderschloß. Schon von weitem erglänzten die erleuchteten Fenster. Als sie bei der Linde vorbei fuhren, schwärmten unzählige Glühwürmer darin, sie schlittete ihre Räder und sendete ihre Dinsten herab. Auf der Treppe blühten die Blumen, aus dem Zimmer schallte der Gesang der fremden Vögel, aber in dem Saal stand der ganze Hof versammelt und der Priester wartete um den Bräutigam mit der wahren Brant zu vermahnen.

187.

Der Hase und der Igel.

Disse Geschicht is lögenhaft so vertellen, Jüngens, aber wahr is se doch, denn mien Grootvader, von den is se heu, plegg jimmer, wenn he se mie vortlerde (mit Behaglichkeit vortrug), dabi to seggen „wahr mußt se doch sien, mien Söhn, anners kann man se so nich vertellen.“ De Geschicht heet sich aber so todragen.

Et wöör an enen Sludagmorgen tox Harvestied, list as de Voohveeten bloßde: de Skun wöör hellig upgaen an Gewen, de Morgenwind gling warm över de Stoppeln, de Larken singen iun'r Nacht (Nacht), de Jinnen junsien in den Voohveeten un de Vlißde glingen in ehren Sludagsnacht nah'r Kerken, un alle Kreatur wöör vergubt, un de Swinegel oof.

De Swinegel aber slud vör siener Vöhr, harr de Arin Iunerslagen, keel dabi in den Morgenwind blunt un quinkende en slitjet Reeden vör sich hin; so good un so slecht as un eben am leewen Sludagmorgen en Swinegel to flugen plegt. Indem he un noch so half Neze vör sich hin sung, sliff em up eenmal in he Kinn oof wol, mitlerwiel sien Fro de Arinner wilsch un ontröde, en beeten in't Feld spazieren un tosehen wie sien Städtröwen slinden. De Städtröwen wöören aber de nächsten bi sienen Huse, un he pleggte mit siener Famille dovon to eten, darlin sah he se as de slenigen an. Gesagt, gedahn. De Swinegel make de Husedvör achter sich to un sibg den Weg nah'n Felde in. He wöör noch nich ganz

wiet van Snuse un wull jist un den Stöbush (Schlehenbusch), de dar vörn Felde ligg, nah den Stähteduenacker hlinp dreen, as en de Haas bemätt, de lu ähnlichen Geschäften mitgahn wöör, nämlich un stenen Rahl ta beschu. Als de Swinegel den Haasen ansichtig wöör, sa böhd he en en seltsamen go'n Morgen. De Haas aber, de upstene Wies en vörnehmer Herr was, un grausam hochfahrig dabi, antwoorde nicks up den Swinegel stenen Gruß, sandern segte toum Swinegel, wahl he en gewaltig höhliche Mlene annöhm, „wie kummt et denn, dat du hier all bi so fröhem Morgen lu Felde rumstöppst?“ — „Ich gah spazieren“ segt de Swinegel. — „Spazieren?“ lachte de Haas, „mit ducht du kummt de Been vol vol to betern Dingen gebrunten.“ Disse Antwort verdrööt den Swinegel ungeheuer, denn alles kum he verdrögen, aber up stene Been laet he nicks komen, eben weil se von Mathe schees wöören. „Du blööst di vol lu,“ seggt un de Swinegel toum Haasen, „as wenn du mit diene Beene mehr utrichten kummt?“ — „Dat dent ich“ seggt de Haas. — „Dat kummt up'n Verdrööt an,“ meent de Swinegel, „ich parcer, wenn wol en de Welt loopt, ich laap die vörbi.“ — „Dat is kum Sachen, du mit diene scheesen Beene,“ seggt de Haas „aber mienelwegen mach't stien, wenn du sa Bvergroote Lust hest. Wat glist de Welt?“ — „En godne Enjedor mit'n Vundel Brantvieu“ seggt de Swinegel. „Kugenhaimen,“ sprööt de Haas, „sta lu, un denn launt glist los gahn.“ — „Nä, sa graate Ich helt et rich,“ meen de Swinegel, „ich bin noch ganz nicksdern; eerst wull ich to Huns gahn un en beeten selbssticken: inner halwen Stund bin ich wedder hier upp'n Platz.“

Damit gling de Swinegel, denn de Haas wöör et to freeden. Innerweges dachte de Swinegel bi sich „de Haas verstell sich up stene langen Been, aber ich wull en wal kriegen. He is zwar en vörnehmer Herr, aber doch man'n dümmen Kerel, un betahlen sall he doch.“ Als un de Swinegel to Snuse ankööm, sprööt he to stien Fro „Fro, treck die gan (schuell) an, du must mit mi nah'n Felde hlinnt.“ — „Wat

gibt et denn?" seggt sien Fro. „Ick heu mit'u Haasen wett't inn'n goldenen Eijedor inn'n Widdel Brandvieu, ick will mit em inn Bett loopen und da salst du mit dabi sien." — O mien Gott, Mann," slug mi den Swinegel sien Fro an to schreen, „blist do nich kloot, heft du denn ganz den Verstand verlaaren? Wie kannst du mit den Haasen in de Bett loopen wollen?" — „Golt dat Mann, Wies," seggt de Stotnegel, „dat is mien Saak. Resonche nich in Männergeschäfte. Marsch, treck di an mi denn kumm mit." Wat sull den Swinegel sien Fro maken? se mußt wol folgen, se mugg mi wollen oder nich.

As se mi mit eenander innerwoegs wöören, spröödt de Stotnegel to sien Fro „mi pass up, wat ick seggen will. Stihst du, up den langen Kater dar will wol mien Wettloop maken. De Haas löppt nemlich in der eenen Höhr (Furche) mi ick inner andern, mi von haben (oben) sang wol an to loopen. Du hast du toieder nichts to dohn as du stellst di hier mitten in de Höhr, mi wenn de Haas up de andere Siet ankummt, so röpst du em entgegen „ick bin all (schon) hier."'

Damit wöören se bi den Kater anfangt, de Swinegel wolde siener Fro ehren Platz an mi gung mi den Kater hump. As he haben außöön, wöör de Haas all da. „Kann et losgahn?" seggt de Haas. „Ja wol" seggt de Swinegel. „Dein mon to!" In damit stellde jeder sich in siene Höhr. De Haas tellde (zählte) „hahl een, hahl twee, hahl dree" mi los gling he wie en Sturmwind den Kater hindoht (hinab). De Swinegel aber lööp ungefähr man dree Schritt, dann dühlde he sich dahl (herab) in de Höhr mi bleeb ruhig sitten.

As mi de Haas in vullen Loopen kinnen an Kater außöön, rööp em den Stotnegel sien Fro entgegen „ick bin all hier." De Haas slug mi verwunderde sich nich wenig: he meende nich anders als et wöör de Swinegel stilst, de em dat torööp, denn bekanntlich slüht den Schwinegel sien Fro stilt so mi wie ehr Mann. De Haas aber meende „datt gelht

nich to mit rechten Dingen.“ He rööp „nochmal geloopen, wedder kum!“ In fort gling he wedder tole en Stormwind, dat em de Ohren an Koppe flögen. Den Swinegel sien Fro aber blev ruhig up ehren Plake. As em de Haas haben anlööm, rööp em de Swinegel entgegen „let bliu oll hier.“ De Haas aber, ganz unter sich vör Ihwer (Ärger), schreebe „nochmal geloopen, wedder kum!“ — „Al nich to schlimm,“ antwoorde de Swinegel, „mütschwegen so oft os du Lust heft.“ So löp de Haas noch dreinsöbentighmal, un de Swinegel hieß (hielt) et immer mit em mit. Jedemal, wenn de Haas kumen oder haben anlööm, seggen de Swinegel ober sien Fro „let bliu oll hier.“

Zum verunsöbentighmal aber löm de Haas nich mehr to ende. Wilken om Ader stört he tor Erde, datt Blohd flög em nu Halsen un he blev doot upn Plake. De Swinegel aber nöhm siene gewunene Lusedor un den Bindel Brautleu, rööp siene Fro mit der Fähr aff, un beide glingen vergnügt miteneander nah Huns: un wenn se nich storben sünd, levet se noch.

So begav et sich, dat up der Buxtehnder Gaid de Swinegel den Haasen doot lopen hett, un siene Fied hatt et sich leen Haas wedder insallen laten mit'n Buxtehnder Swinegel in de Welt to lopen.

De Lehre ober mit disse Geschicht is erstens, datt leener, un wenn he sich ool noch so vörnichin dacht, sich soll blömmen laten, överu geringen Mann sich lustig to maken, un wöört ool mon'n Swinegel. Un tweetens, datt et gerahden is, wenn einer freet, datt he sich 'ne Fro mit sienein Staude nimmt, un de jüst so unsiht as he sünd. Wer also en Swinegel is, de mutt tosehn datt siene Fro ool en Swinegel is, un so wieder.

188.

Spindel, Weberschiffchen und Nadel.

Es war einmal ein Mädchen, dem starb Vater und Mutter, als es noch ein kleines Kind war. Am Ende des Dorfes wohnte in einem Häuschen ganz allein seine Pate, die sich von Spinnen, Weben und Nähen ernährte. Die Alte nahm das verlassene Kind zu sich, hielt es zur Arbeit an und erzog es in aller Frömmigkeit. Als das Mädchen fünfzehn Jahr alt war, erkrankte sie, rief das Kind an ihr Bett und sagte „Liebe Tochter, ich fürchte daß mein Ende herannahet, ich hinterlasse dir das Häuschen, darin bist du vor Wind und Wetter geschützt, dazu Spindel, Weberschiffchen und Nadel, damit kannst du dir dein Brot verdienen.“ Sie legte noch die Hände auf seinen Kopf, segnete es und sprach „behalt mir Gott in dem Herzen, so wird dir's wohl gehen.“ Darauf schloß sie die Augen, und als sie zur Erde bestattet wurde, ging das Mädchen bitterlich weinend hinter dem Sarg und erwies ihr die letzte Ehre.

Das Mädchen lebte nun in dem kleinen Haus ganz allein, war fleißig, spann, webte und nähte, und auf allem, was es that, ruhte der Segen der guten Alten. Es war als ob sich der Flachs in der Kammer von selbst mehrte, und wenn sie ein Stück Tuch oder einen Teppich gewebt, oder ein Kleid genäht hatte, so fand sich gleich ein Käufer, der es reichlich bezahlte, so daß sie keine Noth empfand und andern noch etwas mittheilen konnte.

Um diese Zeit zog der Sohn des Königs im Land umher und wollte sich eine Braut suchen. Eine arme sollte er nicht wählen und eine reiche wollte er nicht. Da sprach er „die soll meine Frau werden, die zugleich die ärmste und die reichste ist.“ Als er in das Dorf kam, wo das Mädchen lebte, fragte er, wie er überall that, wer in dem Ort die reichste und die ärmste wäre. Sie nannten ihn die reichste zuerst: die ärmste, sagten sie, wäre das Mädchen, das in dem kleinen Haus

ganz am Ende wohnte. Die Weiche saß vor der Hansthür in vollem Fuß, und als der Königssohn sich näherte, stand sie auf, ging ihm entgegen und neigte sich vor ihm. Er sah sie an, sprach kein Wort und ritt weiter. Als er zu dem Hans der Arnen kam, stand das Mädchen nicht an der Thüre, sondern saß in seinem Stübchen. Er hielt das Pferd an und sah durch das Fenster, durch das die helle Sonne schien, das Mädchen an dem Spinnrad sitzen und eifrig spinnen. Es blickte auf, und als es bemerkte daß der Königssohn hereinschaute, ward es über und über rot, schlang die Augen nieder und spann weiter; ob der Faden diesmal ganz gleich ward, weiß ich nicht, aber es spann so lange, bis der Königssohn wieder weggeritten war. Dann trat es aus Fenster, öffnete es und sagte „es ist so heiß in der Stube,“ aber es blickte ihm nach so lange es noch die weißen Federn an seinem Hut erkennen konnte,

Das Mädchen setzte sich wieder in seine Stube zur Arbeit und spann weiter. Da kam ihm ein Spruch in dem Sinn, den die Alte manchmal gesagt hatte, wenn es bei der Arbeit saß, und es sang so vor sich hin

„Spindel, Spindel, geh du aus,
Nimm den Fester in mein Hans.“

Was geschah? Die Spindel sprang ihm augenblicklich aus der Hand und zur Thüre hinaus; und als es vor Verwunderung aufstand und ihr nachblickte, so sah es daß sie lustig in das Feld hinein tanzte und einen glänzenden goldenen Faden hinter sich herzog. Nicht lange, so war sie ihm aus den Augen verschwunden. Das Mädchen, da es keine Spindel mehr hatte, nahm das Weberschiffchen in die Hand, setzte sich an den Webstuhl und fing an zu weben.

Die Spindel aber tanzte immer weiter, und eben als der Faden zu Ende war, hatte sie den Königssohn erreicht. „Was sehe ich?“ rief er, „die Spindel will mir wohl den Weg zeigen?“ drehte sein Pferd um und ritt an dem goldenen Faden zurück. Das Mädchen aber saß an seiner Arbeit und sang

„Schiffchen, Schiffchen, webe fein,
Führ den Freier mir herein.“

Alsobald sprang ihr das Schiffchen aus der Hand und sprang zur Thüre hinaus. Vor der Thürschwelle aber fing es an einen Teppich zu weben, schöner als man je ehen gesehen hat. Auf beiden Seiten blühten Rosen und Lilien und in der Mitte auf goldenem Grund stiegen grüne Ranken heraus, darin sprangen Vaseu und Ranken: Birse und Rebe streckten die Köpfe dazwischen: oben in den Zweigen saßen bunte Vögel; es fehlte nichts als daß sie gesungen hätten. Das Schiffchen sprang hin und her, und es war als wolle sie alles von selber.

Weil das Schiffchen fortgegangen war, hatte sich das Mädchen zum Nähen hingeseht: es hielt die Nadel in der Hand und sang

„Nadel, Nadel, spitz und fein,
Nach das Haus dem Freier wehn.“

Da sprang ihr die Nadel aus den Fingern und flog in der Stube hin und her, so schnell wie der Wind. Es war nicht anders als wenn unsichtbare Geister arbeiteten, alsobald lietzogen sich Tisch und Bänke mit grünem Tuch, die Stühle mit Sammet, und an den Fenstern hingen seidene Vorhänge herab. Kaum hatte die Nadel den letzten Stich gethan, so sah das Mädchen schon durch das Fenster die weißen Federn von dem Hut des Königssohns, den die Spindel an dem goldenen Faden herbei geholt hatte. Er stieg ab, schritt über den Teppich in das Haus herein, und als er in die Stube trat, stand das Mädchen da in seinem ärmlichen Kleid, aber es glühte darin wie eine Rose im Busch. Du bist die Ärmste und auch die reichste,“ sprach er zu ihr, „komm mit mir, du sollst meine Braut sein. Sie schweig, aber sie reichte ihm die Hand. Da gab er ihr einen Kuß, führte sie hinaus, hob sie auf sein Pferd und brachte sie in das königliche Schloß, wo die Hochzeit mit großer Freude gefeiert ward. Spindel, Weberschiffchen und Nadel wurden in der Schatzkammer verwahrt und in großen Ehren gehalten.

189.

Der Bauer und der Teufel.

Es war einmal ein kluges und verschmitztes Bäuerlein, von dessen Streichen viel zu erzählen wäre: die schönste Geschichte ist aber doch, wie er den Teufel einmal drau gekriegt und zum Narren gehabt hat.

Das Bäuerlein hatte eines Tages seinen Acker bestellt und rüstete sich zur Heimfahrt als die Dämmerung schon eingetreten war. Da erblickte er mitten auf seinem Acker einen Haufen feuriger Kohlen, und als er voll Verwunderung hinzuging, so saß oben auf der Glut ein kleiner schwarzer Teufel. „Du sitzt wohl auf einem Schatz?“ sprach das Bäuerlein, „Ja wohl,“ antwortete der Teufel, „auf einem Schatz, der mehr Gold und Silber enthält als du dein Leben lang gesehen hast.“ — „Der Schatz liegt auf meinem Feld und gehört mir“ sprach das Bäuerlein. „Er ist dein“ antwortete der Teufel, „wenn du mir zwei Jahre lang die Hälfte von dem gibst, was dein Acker hervorbringt: Geld habe ich genug, aber ich trage Verlangen nach den Freuden der Erde.“ Das Bäuerlein ging auf den Handel ein. „Damit aber kein Streit bei der Teilung entsteht,“ sprach es, „so soll dir gehören was über der Erde ist und mir was unter der Erde ist.“ Dem Teufel gefiel das wohl, aber das listige Bäuerlein hatte Klüben gesät. Als nun die Zeit der Ernte kam, so erschien der Teufel und wollte seine Frucht holen, er fand aber nichts als die gelben weissen Blätter, und das Bäuerlein, ganz vergnügt, grub seine Klüben aus. „Einmal hast du den Vorteil gehabt,“ sprach der Teufel, „aber für das nächste Mal soll das nicht gelten. Dein ist was über der Erde wächst und mein was darunter ist.“ — „Mir auch recht“ antwortete das Bäuerlein. Als aber die Zeit zur Aussaat kam, säte das Bäuerlein nicht wieder Klüben, sondern Weizen. Die Frucht ward reif, das Bäuerlein ging auf den Acker und schnitt die vollen Halme bis zur Erde ab. Als der Teufel kam, fand er nichts als die Stopp-

pein und fuhr wütend in eine Fesselschlucht hinab. „So muß man die Fische pressen“ sprach das Bäuerlein, ging hin und holte sich den Schatz.

190.

Die Brosamen auf dem Tisch.

Der Giggel het einisch zue sine Glendene gselt „chünmet weidli i d'Stuben nse goh Brotdrösmele zämmebide nsem Tisch: ense Frau isch ussange goh ne Biste mache.“ Do säge do d'Stendli „nei nei, mer chünne nit: welsi d'Frau balget annie mit is.“ Do seit der Giggel „se weiß so nit derwo, chünmet er nimmme: se git is doch an nle nit guets.“ Do säge d'Stendli wider „nei nei, fisch us und verby, mer gibet nit nse.“ Aber der Giggel het ene lei viel glo, bis se endli gange sind und nse Tisch, und do Brotdrösmel zämme gläse hend in aller Strenge. Do chunt insment d'Frau dertu und nimmt gschwind e Stäcke und seubt se abe und reglet gar griffest mit ene. Und wo se do vor em hus unde git sind, so säge do d'Stendli zum Giggel „gse gse gse gse gse gse gse gse aber?“ Do het der Giggel glachet und nimme gselt „ha ha ha is nit gvollet?“ do häub se chünne goh.

191.

Das Meerhäuschen.

Es war einmal eine Königs-Tochter, die hatte in ihrem Schloß hoch niter der Almie einen Saal mit zwölz Fenstern, die glogren nach allen Himmels-gegenden, und wenn sie hinaufstieg und umher schante, so konnte sie ihr ganzes Reich liberschen. Und dem ersten sah sie schon schärfer als andere Meisihen, in dem zweiten noch besser, in dem dritten noch deutlicher und so immer weiter bis in dem zwölften, wo sie alles sah, was über und unter der Erde war und ihr nichts verborgen bleiben konnte. Weil sie aber stolz war, sich niemand mitzuerken wollte und die Herrschaft allein behalten, so ließ sie bekannt machen, es sollte niemand ihr Gemahl werden, der

sich nicht so vor ihr verstecken könnte daß es ihr unmöglich wäre ihn zu finden. Wer es aber versuche und sie entdecke ihn, so werde ihm das Haupt abgeschlagen und auf einen Pfahl gesteckt. Es standen schon siebenundneunzig Pfähle mit toten Häuptionen vor dem Schloß, und in langer Zeit meßete sich niemand. Die Königschter war vergnügt und dachte „ich werde nun für mein Lebtag frei bleiben.“ Da erschienen drei Bilder vor ihr und kündigten ihr an daß sie ihre Glück versuchen wollten. Der älteste glaubte sicher zu sein, wenn er in ein Kalkloch kriechen, aber sie erblickte ihn schon aus dem ersten Fenster, ließ ihn heranziehen und ihm das Haupt abschlagen. Der zweite kroch in den Keller des Schlosses, aber auch diesen erblickte sie aus dem ersten Fenster, und es war nun ihm geschehen: sein Haupt kam auf den neunundneunzigsten Pfahl. Da trat der jüngste vor sie hin und bat sie möchte ihm einen Tag Bedenkzeit geben, auch so gnädig sein es ihm zweimal zu schenken, wenn sie ihn entdeckte: mißlinge es ihm zum drittenmal, so wolle er sich nichts mehr aus seinem Leben machen. Weil er so schön war und so herzlich bat, so sagte sie „Ja, ich will dir das bewilligen, aber es wird dir nicht gelingen.“

Den folgenden Tag sann er lange nach wie er sich verstecken wollte, aber es war vergeblich. Da ergriß er seine Wölfe und ging hinaus auf die Jagd. Er sah einen Haken und nahm ihn aufs Korn; eben wollte er losdrücken, da rief der Hake „schieß nicht, ich will dir's vergelten!“ Er setzte ab, ging weiter und kam an einen See, wo er einen großen Fisch überraschte, der aus der Tiefe herauf an die Oberfläche des Wassers gekommen war. Als er angelegt hatte, rief der Fisch „schieß nicht, ich will dir's vergelten!“ Er ließ ihn untertauchen, ging weiter und begegnete einem Fuchs der knihte. Er schoss und verfehlte ihn, da rief der Fuchs „komm lieber her und zieh mir den Dorn aus dem Fuß.“ Er that es zwar, wollte aber dann den Fuchs töten und ihm den Hals abzulehen. Der Fuchs sprach „laß ab, ich will dir's vergelten!“

Der Jüngling ließ ihn tanzen, und da es Abend war, ließ er heim.

Am andern Tag sollte er sich verkleiden, aber wie er auch den Kopf darüber zerbrach, er wußte nicht wohin. Ging in den Wald zu dem Rabe und sprach „Ich habe leben lassen, jetzt sage mir wohin ich mich verkleiden soll, mit mir die Königstochter nicht sieht.“ Der Rabe senkte Kopf und bedachte sich lange. Endlich scharrte er „Ich herans!“ Er holte ein Ei aus seinem Nest, zerlegte es in zwei Teile und schloß den Jüngling hinein: dann macht es wieder ganz und setzte sich darauf. Als die Königstochter an das erste Fenster trat, konnte sie ihn nicht entdecken, (nicht in den folgenden, und es fing an ihr bange zu werden, doch im ersten erblickte sie ihn. Sie ließ den Raben schließen das Ei holen und zerbrechen, und der Jüngling mußte herkommen. Sie sprach „einmal ist es dir geschenkt, wenn du nicht besser machst, so bist du verloren.“

Am folgenden Tag ging er an den See, rief den Fische und sprach „Ich habe dich leben lassen, nun sage wo soll ich mich verbergen, damit mich die Königstochter nicht sieht.“ Der Fisch besann sich, endlich rief er „Ich hab's herans! Ich will dich in meinen Bauch verstecken.“ Er verschluckte ihn und fuhr hinab auf den Grund des Sees. Die Königstochter blickte durch ihre Fenster, auch im ersten sah ihn nicht und war besorgt, doch endlich im zwölften entdeckte sie ihn. Sie ließ den Fisch fangen und töten, und der Jüngling kam zum Vorschein. Es kann sich jeder denken wie es zu Mut war. Sie sprach „zweimal ist dir's geschenkt, auf dein Haupt wird wohl auf den hundertsten Pfahl kommen.“

Am dem letzten Tag ging er mit schwerem Herzen auf Feld und begegnete dem Fuchs. „Du wußt alle Geheimnisse zu finden,“ sprach er, „Ich habe dich leben lassen, jetzt rat mir, wohin ich mich verstecken soll, damit mich die Königstochter nicht findet.“ — „Ein schwarzes Stiefel,“ antwortete der Fuchs, und machte ein bedenkliches Gesicht. Endlich rief

„Ich hab's heraus!“ Er ging mit ihm zu einer Quelle, tauchte sich hinein und kam als ein Marktschreier und Tierhändler heraus. Der Illingling mußte sich auch in das Wasser tauchen, und ward in ein kleines Meerhäschen verwandelt. Der Kaufmann zog in die Stadt und zeigte das artige Tierchen. Es lief viel Volk zusammen um es anzusehen. Zuletzt kam auch die Königs-tochter, und weil sie großen Gefallen daran hatte, kaufte sie es und gab dem Kaufmann viel Geld dafür. Bevor er es ihr hinreichte, sagte er zu ihm „wenn die Königs-tochter aus Fenster geht, so klettere schnell unter ihren Bock.“ Min kam die Zeit, wo sie ihn suchen sollte. Sie trat nach der Melche an die Fenster vom ersten bis zum letzten und sah ihn nicht. Als sie ihn auch bei dem zwölften nicht sah, wor sie voll Klags und Zorn und schlug es so gewaltig zu, daß das Glas in allen Fenstern in tausend Stücke zersprang und das ganze Schloß erzitterte.

Sie ging zurück und stülte das Meerhäschen unter ihrem Bock, da packte sie es, warf es zu Boden und rief „fort mit aus den Augen!“ Es lief zum Kaufmann und beide eilten zur Quelle, wo sie sich untertauchten und ihre wahre Gestalt zurück erhielten. Der Illingling dankte dem Fuchs und sprach „der Hobe und der Felsch sind Blydnam gegen dich, du welsch die rechten Plisse, das muß wahr sein!“

Der Illingling ging geradezu in das Schloß. Die Königs-tochter wartete schon auf ihn und stieg sich ihrem Schlafesol. Die Hochzeit ward gefeiert und er war jetzt der König und Herr des ganzen Reichs. Er erzählte ihr niemals wohl er sich zum drittenmal verheiratet und von ihm geholfen hatte, und so glaubte sie, er habe alles aus eigener Kunst gethon und hatte Achtung vor ihm, denn sie dachte bei sich „der kann doch mehr als du!“

192.

Der Meisterdieb.

Eines Tages saß vor einem ärmlichen Hantmann mit seiner Frau, und wollten von der Arbeit ausruhen. Da kam auf einmal ein prächtiger, neuer bespannter Wagen herbeigefahren, aus dem kledeter Herr stieg. Der Bauer stand auf, trat zu und fragte was sein Verlangen wäre und worin neuen Wunte. Der Fremde reichte dem Alten die sagte „ich wünsche nichts als einmal ein köstliches genießen. Verleitet mir Kartoffel, wie Ihr sie zu dann will ich mich zu Euerem Tisch setzen, und sie verzehren.“ Der Bauer lächelte und sagte „Ihr seid oder Knecht, oder gar ein Herzog, vornehme Se manchmal solch ein Gelüste; Euer Wunsch soll werden.“ Die Frau ging in die Küche und sie Kartoffel zu waschen und zu reiben und wollte Möhre reiben, wie sie die Bauern essen. Während sie be stand, sagte der Bauer zu dem Fremden „kommt mit mir in meinen Hausgarten, wo ich noch etwas habe.“ Im dem Garten hatte er Pöcher gegraben, jetzt Wanne einschen. „Habt Ihr keine Kinder,“ Fremde, „die Euch bei der Arbeit behilflich sein können.“ „Nein,“ antwortete der Bauer; „ich habe freilich gehabt,“ setzte er hinzu, „aber der ist schon seit in die weite Welt gegangen. Es war ein ungerates Klug und verschlagen, aber er wollte nichts lernen in lauter böse Streiche; zuletzt fiel er mir fort, und ich nichts von ihm gehört.“ Der Alte nahm ein A setzte es in ein Loch und steck einen Pfahl daneben, er Erde hinkelgeschaukelt und sie festgestampft hatte den Stamm unten, oben und in der Mitte mit eine fest fest an den Pfahl. „Aber sagt mir,“ sprach „warum blühet Ihr den krummen krummten Baum

in der Erde lost bis auf den Boden gebildet liegt, nicht auch an einem Pfahl, wie diesen, damit er strack wächst?" Der Alte lächelte und sagte „Heer, Ihr redet wie Ihr's versteht: man sieht wohl daß Ihr Euch mit der Gärtnerei nicht abgegeben habt. Der Baum dort ist alt und verknozt, den könnt niemand mehr gerad machen: Bäume muß man ziehen, so lange sie jung sind." — „Es ist wie bei Euerem Sohn," sagte der Fremde, „hättet Ihr den gezogen, wie er noch jung war, so wäre er nicht fortgelaufen; jetzt wird er auch hart und knozig geworden sein." — „Freilich," antwortete der Alte, „es ist schon lange seit er fortgegangen ist; er wird sich verändert haben." — „Wirdet Ihr ihn noch erkennen, wenn er vor Euch träte?" fragte der Fremde. „Am Gesicht schwerlich," antwortete der Bauer, „aber er hat ein Zeichen an sich, ein Muttermal auf der Schulter, das wie eine Bohne aussieht." Als er das gesagt hatte, zog der Fremde den Rock aus, entblößte seine Schulter und zeigte dem Bauer die Bohne. „Heer Gott," rief der Alte, „du bist wahrhaftig mein Sohn," und die Liebe zu seinem Kinde regte sich in seinem Herzen. „Aber," setzte er hinzu, „wie kommst du mein Sohn sein, du bist ein großer Herr geworden und lebst in Reichthum und Überfluß? auf welchem Weg bist du dazu gelangt?" — „Ach, Vater," erwiderte der Sohn, „der junge Baum war an keinen Pfahl gebunden und ist keimig gewachsen: jetzt ist er zu alt; er wird nicht wieder gerad. Wie ich das alles erworben habe? ich bin ein Dieb geworden. Aber erschreckt Euch nicht, ich bin ein Diebstahlsdieb. Für mich gibt es weder Schloß noch Diebstahl: wonach mich gelüstet, das ist mein. Glaubt nicht daß ich stehle wie ein gemeiner Dieb, ich nehme nur vom Überfluß der Reichen. Meine Leute sind sicher; ich gebe ihnen lieber als daß ich ihnen etwas nehme. So auch was ich ohne Mith, List und Gewandtheit haben kann, das rühre ich nicht an." — „Ach, mein Sohn," sagte der Vater, „es gefällt mir doch nicht, ein Dieb bleibt ein Dieb; ich sage dir es nimmt kein gutes Ende." Er führte ihn zu der Winter, und als sie hörte

daß es ihr Sohn war, welchete sie vor Freude, als er ihr aber sagte daß er ein Meisterdieb geworden wäre, so flossen ihr zwei Thränen über das Gesicht. Endlich sagte sie „wenn er auch ein Dieb geworden ist, so ist er doch mein Sohn, und meine Augen haben ihn noch einmal gesehen.“

Sie setzten sich an den Tisch und er aß mit seinen Eltern wieder einmal die schlechte Kost, die er lange nicht gegessen hatte. Der Vater sprach „wenn unser Herr, der Graf drüben im Schlosse, erfährt wer du bist und was du trest, so nimmt er dich nicht auf die Arme und wiegt dich darin, wie er that, als er dich am Tauspiel hielt, sondern er läßt dich am Galgenstrick schaukeln.“ — „Seid ohne Sorge, mein Vater, er wird mir nichts thun, denn ich verstehe mein Handwerk. Ich will heute noch selbst zu ihm gehen.“ Als die Abendzelt sich näherte, setzte sich der Meisterdieb in seinen Wagen und fuhr nach dem Schloß. Der Graf empfing ihn mit Artigkeit, weil er ihn für einen vornehmen Mann hielt. Als aber der Fremde sich zu erkennen gab, so erbleichte er und schwieg eine Zeitlang ganz still. Endlich sprach er „du bist mein Pate, deshalb will ich Gnade für dich ergehen lassen und nachsichtig mit dir verfahren. Weil du dich rühmst ein Meisterdieb zu sein, so will ich deine Kunst auf die Probe stellen, wenn du aber nicht bestehst, so mußt du mit des Seilers Tochter Hochzeit halten, und das Gefährte der Kabin soll deine Musik dabei sein.“ — „Herr Graf,“ antwortete der Meister, „denk Euch drei Stücke aus, so schwer Ihr wollt, und wenn ich Eure Aufgabe nicht löse, so thut mit mir wie Euch gefällt.“ Der Graf sann einige Augenblicke nach, dann sprach er „wohlau, zum ersten sollst du mir mein Kelpferd aus dem Stalle stehlen, zum andern sollst du mir und meiner Gemahlin, wenn wir eingeschlafen sind, das Betttuch unter dem Kelp wegnehmen, ohne das wir's merken, und dazu meiner Gemahlin den Trauring vom Finger: zum dritten und letzten sollst du mir den Pfarrer und selbst aus der Kirche wegstehlen. Merke dir alles wohl, denn es geht dir an den Hals.“

Der Meister begab sich, in die zunächst liegende Stadt. Dort kaufte er einer alten Bauerfrau die Kleider ab und zog sie an. Dann färbte er sich das Gesicht braun und malte sich noch Runzeln hinein, so daß ihn kein Mensch wieder erkannt hätte. Endlich stülte er ein Fäßchen mit altem Hagarweiu, in welchem ein starker Schlafrumel gemischt war. Das Fäßchen legte er auf eine Höhe, die er auf den Dicken nahm, und ging mit bedächtigen, schaukelnden Schritten zu dem Schloß des Grafen. Es war schon dunkel als er anlangte: er setzte sich in dem Hof auf einen Stein, fing an zu husten, wie eine alte kranke Frau und rief die Hände, als wenn er sähe. Vor der Thüre des Pferdestalls lagen Soldaten um ein Feuer; einer von ihnen bemerkte die Frau und rief ihr zu „komm näher, altes Miltterchen, und wärme dich bei uns. Du hast doch kein Nachtlager und nimmst es an, wo du es findest.“ Die Alte trippelte herbei, bat ihr die Höhe vom Dicken zu heben, und setzte sich zu ihnen ans Feuer. „Was hast du da in deinem Fäßchen, du alte Schachtel?“ fragte einer. „Einen guten Schmauch Wein,“ antwortete sie, „ich ernähre mich mit dem Handel, ihr Geld und gute Worte gebe ich Euch gerne ein Glas.“ — „Nur her damit,“ sagte der Soldat, und als er ein Glas gekostet hatte, rief er „wenn der Wein gut ist, so trink ich lieber ein Glas mehr,“ trank sich nochmals erischenken, und die andern folgten seinem Beispiel. „Geda, Kameraden,“ rief einer denen zu, die in dem Stall saßen, „hier ist ein Miltterchen, das hat Wein, der so alt ist wie sie selber, nehmt auch einen Schmauch, der wärmt euch den Magen noch besser als unser Feuer.“ Die Alte trug ihr Fäßchen in den Stall. Einer hatte sich auf das gefatteste Weibspferd gesetzt, ein anderer hielt den Baum in der Hand, ein dritter hatte den Schwanz gepackt. Sie schenkte ein so viel verlangt ward, bis die Quelle versiegte. Nicht lange so fiel dem einen der Baum aus der Hand, er sank nieder und fing an zu schnarchen, der andere ließ den Schwanz los, legte sich nieder und schnarchte noch lauter. Der welcher im Sattel saß, blieb zwar sitzen, bog sich

aber mit dem Kopf fast bis auf den Hals des Pferdes, und blies mit dem Mund wie ein Schmiedebalg. Die daten draußen waren schon längst eingeschlafen, lagen a Erde und regten sich nicht, als wären sie von Stein. der Weisterdieb sah, daß es ihm gegliickt war, gab er einen statt des Haims ein Seil in die Hand, und den dern, der den Schwanz gehalten hatte, einen Strohwißch; was sollte er mit dem, der auf dem Rücken des Pferdes anfangen? Hernuter werfen wollte er ihn nicht, er hüt wachen und ein Geschrei erheben können. Er wußte aber Mat, er schnallte die Sattelsgurt auf, klinkte ein paar die in Ringen an der Wand hingen, an den Sattel fest, zog den schlafenden Reiter mit dem Sattel in die Höhe, schlug er die Sella um den Pfosten und machte sie fest. Pferd hatte er bald von der Kette losgebunden, aber wei ßber das steuerne Pflaster des Hofes geritten wäre, so man den Lärm im Schloß gehört. Er umwideste ihm zuvor die Hufen mit alten Lappen, führte es dann vors hluans, schwang sich auf und sagte davon.

Als der Tag ausgebrochen war, sprengte der Weiste dem gestohlenen Pferd zu dem Schloß. Der Graf war aufgestanden und blickte aus dem Fenster. „Guten Mo Herr Graf,“ rief er ihm zu, „hier ist das Pferd, das ich ich aus dem Stall geholt habe. Schaut mir, wie schön Soldaten daliegen und schlafen, und wenn Ihr in den gehen wollt, so werdet Ihr sehen, wie bequem sich's Wächter gemacht haben.“ Der Graf mußte lachen, dann f er „einmal ist dir's gelungen, aber das zweite Mal u nicht so glücklich ablaufen. Und ich warne dich, wenn di als Dieb begegnest, so behandle ich dich auch wie einen Dieb.“ Als die Gräfin abends zu Bette gegangen war, schloß f Hand mit dem Tranring fest zu, und der Graf sagte Thüren sind verschlossen und verriegelt, ich bleibe wach will den Dieb erwarten; steigt er aber zum Fenster ei schleße ich ihn nieder.“ Der Weisterdieb aber ging in

Dunkelheit hinaus zu dem Gassen, schnitt einen armen Silinder, der da hing, von dem Strick ab und trug ihn auf dem Rücken nach dem Schloß. Dort stellte er eine Leiter an das Schlafgemach, setzte den Toten auf seine Schultern und stieg an hinaus zu steigen. Als er so hoch gekommen war, daß der Kopf des Toten in dem Fenster erschien, drückte der Graf, der in seinem Bett sanerte, eine Pistole auf ihn los: alsbald ließ der Meister den armen Silinder herabfallen, sprang selbst die Leiter herab, und versteckte sich in eine Ecke. Die Nacht war von dem Mond so weit erhellt, daß der Meister deutlich sehen konnte wie der Graf aus dem Fenster auf die Leiter stieg, herabkam und den Toten in den Garten trug. Dort stieg er an ein Loch zu graben, in das er ihn legen wollte. „Seht,“ dachte der Dieb, „ist der glückliche Augenblick gekommen,“ schlich behende aus seinem Winkel und stieg die Leiter hinauf, geradezu ins Schlafgemach der Gräfin. „Liebe Frau,“ stieg er mit der Stimme des Grafen an, „der Dieb ist tot, aber er ist doch mehr Pate und mehr ein Schelm als ein Bösewicht gewesen: ich will ihn der öffentlichen Schande nicht preisgeben; auch mit den armen Eltern habe ich Mitleid. Ich will ihn, bevor der Tag anbricht, selbst im Garten begraben, damit die Sache nicht ruchbar wird. Bleib mir auch das Bettluch, so will ich Leiche einschließen und ihn wie einen Hund verscharren.“ Die Gräfin gab ihm das Tuch. „Weißt du was,“ sagte der Dieb weiter, „ich habe eine Mitwandlung von Grosmunt, gleich mir noch den Ring; der Unglückliche hat sein Leben gewagt, so mag er ihn ins Grab mitnehmen.“ Sie wollte dem Grafen nicht entgegen sein, und obgleich sie es ungern that, so zog sie doch den Ring vom Finger und reichte ihn hin. Der Dieb machte sich mit beiden Stücken fort und kam glücklich nach Hause, bevor der Graf im Garten mit seiner Totengräberarbeit fertig war.

Was zog der Graf für ein langes Gesicht, als am andern Morgen der Meister kam und ihm das Bettluch und den Ring brachte. „Kannst du hexen!“ sagte er zu ihm, „wer hat dich

aus dem Grab geholt, in das ich selbst dich gelegt habe, und hat dich wieder lebendig gemacht?" — „Wich habt Ihr mich begraben," sagte der Dieb, „sondern den armen Sünder Galgen," und erzählte ausführlich wie es zugegangen war und der Graf mußte ihm zugestehen daß er ein gescheiterer listiger Dieb wäre. „Aber noch bist du nicht zu Ende," setzte er hinzu, „du hast noch die dritte Aufgabe zu lösen, und wenn dir das nicht gelingt, so hilfst dir alles nichts." Der Dieb lächelte und gab keine Antwort.

Als die Nacht eingebrochen war, kam er mit einem langen Sack auf dem Rücken, einem Bündel unter dem Arm, und einer Laterne in der Hand zu der Dorfkirche gegangen. den Sack hatte er Krebse, in dem Bündel aber kurze Wachlichter. Er setzte sich auf den Gottesacker, holte einen Strohhaufen und legte ihm ein Wachlichtchen auf den Rücken, dann zündete er das Lichtchen an, setzte den Krebs auf den Boden und ließ ihn kriechen. Er holte einen zweiten aus dem Sack, machte es mit diesem ebenso und fuhr fort bis auch der letzte aus dem Sack war. Hierauf zog er ein langes schwarzes Gewand an, das wie eine Wuchslutze aussah und legte einen grauen Bart an das Kinn. Als er endlich ganz fertig war, nahm er den Sack, in dem die Krebse gewahrt waren, ging in die Kirche und stieg auf die Kanzel. Zu seinem Glück schlug eben zwölf: als der letzte Schlag verlungen war, rief er mit lauter hellender Stimme „hört an, ihr frommen Menschen, das Ende aller Dinge ist gekommen, jüngste Tag ist nahe: hört an hört an. Aber müß mir in den Himmel will, der kriecht in den Sack. Ich bin Petrus, die Himmelsthüre öffnet und schließt. Seht Ihr draußen in dem Gottesacker wandeln die Gestorbenen und sammeln die Gebeine zusammen. Kommt, kommt und kriecht in den Sack, die Welt geht unter." Das Geschrei erschallte durch das ganze Dorf. Der Pfarrer und der Küster, die zunächst an der Kirche wohnten, hatten es zuerst vernommen, und als sie die Lichter erblickten, die auf dem Gottesacker umher wandelten, wußten

ſie daß etwas Ungewöhnliches vorging und traten ſie in die Kirche ein. Sie hörten der Predigt eine Weile zu, da ſtieß der Älfter den Pfarrer an und ſprach „es wäre nicht ſchlimm, wenn wir die Gelegenheit benutzten und zuſammen vor dem Einbruch des jüngſten Tags auf eine leichte Art in den Himmel kämen.“ — „Freilich,“ erwiderte der Pfarrer, „das ſind auch meine Gedanken geweſen: habt Ihr Luſt, ſo wollen wir uns auf den Weg machen.“ — „Ja,“ antwortete der Älfter, „aber Ihr, Herr Pfarrer, habt den Vorrath, ich folge nach.“ Der Pfarrer ſchritt alſo vor und ſtieg auf die Kanzel, wo der Meſter den Sack öffnete. Der Pfarrer kroch zuerſt hinein, dann der Älfter. Gleich band der Meſter den Sack feſt zu, packte ihn am Bauch und ſchleifte ihn die Kanzeltreppe hinab: ſo oft die Köpfe der beiden Thoren auf die Stufen aufſchlugen, rief er „jetzt geht's ſchon über die Berge.“ Dann zog er ſie auf gleiche Weiſe durch das Dorf, und wenn ſie durch Wälder kamen, rief er „jetzt geht's ſchon durch die naſſen Wolken,“ und als er ſie endlich die Schloßtreppe hinaufzog, ſo rief er „jetzt ſind wir auf der Himmeltreppe und werden bald im Vorhof ſein.“ Als er oben angekommen war, ſchob er den Sack in den Taubenschlag, und als die Tauben ſtatterten, ſagte er „hört Ihr wie die Engel ſich freuen und mit den Fittichen ſchlagen.“ Dann ſchob er den Kieſel vor und ging fort.

Am andern Morgen begab er ſich zu dem Grafen, und ſagte ihm daß er auch die letzte Aufgabe gelöſt und den Pfarrer und Älfter aus der Kirche weggeführt hätte. „Wo haſt du ſie geſaſſen?“ fragte der Herr. „Sie liegen in einem Sack oben auf dem Taubenschlag und bilden ſich ein ſie wären im Himmel.“ Der Graf ſtieg ſelbſt hinauf und überzeugte ſich daß er die Wahrheit geſagt hatte. Als er den Pfarrer und Älfter aus dem Gefängnis befreit hatte, ſprach er „du biſt ein Erzdieb, und haſt deine Sache gewonnen. Für diesmal kommſt du mit heiler Haut davon, aber mache daß du aus meinem Land fortkommſt, denn wenn du dich wieder darin betreten läßt, ſo kannſt du auf deine Eihöhung am Galgen rechnen.“

Der Erzdiel nahm Abschied von seinen Eltern, ging wieder in die weite Welt, und niemand hat wieder etwas von ihm gehört.

193.

Der Trommler.

Eines Abends ging ein junger Trommler ganz allein auf dem Feld und kam an einen See, da sah er an dem Ufer drei Stülpchen weiße Leinwand liegen. „Was für schönes Leinen“ sprach er und steckte eins davon in die Tasche. Er ging heim, dachte nicht weiter an seinen Fund und legte sich zu Bett. Als er eben einschlafen wollte, war es ihm als wenn jemand seinen Namen. Er horchte und vernahm eine leise Stimme, die ihm zurief, „Trommler, Trommler, wach on!“ Er konnte, da es flüsternde Nacht war, niemand sehen, aber es kam ihm vor als schwebte eine Gestalt vor seinem Bett auf und ab. „Was willst du?“ fragte er. „Gieb mir mein Hemdchen zurück!“ antwortete die Stimme, „das du mir gestern Abend am See weggenommen hast.“ — „Du sollst es wieder haben,“ sprach der Trommler, „wenn du mir sagst wer du bist.“ — „Ach,“ erwiderte die Stimme, „ich bin die Tochter eines mächtigen Königs, aber ich bin in die Gewalt einer Hexe geraten, und bin auf den Glasberg gebannt. Jeden Tag muß ich mich mit meinen zwei Schwestern im See baden, aber ohne mein Hemdchen kann ich nicht wieder fort fliegen. Meine Schwestern haben sich fortgemacht, ich aber habe zurück bleiben müssen. Ich bitte dich gieb mir mein Hemdchen wieder.“ — „Sei ruhig, armes Kind,“ sprach der Trommler, „ich will dir's gerne zurückgeben.“ Er holte es aus seiner Tasche, und reichte es ihr in der Dunkelheit hin. Sie erfaßte es hastig, und wollte damit fort. „Warte einen Augenblick,“ sagte er, „vielleicht kann ich dir helfen.“ — „Dessen kannst du mir nur, wenn du auf den Glasberg steigst und mich aus der Gewalt der Hexe befreist. Aber zu dem Glasberg kommst du nicht, und wenn du auch ganz nahe daran wärst, so kommst du nicht hinaus.“ —

„Was ich will, das kann ich,“ sagte der Trommler, „ich habe Mitleid mit dir und ich streiche mich vor nichts. Aber ich weiß den Weg nicht, der noch den Glasberge führt.“ — „Der Weg geht durch den großen Wald, in dem die Menschenfresser haufen,“ antwortete sie, „mehr darf ich dir nicht sagen.“ Darauf hörte er wie sie fortshawirte.

Bei Anbruch des Tags machte sich der Trommler auf, hing seine Trommel um und ging ohne Furcht geradezu in den Wald hinein. Als er ein Weischen gegangen war und seinen Mieser erblickte, so dachte er „ich muß die Langeschläfer aufwecken,“ hing die Trommel vor und schlug einen Wirbel, daß die Vögel aus den Wäldern mit Geschrei aufstiegen. Nicht lange so erhob sich auch ein Miese in die Höhe, der im Gras gelegen und geschlafen hatte, und war so groß wie eine Tanne. „Du Wicht,“ rief er ihm zu, „was trummelst du hier und weckst mich aus dem besten Schlaf?“ — „Ich trummel,“ antwortete er, „weil viele Tausende bluter mir herkommen, damit sie den Weg wissen.“ — „Was wollen die hier in meinem Wald?“ fragte der Miese. „Sie wollen dir den Garauß machen und den Wald von einem Augenblick, wie du bist, säubern.“ — „Oho,“ sagte der Miese, „ich trete euch wie Ameisen tot.“ — „Weinst du, du könntest gegen sie etwas anrichten?“ sprach der Trommler, „wenn du dich blüest, um einen zu packen, so springt er fort und versteckt sich; wie du dich aber niederlegst und schläfst, so kommen sie aus allen Gebirgen herbei, und treten an dir herum. Jeder hat einen Hammer von Stahl am Mrikel stecken, damit schlagen sie dir den Schädel ein.“ Der Miese ward verdrüsslich und dachte „wenn ich mich mit dem listigen Wolf befaße, so könnte es doch zu meinem Schaden ausschlagen. Wölfe und Wären deckte ich die Gurgel zusammen, aber vor den Schwärmeren kann ich mich nicht schützen.“ — „Hör, kleiner Kerl,“ sprach er, „ieh wieder ab, ich verspreche dir, daß ich dich und deine Gefellen in Zukunft in Ruhe lassen will, und hast du noch einen Wunsch, so sag's mir, ich will dir wohl etwas zu Gefallen thun.“ —

„Du hast lange keine,“ sprach der Frommster, „und kannst schneller laufen als ich, trag mich zum Glasberge, so will ich den Melnigen ein Heichen zum Alatzug geben, und sie sollen dich diesmal in Ruhe lassen.“ — „Komme her, Wurm,“ sprach der Miese, „setz dich auf meine Schulter, ich will dich tragen wohin du verlangst.“ Der Miese hob ihn hinauf, und der Frommster slug oben an nach Herzenslust auf der Frommst zu tolpeln. Der Miese dachte „das wird das Heichen sein, das das andere Volt zurückgehen soll.“ Nach einer Weile stand ein zweiter Miese am Weg, der nahm den Frommster dem ersten ab und steckte ihn in sein Knopfloch. Der Frommster sagte den Knopf, der wie eine Schüssel groß war, hielt sich daran und schaute ganz lustig umher. Dann kamen sie zu einem dritten, der nahm ihn aus dem Knopfloch und setzte ihn auf den Rand seines Hutes; da glug der Frommster oben auf und ab und sah über die Bäume hinaus, und als er in blauer Ferne einen Berg erblickte, so dachte er „das ist gewiß der Glasberg,“ und er war es auch. Der Miese that nur noch ein paar Schritte, so waren sie an dem Fuß des Bergs angelangt, wo ihn der Miese abschle. Der Frommster verlangte er sollte ihn auch auf die Spitze des Glasberges tragen, aber der Miese schlittete mit dem Kopf, brummte etwas in den Bart und glug in den Wald zurück.

Nun stand der arme Frommster vor dem Berg, der so hoch war, als wenn drei Berge aneinander gesetzt wären, und dabei so glatt wie ein Spiegel, und mußte sehen Mat um hinauf zu kommen. Er slug an zu Klettern, aber vergeblich, er rutschte immer wieder herab. „Wer jetzt ein Vogel wäre“ dachte er, „aber was hoff das Wilschen, es wachsen ihm keine Fittigel.“ Zudem er so stand, und sich nicht zu helfen mußte, erblickte er nicht weit von sich zwei Männer, die heftig miteinander stritten. Er glug auf sie zu und sah daß sie wegen eines Gattels unehns waren, der vor ihnen auf der Erde lag und den jeder von ihnen haben wollte. „Was seid ihr für Narren,“ sprach er, „zinkt euch um einen Gattel und habt kein Pferd

dazu.“ — „Der Sattel ist wert daß man darnum streitet,“ antwortete der eine von den Männern, „wer darauf sitzt und wuschelt sich irgend wohin, und wär's am Ende der Welt, der ist im Augenblick angelangt, wie er den Wunsch ausgesprochen hat. Der Sattel gehört uns gemeinschaftlich, die Reihe darauf zu reiten ist an mir, aber der andere will es nicht lassen.“ — „Den Streit will ich bald austragen,“ sagte der Trommler, ging eine Strecke weit und steckte einen weißen Stab in die Erde. Dann kam er zurück und sprach „jetzt lauft nach dem Ziel, wer zuerst dort ist, der reitet zuerst.“ Beide setzten sich in Trab, aber kaum waren sie ein paar Schritte weg, so schwang sich der Trommler auf den Sattel, wuschelte sich auf den Glasberg, und ehe man die Hand umdrehete, war er dort. Auf dem Berg oben war eine Ebene, da stand ein altes steinernes Haus, und vor dem Haus lag ein großer Fischteich, dahinter aber ein kisterer Wald. Menschen und Tiere sah er nicht, es war alles still, nur der Wind raschelte in den Bäumen, und die Wolken zogen ganz nah über seinem Haupt weg. Er trat an die Thüre und klopfte an. Als er zum drittenmal geklopft hatte, öffnete eine Alte mit braunem Gesicht und roten Augen die Thüre; sie hatte eine Brille auf ihrer langen Nase und sah ihn scharf an, dann fragte sie was sein Begehren wäre. „Einlaß, Kost und Nachtlager“ antwortete der Trommler. „Das sollst du haben,“ sagte die Alte, „wenn du dafür drei Arbeiten verrichten willst.“ — „Warum nicht?“ antwortete er, „ich scheue keine Arbeit, und wenn sie noch so schwer ist.“ Die Alte ließ ihn ein, gab ihm Essen und abends ein gutes Bett. Am Morgen als er ausge schlafen hatte, nahm die Alte einen Fingerhut von ihrem linken Finger, reichte ihn dem Trommler hin, und sagte „jetzt geh an die Arbeit und schöpfe den Teich dransien mit diesem Fingerhut aus: aber ehe es Nacht wird mußt du fertig sein, und alle Fische, die in dem Wasser sind, müssen nach ihrer Art und Größe ausgesucht und nebeneinander gelegt sein.“ — „Das ist eine seltsame Arbeit,“ sagte der Trommler, ging aber

zu dem Teich und fing an zu schöpfen. Er schöpfte den ganzen Morgen, aber was kann man mit einem Fingerring bei einem großen Walder anrichten, und wenn man tausend Jahre schöpft? Als es Mittag war, dachte er „es ist alles umsonst, und ist einerlei ob ich arbeite oder nicht,“ hielt ein, und setzte sich nieder. Da kam ein Mädchen aus dem Hause gegangen, stellte ihm ein Körbchen mit Essen hin, und sprach „du siehst da so krank, was isst du?“ Er blickte es an und sah daß es wunderschön war. „Ach,“ sagte er, „ich kann die erste Arbeit nicht vollbringen, wie wird es mit den andern werden? Ich bin ausgegangen eine Aehnlichkeit zu suchen, die hier wohnen soll, aber ich habe sie nicht gefunden; ich will weiter gehen.“ — „Wohin hier,“ sagte das Mädchen, „ich will dir aus deiner Not helfen. Du bist müde, lege deinen Kopf in meinen Schoß und schlaf. Wenn du wieder aufwachst, so ist die Arbeit gethan.“ Der Frommer ließ sich das nicht zweimal sagen. Sobald ihm die Augen aufstiegen, drehte sie einen Wunschring und sprach „Wasser heran, Fische herana.“ Sobald stieg das Wasser wie ein weißer Nebel in die Höhe und zog mit den andern Völkern fort, und die Fische schmitzten, sprangen aus Ufer, und legten sich nebeneinander, jeder nach seiner Gasse und Art. Als der Frommer erwachte, sah er mit Erstaunen daß alles vollbracht war. Aber das Mädchen sprach „einer von den Fischen liegt nicht bei seinem Gleichen, sondern ganz allein. Wenn die Alte heute Abend kommt, und sieht daß alles geschehen ist, was sie verlangt hat, so wird sie fragen „was soll dieser Fisch allein?“ Dann wirst ihr den Fisch ins Angesicht und sprich „der soll dir dich sein, alle Aere.“ Alsdem kam die Alte, und als sie die Frage gethan hatte, so warf er ihr den Fisch ins Gesicht. Sie stellte sich als merkte sie es nicht und schloß sich, aber sie blinzelte ihn mit bösen Augen an. Am andern Morgen sprach sie „gestern hast du es zu leicht gehabt, ich muß dir schwerere Arbeit geben. Heute mußt du den ganzen Wald mahlen, das Holz in Scheite hacken und in Kisten legen, und am Abend mich alles fertig sein.“

Sie gab ihm eine Axt, einen Schläger und zwei Keile. Aber die Axt war von Blei, der Schläger und die Keile waren von Blech. Als er anfang zu hauen, so legte sich die Axt um, und Schläger und Keile drückten sich zusammen. Er wußte sich nicht zu helfen, aber mittags kam das Mädchen wieder mit dem Essen und tröstete ihn. „Lege deinen Kopf in meinen Schoß,“ sagte sie, „und schlaf, wenn du erwachst, so ist die Arbeit gethan.“ Sie drehte ihren Wunschring, in dem Augenblick sank der ganze Wald mit Krachen zusammen, das Holz spaltete sich von selbst, und legte sich in Pfastern zusammen; es war als ob unsichtbare Mäusen die Arbeit vollbrächten. Als er erwachte, sagte das Mädchen „stehst du das Holz ist gelastert und gelegt; nur ein einziger Ast ist übrig, aber wenn die Aste heute Abend kommt und fragt was der Ast solle, so gib ihr damit einen Schlag und sprich der soll dir dich sein, du Heze.“ Die Aste kam, „stehst du,“ sprach sie, „wie leicht die Arbeit war; aber dir den liegt der Ast noch da?“ — „Mir dich, du Heze,“ antwortete er und gab ihr einen Schlag damit. Aber sie that als hätte sie es nicht, lachte höhnisch und sprach „morgen früh sollst du alles Holz auf einen Haufen legen, es anzünden und verbrennen.“ Er stand mit Anbruch des Tages auf und fing an das Holz herbei zu holen, aber wie kann ein einziger Mensch einen ganzen Wald zusammen tragen? die Arbeit rißte nicht fort. Doch das Mädchen versetzte ihn nicht in der Noth: es brachte ihm mittags seine Speise, und als er gegessen hatte, legte er seinen Kopf in den Schoß und schlief ein. Bei seinem Erwachen brannte der ganze Holzstoß in einer ungeheuern Flamme, die ihre Zungen bis in den Himmel anstreckte. „Hör mich an,“ sprach das Mädchen, „wenn die Heze kommt, wird sie dir allerlei auftragen: thust du ohne Furcht was sie verlangt, so kann sie dir nichts anhaben: fürchtest du dich aber, so packt dich das Feuer und verzehrt dich. Zuletzt, wenn du alles gethan hast, so packe sie mit beiden Händen, und wirf sie mitten in die Asche.“ Das Mädchen ging fort, und die Aste kam herange-

schicken, „In! mich füttert,“ sagte sie, „aber das ist ein Feuer, das brennt, das wärmt mir die alten Knochen, da wird mir wohl. Aber dort liegt ein Stolz, der will nicht brennen, den hol mir heraus. Hast du das noch gethan, so bist du frei, und kannst ziehen wohin du willst. Nur munter hinein.“ Der Frommster besann sich nicht lange, sprang mitten in die Flammen, aber sie thaten ihm nichts, nicht einmal die Haare konnten sie ihm versengen. Er trug den Stolz heraus und legte ihn hin. Stamm aber hatte das Holz die Erde berührt, so verwandelte es sich, und das schöne Mädchen stand vor ihm, das ihm in der Not geholfen hatte: und an den seltsamen goldglänzenden Kleidern, die es anhatte, merkte er wohl daß es die Königstochter war. Aber die Alte lachte giftig und sprach „du meinst du hättest sie, aber du hast sie noch nicht.“ Wenn wollte sie auf das Mädchen losgehen, und es fortziehen, da packte er die Alte mit beiden Händen, hob sie in die Höhe, und warf sie den Flammen in den Maßen, die über ihr zusammenzuschlagen, als trennten sie sich daß sie eine Hexe verzehren sollten.

Die Königstochter blatte darauf den Frommster an, und als sie sah daß es ein schöner Jüngling war und bedachte daß er sehr Leben daran gesetzt hatte, um sie zu erlösen, so reichte sie ihm die Hand und sprach „du hast alles für mich gewagt, aber ich will auch für dich alles thun. Verspreichst du mir deine Treue, so sollst du mein Gemahl werden. An Reichthümern fehlt es uns nicht, wir haben genug an dem, was die Hexe hier zusammen getragen hat.“ Sie führte ihn in das Haus, da standen Kisten und Kasten, die voll ihren Schätzen angefüllt waren. Sie ließen Gold und Silber liegen und nahmen nur die Edelsteine. Sie wollte nicht länger auf dem Glasberg bleiben, da sprach er zu ihr „setze dich zu mir auf meinen Sattel, so fliegen wir hinab wie Vögel.“ — „Der alte Sattel gefällt mir nicht,“ sagte sie, „ich brauche nur an meinem Umhang zu drehen, so sind wir zu Haus.“ — „Wohlan,“ antwortete der Frommster, „so wünsch uns vor das Stadthor.“

Im An waren sie dort, der Trömmeler aber sprach „ich will erst zu meinen Eltern gehen und ihnen Nachricht geben, harre mein hier auf dem Feld, ich will bald zurück sein.“ „Ach,“ sagte die Königs-Tochter, „ich bitte dich, nimm dich in acht, lässe deine Eltern bei deiner Ankunft nicht auf die rechte Wange, denn sonst wirst du alles vergessen, und ich bleibe hier allein und verlassen auf dem Feld zurück.“ — „Wie kann ich dich vergessen?“ sagte er und versprach ihr in die rechte Hand recht bald wieder zu kommen. Als er in sein väterliches Haus trat, wusste niemand wer er war, so hatte er sich verändert, denn die drei Tage, die er auf dem Glasberg zugebracht hatte, waren drei lange Jahre gewesen. Da gab er sich zu erkennen, und seine Eltern stießen ihn vor Freude mit den Fäusten, und er war so bewegt in seinem Herzen, daß er sie auf beide Wangen küssete und an die Worte des Mädchen nicht dachte. Wie er ihnen aber den Kuß auf die rechte Wange gegeben hatte, verschwand ihm jeder Gedanke an die Königs-Tochter. Er leerte seine Taschen aus und legte Händevoll der größten Edelsteine auf den Tisch. Die Eltern wußten gar nicht was sie mit dem Reichthum anfangen sollten. Da hatte der Vater ein prächtiges Schloß, von Gärten, Wäldern und Wiesen umgeben, als wenn ein Fürst darin wohnen sollte. Und als es fertig war, sagte die Mutter „ich habe ein Mädchen für dich ausgesucht, in drei Tagen soll die Hochzeit sein.“ Der Sohn war mit allem zufrieden, was die Eltern wollten.

Die arme Königs-Tochter hatte lange vor der Stadt gestanden und auf die Rückkehr des Flüglings gewartet. Als es Abend ward, sprach sie „gerade hat er seine Eltern auf die rechte Wange geküßt, und hat mich vergessen.“ Ihr Herz war voll Trauer, sie wünschte sich in ein einsames Waldhäuschen und wollte nicht wieder an den Hof ihres Vaters zurück. Jeden Abend ging sie in die Stadt, und ging an seinem Haus vorbei: er sah sie manchmal, aber er kannte sie nicht mehr. Endlich hörte sie wie die Leute sagten „morgen wird seine Hochzeit gefeiert.“ Da sprach sie „ich will versuchen ob ich sein

Herz wieder gewöhne.“ Als der erste Hochzeitstag gefeiert war, da drehle sie ihren Wunschring und sprach „ein Kleid so glänzend wie die Sonne.“ Als bald lag das Kleid vor ihr und war so glänzend, als wenn es aus lauter Sonnenstrahlen gewebt wäre. Als alle Gäste sich verjüngt hatten, so trug sie in den Saal. Jedermann wunderte sich über das schöne Kleid, am meisten die Braut, und da sah sie die ihre großen Lust waren, so ging sie zu der Freundin und fragte ob sie es ihr verkaufen wolle. „Nicht Geld nicht,“ antwortete sie, „aber wenn ich die erste Nacht vor der Thür verweilen darf, wo der Bräutigam schläft, so will ich es hingeben.“ Die Braut konnte ihr Verlangen nicht bezwingen und willigte ein, aber sie mischte dem Bräutigam einen Schlaftrunk in seinen Nachtrunk, wodurch er in tiefen Schlaf versank. Als nun alles still geworden war, so kletterte sich die Königs-Tochter vor die Thür der Schlafkammer, öffnete sie ein wenig und kief hinein

„Trommler, Trommler, hör mich an,
Hast du mich denn ganz vergessen?
Hast du auf dem Rabenberg nicht bei mir gesessen?
Habe ich vor der Hexe nicht bewahrt dein Leben?
Hast du mich auf Thron nicht die Hand gegeben?
Trommler, Trommler, hör mich an.“

Aber es war alles vergeblich, der Trommler machte nicht an und als der Morgen anbrach, mußte die Königs-Tochter unversehrt wieder fortgehen. Am zweiten Abend drehte sie ihren Wunschring und sprach „ein Kleid so sicher als der Mond.“ Als sie mit dem Kleid, das so zart war, wie der Mondschein, bei dem Fest erschien, erregte sie wieder das Verlangen der Braut und gab es ihr für die dritte Nacht nach der zweiten Nacht vor der Thür der Schlafkammer anbringen zu dürfen. Da kief sie in nächtlicher Stille

„Trommler, Trommler, hör mich an,
Hast du mich denn ganz vergessen?
Hast du auf dem Rabenberg nicht bei mir gesessen?
Hast du mich auf Thron nicht die Hand gegeben?“

Habe ich vor der Hefe nicht bewahrt dein Leben?
 Hast du mir auf Treue nicht die Hand gegeben?
 Trommler, Trommler, hör mich an."

Aber der Trommler, von dem Schlaftrunk betäubt, war nicht zu erwecken. Traurig ging sie den Morgen wieder zurück in ihr Waldhaus. Aber die Leute im Haus hatten die Klage des fremden Mädchens gehört und erzählten dem Bräutigam davon: sie sagten ihm auch daß es ihm nicht möglich gewesen wäre etwas davon zu vernachlässen, weil sie ihm einen Schlaftrunk in den Wein geschüttet hätten. Am dritten Abend drehete die Königstochter den Wunschring und sprach „ein Pferd silmernd wie Sterne.“ Als sie sich darin auf dem Fest zeigte, war die Braut über die Pracht des Kleides, das die andern weit übertraf, ganz außer sich und sprach „ich soll und muß es haben.“ Das Mädchen gab es, wie die andern, für die Erlaubnis die Nacht vor der Thüre des Bräutigams zuzubringen. Der Bräutigam aber trank den Wein nicht, der ihm vor dem Schlafengehen gereicht wurde, sondern goß ihn hinter das Bett. Und als alles im Haus still geworden war, so hörte er eine sanfte Stimme, die ihn anrief

„Trommler, Trommler, hör mich an,
 Hast du mich denn ganz vergessen?
 Hast du auf dem Glasberg nicht bei mir gespeist?
 Habe ich vor der Hefe nicht bewahrt dein Leben?
 Hast du mir auf Treue nicht die Hand gegeben?
 Trommler, Trommler, hör mich an."

Plötzlich kam ihm das Gedächtnis wieder. „Ach," rief er, wie habe ich so treulos handeln können, aber der Jüngling, den ich meinen Eltern in der Freude meines Herzens auf die rechte Wange gegeben habe, der ist schuld daran, der hat mich betäubt.“ Er sprang auf, nahm die Königstochter bei der Hand und führte sie zu dem Bett seiner Eltern. „Das ist meine rechte Braut," sprach er, wenn ich die andere heirate, so thue ich großes Unrecht.“ Die Eltern, als sie hörten wie alles sich zugegetragen hatte, willigten ein. Da wurden die Lichter im

Saal wieder angezündet, Pauken und Trompeten herbe holt, die Freunde und Verwandten eingeladen wieder zu sein, und die wahre Hochzeit ward mit großer Freude gefeiert. Die erste Braut bekleidete die schönen Kleider zur Entschädigung und gab sich zufriden.

194.

Die Kornähre.

Vorzelten, als Gott noch selbst auf Erden wandelte war die Fruchtbarkeit des Bodens viel größer als sie jetzt. Damals trugen die Ähren nicht fünfzig- oder sechzigköpfig, denn vier- bis fünf- oder sechshundertköpfig. Da wuchsen die Körner Palm von unten bis oben hinauf: so lang er war, so war auch die Ähre. Aber wie die Menschen sind, im Alter nachlassen sie des Segens nicht mehr, der von Gott kommen wird gleichgültig und gleichgültig. Eines Tages ging Frau an einem Kornfeld vorbei, und ihre kleine Maid, neben ihr sprang, fiel in eine Pfille und beschmutzte sich sehr. Da rief die Mutter eine Handvoll der schönen Ähre ab und reinigte ihn damit das Kleid. Als der Herr, der vorüberkam, das sah, zürnte er und sprach „Dortan soll Kornhaum keine Ähre mehr tragen: die Menschen sind himmlischen Gabe nicht länger wert.“ Die Knustehenden das hörten, erschrafen, stiegen auf die Knie und stiegen, da noch etwas mühe an dem Palm stehen lassen: wenn sie es auch nicht verdrehten, doch der unschuldigen Mäuer die sonst verhungern müßten. Der Herr, der ihre Schuld ansah, erbarnte sich und gewährte die Bitte. Also wuchsen die Ähre übrig, wie sie jetzt wächst.

195.

Der Krabbeligel.

Ein reicher Bauer stand eines Tags in seinem Hof schaute nach seinen Feldern und Gärten: das Korn in der Trüßig heran und die Obstbäume hingen voll Früchte.

Getreide des vorigen Jahres Tag noch in so mickeligen Haufen auf dem Boden, daß es kaum die Balken tragen konnten. Dann ging er in den Stall, da standen die gemästeten Ochsen, die fetten Kühe und die spiegelglatten Pferde. Endlich ging er in seine Stube zurück und warf seine Blicke auf die eisernen Kasten, in welchen sein Geld lag. Als er so stand, und seinen Reichthum über sah, klopfte es auf einmal heftig bei ihm an. Es klopfte aber nicht an die Thüre seiner Stube, sondern an die Thüre seines Herzens. Sie that sich auf und er hörte eine Stimme, die zu ihm sprach, „hast du den Bedulgen damit wohl gethan? hast du die Noth der Armen angesehen? hast du mit den Hungerigen dein Brod geteilt? war dir genug was du besahest oder hast du noch immer mehr verlangt?“ Das Herz zögerte nicht mit der Antwort „ich bin hart und unerbittlich gewesen und habe den Bedulgen niemals etwas Gutes erzeigt. Ist ein Armer gekommen, so habe ich mein Auge weg gewendet. Ich habe mich um Gott nicht bekümmert, sondern nur an die Mehrung meines Reichthums gedacht. Wäre alles mein eigen gewesen, was der Himmel bedeckte, dennoch hätte ich nicht genug gehabt.“ Als er diese Antwort vernahm, erschrak er heftig: die Augen stiegen an ihm zu altern und er mußte sich niedersehen. Da klopfte es abermals an, aber es klopfte an die Thüre seiner Stube. Es war sein Nachbar, ein armer Mann, der ein Hänschen Kinder hatte, die er nicht mehr sättigen konnte. „Ich weiß,“ dachte der Arme, „mein Nachbar ist reich, aber er ist ebenso hart: ich glaube nicht daß er mir hilft, aber meine Kinder schreien nach Brod, da will ich es wagen.“ Er sprach zu dem Reichen „Ihr gebt nicht leicht etwas von dem Euerigen weg, aber ich sehe da wie einer, dem das Wasser bis an den Kopf geht: meine Kinder hungern, leih mir vier Maister Korn.“ Der Reiche sah ihn lange an, da begann der erste Sonnenstrahl der Wille einen Tropfen von dem Eis der Habsucht abzuschmelzen. „Vier Maister will ich dir nicht leihen,“ antwortete er, „sondern achte will ich dir schenken, aber eine Bedingung mußt du erfüllen.“

— „Was soll ich thun?“ sprach der Arme. „Wenn ich to bin, sollst du drei Nächte an meinem Grabe wachen.“ Den Bauer ward bei dem Antrag unheimlich zu Mut, doch in der Not, in der er sich befand, hätte er alles bewilligt: er sagt also zu und lug das Korn heim.

Es war, als hätte der Dackel vorausgesehen was geschehen würde, nach drei Tagen fiel er plötzlich tot zur Erde; man wußte nicht recht wie es zugegangen war, aber niemand trauerte um ihn. Als er bestattet war, fiel dem Armen sein Versprechen ein: gerne wäre er davon entbunden gewesen, aber er dachte, „er hat sich gegen dich doch mildthätig erwiesen, du hast mich mein Korn deiner hungerigen Kinder gesät, und wäre das auch nicht, du hast einmal das Versprechen gegeben und mußt du es halten.“ Bei einbrechender Nacht ging er auf den Kirchhof und setzte sich auf den Grabhügel. Es war alles still um der Mond schien über die Grabhügel und manchmal flog eine Ente vorbei und ließ ihre kläglichen Töne hören. Als die Sonne aufging, begab sich der Arme ungeschädet heim und ebenso ging die zweite Nacht ruhig vorüber. Den Abend des dritten Tags empfand er eine besondere Angst, es war ihm als stünde noch etwas bevor. Als er hinaus kam, erblickte er an der Mauer des Kirchhofs einen Mann, den er noch nicht gesehen hatte. Er war nicht mehr jung, hatte Narben im Gesicht und seine Augen blickten scharf und feurig umher. Er war ganz von einem alten Mantel bedeckt und nur große Metterstiefeln waren sichtbar. „Was sucht Ihr hier?“ redete ihn der Bauer an, „grnselt Euch nicht auf dem einsamen Kirchhof?“ — „Ich suche nichts,“ antwortete er, „aber ich fürchte auch nichts. Ich bin wie der Junge, der ausging das Wissen zu lernen, und sich vergeblich bemühte, der aber belau die Königstochter zur Frau und mit ihr große Reichthümer und ich bin immer arm geblieben. Ich bin nichts als ein abgedankter Soldat und will hier die Nacht zubringen, weil ich sonst kein Obdach habe.“ — „Wenn Ihr keine Furcht habt,“ sprach der Bauer, „so bleib bei mir und hebst mir dort den

Grabhügel bewachen.“ — „Wacht halten ist Sache des Soldaten,“ antwortete er, „was uns hier begegnet, Gutes oder Böses, das wollen wir gemeinschaftlich tragen.“ Der Bauer schlug ein und sie legten sich zusammen auf das Grab.

Alles blieb still bis Mitternacht, da ertönte auf einmal ein schneidendes Pfeifen in der Luft, und die beiden Wächter erblickten den Bösen, der selbsthaftig vor ihnen stand. „Fort, ihr Hottenten,“ rief er ihnen zu, „der in dem Grab liegt, ist mein: ich will ihn holen, und wo ihr nicht weggeht, dreh ich euch die Hälse um.“ — „Herr mit der roten Feder,“ sprach der Soldat, „Ihr seid mein Hauptmann nicht, ich brauch Euch nicht zu gehorchen, und das Furchten hab ich noch nicht gelernt. Geht Eurer Wege, wir bleiben hier sitzen.“ Der Teufel dachte „mit Gold säugst du die zwei Haderlumpen am besten,“ zog gelindere Saiten an und fragte ganz zutraulich ob sie nicht einen Beutel mit Gold annehmen und damit heim gehen wollten. „Das läßt sich hören,“ antwortete der Soldat, „aber mit einem Beutel voll Gold ist uns nicht gedient: wenn Ihr so viel Gold geben wollt, als da in einem von meinen Stiefeln geht, so wollen wir Euch das Feld räumen und abziehen.“ — „So viel habe ich nicht bei mir,“ sagte der Teufel, „aber ich will es holen: in der benachbarten Stadt wohnt ein Wechsler, der mein guter Freund ist, der steckt mir gerne so viel vor.“ Als der Teufel verschwunden war, zog der Soldat seinen linken Stiefel aus und sprach „dem Kohlenbrenner wollen wir schon eine Nase drehen: gebt mir nur Euer Messer, Gevatter.“ Er schnitt von dem Stiefel die Sohle ab und stellte ihn neben den Hügel in das hohe Gras an den Rand einer halb überwachsenen Grube. „So ist alles gut“ sprach er, „nun kann der Schornsteinfeger kommen.“

Beide setzten sich und warteten, es dauerte nicht lange, so kam der Teufel und hatte ein Säckchen Gold in der Hand. „Schüttet es mir hinein,“ sprach der Soldat und hob den Stiefel ein wenig in die Höhe, „das wird aber nicht genug sein.“ Der Schwarze leerte das Säckchen, das Gold fiel durch

iter den wil se dor mit hihit över lopen un wil hihit hollen,
 he ioax vallen schul. Do lopt se dar mit 'nommer över,
 as se dar inden up slint, do glit de Königsdochter ut un
 , un de Glasbarg de deit siel apen, un se schliit darin
 dor: un de Bröggam de kan nich seu ioax se herdör kamen
 den de Barg het siel giel wär to dan. Do sommert un
 t hr so väl, un de König is of so trorig un let den Barg
 wedder weg braken un ment he wil är wedder ut frigen,
 t se könt de Stä ut sinuen wär se hendol vollen is. Uemmer-
 ra is de Königsdochter ganz dep in de Grunt in 'u grote
 kamen. Do kumt är dar 'u ollen Kärk mit 'u ganzen
 ren granen Wart to möt, un de segt wen se sin Magd
 er wil un all den wat he bevest, den schal se siben biben,
 ers will he är sinbrugen. Do deit se of ioat he är segt.
 Morgens den fricht he sin Ledder ut de Tast un legt de
 den Barg un slicht darmit to 'u Borge heunt: un den lukt
 de Ledder na siel sinhoch mit siel heunt. Un den wunt se
 Meten taken und sin Bedd maken un all sin Arbeit don,
 den, wen he wedder in Gns kumt, den bringt he allsil 'u
 wen Golt un Silber mit. As se al väl jareu bi en wäsen
 un al ganz oft wurden is, do het he är Fro Wansrot,
 se möt hihit of Minkrank heten. Do is he of ins en-
 ut, do maakt se hihit sin Bedd un washt sin Schüttels,
 do maakt se de Dören un Fenster all dicht to, un do is
 so 'u Schuf wäsen, ioax 't Recht herin schint het, dat let
 pen. As d' of Minkrank do wedder kumt, do klopt he an
 Dör un röpt „Fro Wansrot, do mi d' Dör apen.“ —
 ,“ segt se, „It do di, of Minkrank, d' Dör nich apen.“
 segt he

„Sir sta ik arme Minkrank
 up min süventeln Beuen laut,
 up min en vergallten Bot,
 Fro Wansrot, wase mi d' Schüttels.“

Heb diu Schüttels al wuschen“ segt se. Do segt he wedder

„Sir sta ik arme Minkrank
 up min süventeln Beuen laut,

Nu mi en vergällten Mat,
 Fro Wandrot, wat mi 't kledd."

„'t heb din Wedd al maak" sejt se. Do sejt he wedder

„Ade sta ik arme Mintraut
 Nu mi sjuukeln kleen laut,
 Nu mi en vergällten Mat,
 Fro Wandrot, do mi d' Dör open."

Do löpt he all runt um sin Düs to nu siit dat de lütke Puf dar open is, do denkt he „du schaff doch ins losen wal se dar wol maak, wannu dat se mi d' Dör wol nich open don wöl. Du wöl he dar dör klen un kan den stop dar mi dör freigen unu sin langen Wart. Do siit he sin Wart dar erst dör de Puf, nu as he de dar hendör hel, do geit Fro Wandrot bi nu schust de Puf grad to mit 'n Mant, de se dar an binnen hel, un de Wart blift darin vast sitten. Do singt he so jamertlik an to seiten, dat dest um so sör; nu do blidd' he är se mag um wedder los talen. Do sejt se er nich as hel he hir de Fedder deit, war he mit to'n Warg herut sticht. Do umg he willen oder nich, he wol är seggen war de Fedder is. Do blut se 'n ganzen langen Mant dar an de Schuf, nu do legt se de Fedder un mi sticht to 'n Warg herut: nu as se kamen is, da lufft se de Schuf open. Do geit se na hür Vader hen un vertelt wo dat in all gau is. Do frut de König siel sa nu hir Brügan is dar of noch, nu do gal se hen nu grabt den Warg up nu schaut den ollen Mintraut mit all sin Golt sin Silber darin. Do tel de König den ollen Mintraut dat maken, und all sin Silber un Golt nimt he mit. Do seicht de Königsdachter den ollen Brügan noch von Mann, nu se löbt recht vergnügt un heitlich un lu Freuden.

117.

Die Krystallugel.

Es war einmal eine Zauberin, die hatte drei Söhne, die sich wunderlich liebten; aber die Alte konnte ihnen nicht und dachte sie wollten ihr ihre Macht rauben. Da verwundete sie

den ältesten in einen Adler, der mußte auf einem Felsengebirge hansen, und man sah ihn manchmal am Himmel in großen Kreisen auf und nieder schweben. Den zweiten verwandelte sie in einen Wolfsh, der lebte im tiefen Meer, und man sah nur wie er zuweilen einen mächtigen Wasserstrahl in die Höhe warf. Beide hatten nur zwei Stunden jeden Tag ihre menschliche Gestalt. Der dritte Sohn, da er fürchtete sie möchte ihn auch in ein reißendes Tier verwandeln, in einen Wären oder einen Wolf, so ging er heimlich fort. Er hatte aber gehört daß auf dem Schloß der goldenen Sonne eine verwunschene Königs Tochter säße, die auf Erlösung harrete: es mußte aber jeder sein Leben daran wagen, schon dreihundzwanzig Minslinge wären eines jämmerlichen Todes gestorben und nur noch einer übrig, dann dürfte keiner mehr kommen. Und da sein Herz ohne Furcht war, so sagte er den Entschluß das Schloß von der goldenen Sonne aufzusuchen. Er war schon lange Zeit herum gezogen, und hatte es nicht finden können, da geriet er in einen großen Wald und wußte nicht wo der Ausgang war. Auf einmal erblickte er in der Ferne zwei Wiesen, die winkten ihm mit der Hand, und als er zu ihnen kam, sprachen sie „wir streiten um einen Hnt, wenn er zugehören soll, und da wir beide gleich stark sind, so laun keiner den andern überwältigen: die kleinen Menschen sind kliger als wir, daher wollen wir dir die Entscheidung überlassen.“ — „Wie könnt ihr euch um einen alten Hnt streiten?“ sagte der Minsling. „Du weißt nicht was er für Eigenschaften hat, es ist ein Wunschhut, wer den aufsetzt, der laun sich hinwünschen wohin er will, und im Augenblick ist er dort.“ — „Gebt mir den Hnt“ sagte der Minsling, „ich will ein Stück Wegs gehen, und wenn ich euch dann rufe, so launt mir die Welte, und wir am ersten bei mir ist, dem soll er gehören.“ Er setzte den Hnt auf und ging fort, dachte aber an die Königs Tochter, vergaß die Wiesen und ging immer weiter. Einmal senkte er aus Herzensgrund und rief, „ach, wäre ich doch auf dem Schloß der goldenen Sonne!“ Und laun waren die Worte über seine

Tippen, so stand er auf einem hohen Berg vor dem Thor des Schlosses.

Er trat hinein und ging durch alle Zimmer, bis er in dem letzten die Königstochter fand. Aber wie erschrocken er, als er sie ansah: sie hatte ein aschgraues Gesicht voll Düngelei, trübte Augen und rote Haare. „Seid Ihr die Königstochter, deren Schönheit alle Welt rühmt?“ rief er aus. „Nein,“ erwiderte sie, „das ist meine Gestalt nicht, die Augen der Weisen können mich nur in dieser Hässlichkeit erblicken, aber da mit du weißt wie ich aussehe, so schau in den Spiegel, der läßt sich nicht lügen machen, der zeigt dir mein Bild, wie es in Wahrheit ist.“ Sie gab ihm den Spiegel in die Hand und er sah darin das Abbild der schönsten Jungfrau, die auf der Welt war, und sah, wie ihr vor Traurigkeit die Thränen über die Wangen rollten. Da sprach er „wie kannst du erlöst werden? Ich sehe keine Gefahr.“ Sie sprach „wer die krystallne Kugel erlangt und hält sie dem Zauberer vor, der bricht damit seine Macht, und ich kehre in meine wahre Gestalt zurück. Nein,“ setzte sie hinzu, „schon so mancher ist darin in seinen Tod gegangen, und du junges Blut, du kannst nicht, wenn du dich in die großen Gefährlichkeiten begibst.“ — „Nicht kann nichts abhalten,“ sprach er, „aber sage mir was ich thun muß.“ — „Du sollst alles wissen,“ sprach die Königstochter, „wenn du den Berg auf dem das Schloß steht hinabgehst, so wirst unten an einer Quelle ein wilder Auerhahn stehen, mit dem mußt du kämpfen. Und wenn es dir gelingt ihn zu töten, so wirst sich aus ihm ein feuriger Vogel erheben, der trägt in seinem Leib ein glühendes Ei, und in dem Ei steckt als Dotter die krystallne Kugel. Er läßt aber das Ei nicht fallen, bis er dazu gedrängt wird, fällt es aber auf die Erde, so glühet es und verbrennt alles in seiner Nähe und das Ei selbst zerschmilzt und mit ihm die krystallne Kugel und all deine Mühe ist vergeblich gewesen.“

Der Klingling stieg hinauf zu der Quelle, wo der Auerhahn stand und ihn anbrüllte. Nach langem Kampf fiel

er ihm sein Schwert in den Leib und er sank nieder. Augenblicklich erhob sich aus ihm der Feuervogel und wollte fortfliegen, aber der Adler, der Bruder des Jünglings, der zwischen den Wolken daher zog, stürzte auf ihn herab, jagte ihn nach dem Meer hin und steß ihn mit seinem Schnabel an, so daß er in der Bedrängniß das Ei fallen lies. Es fiel aber nicht in das Meer, sondern auf eine Fischerhütte, die am Ufer stand, und die stug gleich an zu rauchen und wollte in Flammen ausgehen. Da erhoben sich im Meer haushohe Wellen, strömten über die Hütte und bezwangen das Feuer. Der andere Bruder, der Walfsch, war herangeschwommen und hatte das Wasser in die Höhe getrieben. Als der Brand gelöscht war, suchte der Jüngling nach dem Ei und fand es glücklicherweise: es war noch nicht geschmolzen, aber die Schale war von der plötzlichen Abkühlung durch das kalte Wasser zerbröckelt und er konnte die Krystallkugel umverkehrt herausnehmen.

Als der Jüngling zu dem Zauberer ging und sie ihm vorhielt, so sagte dieser „meine Macht ist zerstört und du bist von nun an der König vom Schloß der goldenen Sonne. Auch deinen Brüdern kannst du die menschliche Gestalt damit zurückgeben.“ Da eilte der Jüngling zu der Königslochter, und als er in ihr Zimmer trat, so stand sie da in vollem Glanz ihrer Schönheit, und beide wechselten voll Freude ihre Kluge miteinander.

198.

Jungfrau Maleen.

Es war einmal ein König, der hatte einen Sohn, der warb um die Tochter eines mächtigen Königs, die hieß Jungfrau Maleen und war wunderschön. Weil ihr Vater sie einem andern geben wollte, so ward sie ihm versagt. Da sich aber beide von Herzen liebten, so wollten sie nicht voneinander lassen, und die Jungfrau Maleen sprach zu ihrem Vater „ich laun und wilß keinen andern zu meinem Gemahl nehmen.“ Da geriet der Vater in Zorn und ließ einen flussigen Turm bauen,

in den kein Strahl von Sonne oder Mond fiel. Als er fertig war, sprach er „darin sollst du sieben Jahre lang sitzen, dann will ich kommen und sehen ob dein trostiger Sinn gebrochen ist.“ Für die sieben Jahre ward Speise und Trank in den Turm getragen, dann ward sie und ihre Kammerjungfer hineingeführt und eingemauert, und also von Himmel und Erde geschieden. Da saßen sie in der Finsternis, wußten nicht wann Tag oder Nacht anbrach. Der Königssohn ging oft um den Turm herum und rief ihren Namen, aber kein Laut drang von außen durch die dicken Mauern. Was konnten sie anders thun als jammern und klagen? Indessen ging die Zeit dahin und an der Abnahme von Speise und Trank merkten sie daß die sieben Jahre ihrem Ende sich näherten. Sie dachten der Augenblick ihrer Erlösung wäre gekommen, aber kein Hammerschlag ließ sich hören und kein Stein wollte aus der Mauer fallen: es schien als ob ihr Vater sie vergessen hätte. Als sie nur noch für kurze Zeit Nahrung hatten und einen jämmerlichen Tod voraus sahen, da sprach die Jungfrau Mäleen „wir müssen das letzte versuchen und sehen ob wir die Mauer durchbrechen.“ Sie nahen das Brodmesser, grub und bohrte an dem Mörtel eines Steins, und wenn sie müd war, so löste sie die Kammerjungfer ab. Nach langer Arbeit gelang es ihnen einen Stein heraus zu nehmen, dann einen zweiten und dritten, und nach drei Tagen fiel der erste Lichtstrahl in ihre Dunkelheit, und endlich war die Öffnung so groß daß sie hinaus schauen konnten. Der Himmel war blau, und eine frische Lust wehte ihnen entgegen, aber wie traurig sah rings umher alles aus: das Schloß ihres Vaters lag in Trümmern, die Stadt und die Dörfer waren, so weit man sehen konnte, verbrannt, die Felder wett und breit verheert: keine Menschenseele ließ sich erblicken. Als die Öffnung in der Mauer so groß war, daß sie hindurchschlüpfen konnten, so sprang zuerst die Kammerjungfer herab und dann folgte die Jungfrau Mäleen. Aber wo sollten sie sich hinwenden? Die Heide hatten das ganze Reich verölkert, den König verjagt und alle Einwohner er-

schlagen. Sie wanderten fort in ein anderes Land zu suchen, aber sie fanden nirgend ein Obdach oder einen Menschen, der ihnen einen Kissen Brod gab, und ihre Mut war so groß daß sie ihren Hunger an einem Brenneisesskrauch stillen mußten. Als sie nach langer Wanderung in ein anderes Land kamen, boten sie überall ihre Dienste an, aber wo sie aufklopften wurden sie abgewiesen, und niemand wollte sich ihrer erbarmen. Endlich gelangten sie in eine große Stadt und gingen nach dem königlichen Hof. Aber auch da hieß man sie weiter gehen, bis endlich der Koch sagte sie könnten in der Küche bleiben und als Aschenputtel dienen.

Der Sohn des Königs, in dessen Reich sie sich befanden, war aber gerade der Verlobte der Jungfrau Maleen gewesen. Der Vater hatte ihm eine andere Braut bestimmt, die ebenso häßlich von Angesicht als böß von Herzen war. Die Hochzeit war festgesetzt und die Braut schon angelangt, bei ihrer großen Häßlichkeit aber ließ sie sich vor niemand sehen und schloß sich in ihre Kammer ein, und die Jungfrau Maleen mußte ihr das Essen aus der Küche bringen. Als der Tag heran kam, wo die Braut mit dem Bräutigam in die Kirche gehen sollte, so schämte sie sich ihrer Häßlichkeit und suchte wenn sie sich auf der Straße zeigte, wurde sie von den Leuten verpöbelt und ausgelacht. Da sprach sie zur Jungfrau Maleen „dir steht ein großes Glück bevor, ich habe mir den Fuß veretreten und kann nicht gut über die Straße gehen: du sollst meine Brautkleider anziehen und meine Stelle einnehmen: eine größere Ehre kann dir nicht zu teil werden.“ Die Jungfrau Maleen aber schlug es aus und sagte „ich verlange keine Ehre, die mir nicht gebührt.“ Es war auch vergeblich daß sie ihr Gold anbot. Endlich sprach sie zornig „wenn du mir nicht gehorchst, so kostet es dir dein Leben: ich brauche nur ein Wort zu sagen, so wird dir der Kopf vor die Kiste gelegt.“ Da mußte sie gehorchen und die prächtigen Kleider der Braut samt ihrem Schmuck anlegen. Als sie in dem königlichen Saal trat traten alle über ihre große Schönheit und der König

sagte zu seinem Sohn „das ist die Braut, die ich dir ausgesucht
wählt habe und die du zur Kirche führen sollst.“ Der Bräutigam
erstaunte und dachte „sie gleicht meiner Jungfrau Mäleen“
und ich würde glauben sie wäre es selbst, aber die sitzt schon
lange im Turm gefangen oder ist tot.“ Er nahm sie an der
Hand und führte sie zur Kirche. Im dem Wege stand ein
Brennesteinbusch, da sprach sie

„Brennesteinbusch,
Brennesteinbusch se Aene,
Wat stelli du hier allene?
Ist hej de Töt geweten
Da hej ik dy ingesaben -
Ingebraben elen.“

„Was sprichst du da?“ fragte der Königssohn. „Nichts,“ ant-
wortete sie; „ich dachte nur an die Jungfrau Mäleen.“ Er
verwunderte sich daß sie von ihr wußte, schwieg aber still. Als
sie an den Steg vor dem Kirchhof kamen, sprach sie

„Karkpegels, brük nich,
Wiltu de rechte Brüt nich.“

„Was sprichst du da?“ fragte der Königssohn. „Nichts,“ ant-
wortete sie; „ich dachte nur an die Jungfrau Mäleen.“ -
„Kennst du die Jungfrau Mäleen?“ — „Nein,“ antwortete
sie; „wie sollt ich sie kennen, ich habe nur von ihr gehört.“
Als sie an die Kirchthüre kamen, sprach sie abermals

„Karkendör, brük nich,
Wiltu de rechte Brüt nich.“

„Was sprichst du da?“ fragte er. „Nichts,“ antwortete sie; „ich
habe nur an die Jungfrau Mäleen gedacht.“ Da zog er ein
kostbares Geschmeide hervor, legte es ihr an den Hals und
hatte die Kettenringe ineinander. Darauf traten sie in die
Kirche und der Priester legte vor dem Altar ihre Hände inein-
einander und vermählte sie. Er führte sie zurück, aber sie sprach
auf dem ganzen Weg kein Wort. Als sie wieder in dem könig-
lichen Schloß angekommen waren, eilte sie in die Kammer der
Braut, legte die prächtigen Kleider und den Schmuck ab, zog

ihren grauen Mittel an und befehlte mir das Geschmeide um den Hals, daß sie von dem Bräutigam empfangen hatte.

Als die Nacht heran kam und die Braut in das Zimmer des Königssohns sollte geliehet werden, so ließ sie den Schleier über ihr Gesicht fallen, damit er den Betrug nicht merken sollte. Sobald alle Leute fortgegangen waren, sprach er zu ihr „was hast du doch zu dem Brennefesselbusch gesagt, der an dem Weg stand?“ — „Zu welchem Brennefesselbusch?“ fragte sie, „ich spreche mit keinem Brennefesselbusch.“ — „Wenn du es nicht gethan hast, so bist du die rechte Braut nicht,“ sagte er. Da haßte sie sich und sprach

„Mut hermet na myne Maegt,
De my myn Gebanten draegt.“

Sie ging hinaus und fuhr die Jungfrau Malcen an, „Dirne, was hast du zu dem Brennefesselbusch gesagt?“ — „Ich sagte nichts als

Brennefesselbusch,
Brennefesselbusch so kene,
Wat siefst du hier alken?
Al hef de Tzt geweten,
Da hef ik by ungesaden
ungebraden eten.“

Die Braut lief in die Kammer zurück und sagte „jetzt weiß ich was ich zu dem Brennefesselbusch gesprochen habe, und wiederholte die Worte, die sie eben gehört hatte. „Aber was sagtest du zu dem Kirchsstieg, als wir darüber gingen?“ fragte der Königssohn. „Zu dem Kirchsstieg?“ antwortete sie, „ich spreche mit keinem Kirchsstieg.“ — „Dann bist du auch die rechte Braut nicht.“ Sie sagte wiederum

„Mut herut na myne Maegt,
De my myn Gebanten draegt.“

Sie ging hinaus und fuhr die Jungfrau Malcen an, „Dirne, was hast du zu dem Kirchsstieg gesagt?“ — „Ich sagte nichts als

Kirchsstieg, brif ik ik,
Wan de rechte Brut ik ik.“

Hand, ließ sich neben ihm auf das Gras nieder und streckte seine Beine aus. „Ich sehe du hast seine Stiefel an, die glänzend gewichst sind,“ sagte er zu dem Jäger, „wenn du abhervinziehst nichtstest wie ich, so würden sie nicht lange halten. Schau die meinigen an, die sind von Wildstleder und haben schon lange gedient, gehen aber durch die und durch.“ Nach einer Weile stand der Soldat auf und sprach „ich kann nicht länger bleiben, der Hunger treibt mich fort. Aber, wo der Wildstiefel, wohinans geht der Weg?“ — „Ich weiß selber nicht,“ antwortete der Jäger, „ich habe mich in dem Wald verirrt.“ — „So geht dir's ja, wie mir“ sprach der Soldat, „gleich und gleich gesellt sich gern, wir wollen miteinander bleiben und den Weg suchen.“ Der Jäger lachte ein wenig, und sie gingen zusammen fort immer weiter, bis die Nacht einbrach. „Wir können aus dem Wald nicht heraus“ sprach der Soldat, „aber ich sehe dort in der Ferne ein Licht schimmern, da wird's etwas zu essen geben.“ Sie fanden ein Steinhäus, klopfen an die Thüre und ein altes Weib öffnete. „Wir suchen ein Nachquartier“ sprach der Soldat, „und etwas Nahrung für den Magen, denn der mehlige so leer wie ein aller Kornstier.“ — „Hier könnt ihr nicht bleiben,“ antwortete die Alte, „das ist ein Mäuerhaus, und ihr thut am klügsten daß ihr euch fortmacht, bevor sie herkommen, denn finden sie euch, so seid ihr verloren.“ — „Es wird so schlimm nicht sein,“ antwortete der Soldat, „ich habe seit zwei Tagen keinen Bissen genossen, und es ist mir nicht egal ob ich hier umkomme oder im Wald vor Hunger sterbe. Ich gehe herein.“ Der Jäger wollte nicht folgen, aber der Soldat zog ihn am Ärmel mit sich: „komm, Bruderherz, wird nicht gleich an den Mäuren gehen.“ Die Alte hatte mitgesehen und sagte „steht hinter den Ofen, wenn sie etwas überlassen und eingeschlafen sind, so will ich's euch zustechen.“ Man saßen sie in der Ecke, so kamen zwölf Männer herein gestritten, setzten sich an den Tisch, der schon gedeckt war, und forderten mit Ungestüm das Essen. Die Alte trug einen großen Korb

ten herein, und die Mänber ließen sich's wohl schmecken. Als der Geruch von der Speise dem Soldaten in die Nase stieg, sagte er zum Jäger „ich halt's nicht länger aus, ich setze mich an den Tisch und esse mit.“ — „Du bringst uns uns Leben“ sprach der Jäger und hielt ihn am Arm. Aber der Soldat fing an laut zu husten. Als die Mänber das hörten, warfen sie Messer und Gabel hin, sprangen auf und entdeckten die beiden hinter dem Ofen. „Aha, ihr Herrn,“ riefen sie, „sitzt ihr in der Ecke? was wollt ihr hier? seid ihr als Skundschafster ausgeschickt? wartet, ihr sollt an einem andren Ort das Fylgen lernen.“ — „Nur manterlich“ sprach der Soldat, „mich hungert, gebt mir zu essen, hernach kommt ihr mit mir machen was ihr wollt.“ Die Mänber stutzten und der Anführer sprach „ich sehe du schlechtest dich nicht, gut, Essen sollst du haben, aber hernach umst du sterben.“ — „Das wird sich finden“ sagte der Soldat, setzte sich an den Tisch und fing an tapfer in den Braten einzuhauen. „Bruder Blasstiesel, komm und isß,“ rief er dem Jäger zu, „du wirst hungrig sein, so gut als ich, und einen bessern Braten kannst du zu Haus nicht haben;“ aber der Jäger wollte nicht essen. Die Mänber sahen dem Soldaten mit Erstaunen zu und sagten „der Kerl macht selne Umstände.“ Hernach sprach er „das Essen wäre schon gut, nun schaffst auch einen guten Trunk herbei.“ Der Anführer war in der Laune sich das auch noch gefallen zu lassen und rief der Alten zu „hol eine Flasche aus dem Keller und zwar von dem besten.“ Der Soldat zog den Kropfen heraus daß es kahlte, ging mit der Flasche zu dem Jäger und sprach „gleich acht, Bruder, du sollst dein blaues Wunder sehen: seht wilt ich eine Gesundheit auf die ganze Schypschast anbringen.“ Dann schwenkte er die Flasche über den Köpfen der Mänber, rief „ihr sollt alle leben, aber das Wank auf und die rechte Hand in der Höhe“ und that einen herzhafteu Zug. Kaum waren die Worte heraus, so saßen sie alle bewegungslos als wären sie von Steu, hatten das Wank offen und streckten den rechten Arm in die Höhe. Der Jäger sprach zu dem Soldaten „ich

sehe du kannst noch andere Kunststücke, aber nun komm und laß uns heim gehen.“ — „Oho, Bruderherz, das wäre zu früh abmarschirt, wir haben den Feind geschlagen und wollen erst Bente machen. Die sitzen da fest und sperren das Thauß vor Verwunderung an: sie dürfen sich aber nicht rühren bis ich es erlaube. Komm ich mit trink.“ Die Alte mußte noch eine Flasche von dem besten holen, und der Soldat stand nicht eher auf als bis er wieder für drei Tage gegessen hatte. Endlich als der Tag kam, sagte er „nun ist es Zeit daß wir das Bett abbrechen, und damit wir einen kurzen Marsch haben, so soll die Alte uns den nächsten Weg nach der Stadt zeigen.“ Als sie dort angelangt waren, ging er zu seinen alten Kameraden und sprach „ich habe dransien im Wald ein Nest von Vagelbögel aufgefunden, kommt mit, wir wollen es ansheben.“ Der Soldat führte sie an und sprach zu dem Jäger „du mußt wieder mit zirkel und ansehen wie sie flattern, wenn wir sie an den Füssen packen.“ Er stellte die Mannschaft rings um die Wänder herum, dann nahm er die Flasche, trank einen Schluck, schenkte sie über ihnen her und rief „ihr sollt alle leben!“ Augenblicklich hatten sie ihre Bewegung wieder, wurden aber niedergeworfen und an Händen und Füßen mit Stricken gebunden. Dann hieß sie der Soldat wie Säcke auf einen Wagen werfen und sagte „fahrt sie mir gleich vor das Gefängnis.“ Der Jäger aber nahm einen von der Mannschaft beiseite und gab ihm noch eine Bestellung mit.

„Bruder Wicksstiel“, sprach der Soldat, „wir haben den Feind glücklich überrennst und uns wohl genähert, jetzt wollen wir als Nachzügler in aller Nähe hinter her marschieren.“ Als sie sich der Stadt näherten, so sah der Soldat wie sich eine Menge Menschen aus dem Stadthor drängten, lautes Freudegeschrei erhuben und grüne Zweige in der Luft schwingen. Dann sah er daß die ganze Pelibwache herangezogen kam. „Was soll das heißen?“ sprach er ganz verwundert zu dem Jäger. „Weißt du nicht“ antwortete er, „daß der König lange Zeit aus seinem Reich eusernt war, heute kehrt er zurück, und da

gehen ihm alle entgegen.“ — „Aber wo ist der König“ sprach der Soldat, „ich sehe ihn nicht.“ — „Hier ist er,“ antwortete der Jäger, „ich bin der König und habe meine Ankunft melden lassen.“ Dann öffnete er seinen Jägerrock, daß man die königlichen Kleider sehen konnte. Der Soldat erschrak, fiel auf die Knie und bat ihn um Vergebung daß er ihn in der Unwissenheit wie jedesgleichen behandelt und ihn mit solchem Namen angeredet habe. Der König aber reichte ihm die Hand und sprach „du bist ein braver Soldat und hast mir das Leben gerettet. Du sollst keine Noth mehr leiden, ich will schon für dich sorgen. Und wenn du einmal ein Stüd guten Braten essen willst, so gut als in dem Mäuberhaus, so komm nur in die königliche Küche. Willst du aber eine Gesundheit ausbringen, so sollst du erst bei mir Erlaubnis dazu haben.“

200.

Der goldene Schlüssel.

Nur Winterzeit, als einmal ein kleiner Schnee lag, mußte ein armer Junge hinausgehen und Holz auf einem Schlitten holen. Als er es nun zusammengeführt und aufgeladen hatte, wollte er, weil er so erfroren war, noch nicht nach Haus gehen, sondern erst Feuer anmachen und sich ein bißchen wärmen. Da scharrte er den Schnee weg, und wie er so den Erdboden anströmte, fand er einen kleinen goldenen Schlüssel. Nun glaubte er wo der Schlüssel wäre, mußte auch das Schloß dazu sein, grub in der Erde und fand ein eisernes Kästchen. „Wenn der Schlüssel mir paßt!“ dachte er, „es sind gewiß kostbare Sachen in dem Kästchen.“ Er suchte, aber es war kein Schlüsselloch da, endlich entdeckte er eins, aber so klein daß man es kaum sehen konnte. Er probierte und der Schlüssel paßte glücklich. Da dachte er einmal herum, und nun müssen wir warten bis er vollends aufgeschlossen und den Deckel aufgemacht hat, dann werden wir erfahren was für wunderbare Sachen in dem Kistchen lagen.

Kinderlegenden.

1.

Der heilige Joseph im Walde.

Es war einmal eine Mutter, die hatte drei Töchter, dabei war die älteste mairig und böß, die zwelte schon viel besser, obgleich sie auch ihre Fehler hatte, die jüngste aber war ein frommes gutes Kind. Die Mutter war aber so wunderlich, daß sie gerade die älteste Tochter am liebsten hatte und die jüngste nicht leiden konnte. Daher schickte sie das arme Mädchen oft hinaus in einen großen Wald, um es sich vom Hage zu schaffen, denn sie dachte es würde sich verirren und nicht mehr wieder kommen. Aber der Schutzengel, den jedes fromme Kind hat, verließ es nicht, sondern brachte es immer wieder auf den rechten Weg. Einmal indessen that das Schutzenglein als wenn es nicht bei der Hand wäre, und das Mädchen konnte sich nicht wieder aus dem Walde herausfinden. Es ging immer fort bis es Abend wurde, da sah es in der Ferne ein Lichtchen brennen, lief darauf zu und kam vor eine kleine Hütte. Es klopfte an, die Thüre ging auf, und es gelang zu einer zweiten Thüre, wo es wieder anklopfte. Ein alter Mann, der einen schneeweißen Bart hatte und ehrwürdig aussah, machte ihn auf, und das war niemand anders als der heilige Joseph. Er sprach ganz freundlich „Komme, liebes Kind, setze dich ans Feuer auf mein Stühlchen und wärme dich, ich will dir klar Wässerchen holen, wenn du Durst hast; zu essen aber hab ich hier im Walde nichts für dich als ein paar Wildgänscher, die mußt du dir erst schaben und kochen.“ Da reichte ihm der heilige Joseph die Wurzeln: das Mädchen schnappte

sie säuberlich ab, dann koste es ein Stüchken Psammkuchen, und das Brot, das ihm seine Mutter mitgegeben hatte, und that alles zusammen in einem Kesselfchen bei's Feuer, und kochte sich ein Wms. Als das fertig war, sprach der heilige Joseph „ich bin so hungrig, gib mir etwas von deinem Essen.“ Da war das Kind bereitwillig und gab ihm mehr als es für sich behielt, doch war Gottes Segen dabei, daß es satt ward. Als sie nun gegessen hatten, sprach der heilige Joseph „nun wollen wir zu Bett gehen: ich habe aber nur ein Bett, lege du dich hinein, ich will mich ins Stroh auf die Erde legen.“ — „Nein,“ antwortete es, „bleib du nur in deinem Bett, für mich ist das Stroh weich genug.“ Der heilige Joseph aber nahm das Kind auf den Arm und trug es ins Bettchen, da that es sein Gebet und schlief ein. Am andern Morgen, als es aufwachte, wollte es dem heiligen Joseph guten Morgen sagen, aber es sah ihn nicht. Da stand es auf und suchte ihn, konnte ihn aber in keiner Ecke finden: endlich gewahrte es hinter der Thüre einen Sack mit Geld, so schwer, als es ihn nur tragen konnte, darauf stand geschrieben das wäre für das Kind, das heute Nacht hier geschlafen hätte. Da nahm es den Sack und sprang damit fort und kam auch glücklich zu seiner Mutter, und theilte es ihr alle das Geld schenkte, so konnte sie nicht anders, sie mußte mit ihm zufrieden sein.

Am folgenden Tag bekam das zweite Kind auch Lust in den Wald zu gehen. Die Mutter gab ihm ein viel größer Stükel Psammkuchen und Brot mit. Es erging ihm nun gerade wie dem ersten Kinde. Abends kam es in das Kistchen des heiligen Joseph, der ihm Wurzeln zu einem Wms reichte. Als das fertig war, sprach er gleichfalls zu ihm „ich bin so hungrig, gib mir etwas von deinem Essen.“ Da antwortete das Kind „ist als mit.“ Als ihm danach der heilige Joseph sein Bett anbot und sich aufs Stroh legen wollte, antwortete es „nein, leg dich als mit ins Bett, wir haben ja beide wohl Platz darin.“ Der heilige Joseph nahm es auf den Arm, legte es ins Bettchen und legte sich ins Stroh. Morgens,

als das Kind aufwachte und den heiligen Joseph suchte, war er verschwunden, aber hinter der Thüre fand es ein Säckchen mit Geld, das war händelang, und darauf stand geschrieben es wäre für das Kind, das heute Nacht hier geschlafen hätte. Da nahm es das Säckchen und ließ damit heim, und brachte es seiner Mutter, doch behielt es heimlich ein paar Silbke für sich.

Nun war die älteste Tochter neugierig geworden und wollte den folgenden Morgen auch hinaus in den Wald. Die Mutter gab ihr Pfannkuchen mit, so viel sie wollte, Brot und auch Käse dazu. Abends fand sie den heiligen Joseph in seinem Plättchen gerade so, wie ihn die zwei andern gefunden hatten. Als das Wirtin fertig war und der heilige Joseph sprach „ich bin so hungerig, gib mir etwas von deinem Essen,“ antwortete das Mädchen, „warte, bis ich satt bin, was ich dann übrig lasse, das sollst du haben.“ Es aß aber beinahe alles auf und der heilige Joseph mußte das Schilfselchen anschnappen. Der gute Wirtin bot ihm hernach sein Bett an und wollte auf dem Stroh liegen, das nahm es ohne Widerrede an, legte sich in das Bettchen und ließ dem Wirtin das harte Stroh. Am andern Morgen, wie es aufwachte, war der heilige Joseph nicht zu finden, doch darüber machte es sich keine Sorgen: es suchte hinter der Thüre nach einem Geldsack. Es kam ihm vor als läge etwas an der Erde, doch weil es nicht recht unterscheidern konnte, was es war, blinnte es sich und stieß mit seiner Nase daran. Aber es blieb an der Nase hängen, und wie es sich aufrichtete, sah es zu seinem Schrecken, daß es noch eine zweite Nase war, die an der ersten festhing. Da hub es an zu schreien und zu heulen, aber das half nichts, es mußte immer auf seine Nase sehen, wie die so weit hinausstand. Da ließ es in einem Gescherz fort, bis es dem heiligen Joseph begegnete, dem stiel es zu Hülfe und bat so lange bis er aus Mitleid ihm die Nase wieder abnahm und noch zwei Kleinige schenkte. Als es daheim ankam, stand vor der Thüre seine Mutter und fragte „was hast du gescheut? Irreg?“ Da sog es und antwortete

„einen großen Sack voll Gelds, aber ich habe ihn unterwegs verloren.“ — „Verloren!“ rief die Mutter, „o den wollen wir schon wieder finden,“ nahm es bei der Hand und wollte mit ihm suchen. Zuerst fing es an zu weinen und wollte nicht mit gehen, endlich aber ging es mit, doch auf dem Wege kamen so viele Eidechsen und Schlangen an sie beide los, daß sie sich nicht zu retten mußten; sie stachen auch endlich das böse Kind tot, und die Mutter stachen sie in den Fuß, weil sie es nicht besser erzogen hatte.

2.

Die zwölf Apostel.

Es war dreihundert Jahre vor des Herrn Christi Geburt, da lebte eine Mutter, die hatte zwölf Söhne, war aber so arm und dürftig, daß sie nicht wußte womit sie ihnen länger das Leben erhalten sollte. Sie betete täglich zu Gott, er möchte doch geben daß alle ihre Söhne mit dem verheißenen Heiland auf Erden zusammen wären. Als nun ihre Not immer größer ward, schickte sie einen nach dem andern in die Welt, um sich ihr Brot zu suchen. Der älteste hieß Petrus, der ging aus, und war schon weit gegangen, eine ganze Tagereise, da geriet er in einen großen Wald. Er suchte einen Ausweg, konnte aber keinen finden und verirrte sich immer tiefer; dabel empfand er so großen Hunger daß er sich kaum aufrecht erhalten konnte. Endlich ward er so schwach, daß er liegen bleiben mußte und glaubte dem Tode nahe zu sein. Da stand auf einmal neben ihm ein kleiner Knabe, der glänzte und war so schön und freundlich wie ein Engel. Das Kind schlug seine Händchen zusammen, daß er anschauen und es anblicken mußte. Da sprach es „warum stehst du da so verirrt?“ — „Ach,“ antwortete Petrus, „ich gehe umher in der Welt und suche mein Brot, damit ich noch den verheißenen lieben Heiland sehe; das ist mein größter Wunsch.“ Das Kind sprach „komm mit, so soll dein Wunsch erfüllt werden.“ Es nahm den armen Petrus an der Hand und führte ihn zwischen Felsen zu einer großen

Obste. Wie sie hinein kamen, so deckte alles von Gold, Silber und Krystall, und in der Mitte standen zwölf Blegen nebeneinander. Da sprach das Englein „lege dich in die erste und schlaf ein wenig, ich will dich wlegen.“ Das that Petrus, und das Englein sang ihm und wlegte ihn so lange bis er eingeschlafen war. Und wie er schlief, kam der zweite Bruder, den auch sein Schatzenglein herein führte, und ward wie der erste in den Schlaf gewlegt, und so kamen die andern nach der Reihe, bis alle zwölf da lagen in den goldenen Blegen und schliefen. Sie schliefen aber dreihundert Jahre, bis in der Nacht, worin der Weltheiland geboren ward. Da erwachten sie und waren mit ihm auf Erden und wurden die zwölf Apostel genannt.

3.

Die Mose.

Et was mal eine arme Brugg, de hadde twee Kinner; dat jongeste moeste velle Dage in en Wald gohn um sangen (holen) Holt. Affet nu mal ganz vriet sblen gelt, kam so en klein Kind, dat was aiversi ganz wacker, to eni nu hofp (half) sstetig Holt lesen nu drog et auch bis sli dat Hns; dann was et aiversi, eh en Augenschlägken (Augenblist) verglent, verbrunnen. Dat Kind vertelde et siner Moder, de wul et aiversi nig glöven. Ip et lest brachte et en Mause (Mose) mit nu vertelde dat schöne Kind hadde em delse Mause glöven nu hadde em sägt wenni de Mause upblöhet wär, dann wun et wler kinnen. De Moder stelde dei Mause in't Water. Einen Morgen kam dat Kind gar nil ut dem Bedde, de Moder gluf to dem Bedde hen nu frind dat Kind dande (tot); et lag aiversi ganz ammolit. Un de Mause was den süstigen Morgen upblöhet.

4.

Armut und Demuth führen zum Himmel.

Es war einmal ein Königssohn, der ging hinaus in das Feld und war nachdenklich und traurig. Er sah den Himmel an, der war so schön rein und blau, da seufzte er und sprach „wie wohl muß einem erst da oben im Himmel sein!“ Da erblickte er einen armen großen Mann, der des Weges daher kam, redete ihn an und fragte „wie kann ich wohl in den Himmel kommen?“ Der Mann antwortete „durch Armut und Demuth. Leg an meine zerrissenen Kleider, wandere sieben Jahre in der Welt und lerne ihr Elend kennen: nimm kein Geld, sondern wenn du hungerst, bitt miltselige Herzen um ein Stütchen Brod, so wirst du dich dem Himmel nähern.“ Da zog der Königssohn seinen prächtigen Rock aus und hing dafür das Bettlergewand an, ging hinaus in die weite Welt und duldete groß Elend. Er nahm nichts als ein wenig Essen, sprach nichts, sondern betete zu dem Herrn daß er ihn einmal in seinen Himmel aufnehmen wollte. Als die sieben Jahre herum waren, da kam er wieder an seines Vaters Schloß, aber niemand erkannte ihn. Er sprach zu den Dienern „geht und sagt meinen Eltern daß ich wiedergekommen bin.“ Aber die Diener glaubten es nicht, lachten und ließen ihn stehen. Da sprach er „geht und sagt's meinen Veldern, daß sie herab kommen, ich möchte sie so gerne wieder sehen.“ Sie wollten auch nicht, bis endlich einer von ihnen hinging und es den Königskindern sagte, aber diese glaubten es nicht und beschlummerten sich nicht darum. Da schrieb er einen Brief an seine Mutter und beschrieb ihr darin all sein Elend, aber er sagte nicht daß er ihr Sohn wäre. Da ließ ihm die Königin aus Mitleid einen Knap unter der Treppe anweisen und ihm täglich durch zwei Diener Essen bringen. Aber der eine war böß und sprach „was soll dem Kutter das gute Essen!“ befehl's ihr sich oder gab's den Hunden und brachte dem Schmarren, Abgekehrten nur Wasser; doch der andere war ehrlich und brachte ihm was er für ihn bekam. Es war wenig, doch konnte

er davon eine Zeitlang leben; dabel war er ganz geduldig, bis er immer schwächer ward. Als aber seine Krankheit zunahm, da beehrte er das heilige Abendmahl zu empfangen. Wie es nun unter der halben Messe ist, sangen von selbst alle Glocken in der Stadt und in der Gegend an zu läuten. Der Geistliche geht noch der Messe zu dem armen Mann unter der Treppe, so liegt er da tot, in der einen Hand eine Rose, in der andern eine Lilie, und neben ihm ein Papier, darauf steht seine Geschichte aufgeschrieben.

Als er begraben war, wuchs aus der einen Seite des Grabes eine Rose, aus der andern eine Lilie heraus.

5.

Gottes Speise.

Es waren einmal zwei Schwestern, die eine hatte keine Kinder und war reich, die andere hatte fünf Kinder und war eine Witwe und war so arm, daß sie nicht mehr Brot genug hatte, sich und ihre Kinder zu sättigen. Da ging sie in der Not zu ihrer Schwester, und sprach „meine Kinder leiden mit mir den größten Hunger, du bist reich, gib mir einen Bissen Brot.“ Die seltsame Frau war auch selbhart, sprach „ich habe selbst nichts in meinem Hause“ und wies die Arme mit bösen Worten fort. Nach einiger Zeit kam der Mann der reichen Schwester heim, und wollte sich ein Stück Brot schneiden, wie er aber den ersten Schritt in den Pals that, stieß das rote Blut heraus. Als die Frau das sah, erschau sie und erzählte ihm was geschehen war. Er eilte hin und wollte helfen, wie er aber in die Stube der armen Witwe trat, so fand er sie beend; die beiden jüngsten Kinder hatte sie auf den Armen, die drei ältesten lagen da und waren gestorben. Er bot ihr Speise an, aber sie antwortete „nach irdischer Speise verlangen wir nicht mehr; drei hat Gott schon gesättigt, unser Flehen wird er auch erhören.“ Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, so thaten die beiden Kleinen ihren letzten Aemung, und darauf brach ihr auch das Herz und sie sank tot nieder.

6.

Die drei goldenen Zweige.

Es war einmal ein Clusiedler, der lebte in einem Walde an dem Fuße eines Berges und brachte seine Zeit in Hebel und guten Werken zu, und jeden Abend trug er noch zur Ehre Gottes ein paar Eimer Wasser den Berg hinauf. Manches Tier wurde damit getränkt und manche Pflanze damit erquickt, denn auf den Anhöhen weht beständig ein harter Wind, der die Pfl. und die Erde austrocknet, und die wilden Vögel, die vor den Menschen scheuen, fressen dann hoch und suchen mit ihren schwarzen Augen nach einem Trunk. Und weil der Clusiedler so fromm war, so glich ein Engel Gottes, seinen Augen sichtbar, mit ihm hinauf, zählte seine Schritte und brachte ihm, wenn die Arbeit vollendet war, sein Essen, so wie jener Prophet auf Gottes Befehl von den Raben gespeiset ward. Als der Clusiedler in seiner Frömmigkeit schon zu einem hohen Alter gekommen war, da kam es ihm zu, daß er einmal von weitem sah wie man einen armen Sünder zum Galgen führte. Er sprach so vor sich hin „Jetzt widerfährt diesem sein Recht.“ Abends, als er das Wasser den Berg hinaustrug, erschien der Engel nicht, der ihn sonst besorgte und brachte ihm auch nicht seine Speise. Da erschrak er, prüfte sein Herz und bedachte wohl, er wohl könnte gesündigt haben, weil Gott also zornig, aber er wußte es nicht. Da aß und trank er nicht, warf sich nieder auf die Erde und betete Tag und Nacht. Und als er einmal in dem Walde so recht bitterlich weinte, hörte er ein Vöglein, das sang so schön und herrlich, da ward er noch betrübter und sprach „Wie singst du so tröstlich dir zillt der Herr nicht; ach, wenn du mir sagen könntest womit ich ihn bestrickt habe, damit ich Buße thäte, und mein Herz auch wieder fröhlich würde!“ Da fing das Vöglein an zu sprechen und sagte „du hast unrecht gethan, weil du einen armen Sünder verdammst hast, der zum Galgen geführt wurde, darum zillt dir der Herr; er allein hält Gericht. Doch wenn du Buße thust und deine Sünde bereuen willst, so wird er dich

verzeihen.“ Da stand der Engel neben ihm und hatte einen trockenen Ast in der Hand und sprach „diesen trockenen Ast sollst du so lange tragen, bis drei grüne Zweige aus ihm hervor sprießen, aber nachts, wenn du schlafen willst, sollst du ihn unter dein Haupt legen. Dein Brod sollst du dir an den Thüren erbitten und in demselben Hause nicht länger als eine Nacht verweilen. Das ist die Buße, die dir der Herr auflegt.“

Da nahm der Elusiedler das Stiel Holz und ging in die Welt zurück, die er so lange nicht gesehen hatte. Er aß und trank nichts, als was man ihm an den Thüren reichte; manche Bitte aber ward nicht gehört, und manche Thüre blieb ihm verschlossen, also daß er oft ganze Tage lang keinen Strumen Brod bekam. Einmal war er vom Morgen bis Abend von Thüre zu Thüre gegangen, niemand hatte ihm etwas gegeben, niemand wollte ihn die Nacht beherbergen, da ging er hinaus in einen Wald, und fand endlich eine angebaute Höhle, und eine alte Frau saß darin. Da sprach er „gute Frau, behaltet mich diese Nacht in Euerem Hause.“ Aber sie antwortete, „nein, ich darf nicht, wenn ich auch wollte. Ich habe drei Söhne, die sind böse und wild, wenn sie von ihrem Stanbzug heim kommen und finden Euch, so würden sie uns beide umbringen.“ Da sprach der Elusiedler „laßt mich nur bleiben, sie werden Euch und mir nichts thun,“ und die Frau war mittheilig und ließ sich bewegen. Da setzte sich der Mann unter die Trappe und das Stiel Holz unter seinen Kopf. Als die Alte das sah, fragte sie nach der Ursache, da erzählte er ihr daß er es zur Buße mit sich herum trage und nachts zu einem Kissen brauche. Er habe den Herren beleidigt, denn als er einen armen Sinder auf dem Gang nach dem Gericht gesehen, habe er gesagt diesem widersahre sein Recht. Da stieg die Frau an zu weinen und rief „ach, wenn der Herr ein einziges Wort also bestraft, wie wild es meinen Söhnen ergehen, wenn sie vor ihm im Gericht erscheluen.“

Um Mitternacht kamen die Räuber heim, särrnten und lobten. Sie alludeten ein Feuer an, und als das die Höhle

erleuchtete und sie einen Mann unter der Treppe liegen sahen, gerieten sie in Horn und schreien ihre Mutter an, „wer ist der Mann? haben wir's nicht verboten irgend jemand aufzunehmen?“ Da sprach die Mutter „laß ihn, es ist ein armer Sünder der seine Schuld büßt.“ Die Mäuler fragten „was hat er gethan?“ — „Nur,“ riefen sie, „erzähl uns deine Sünden.“ Der Alte erhob sich und sagte ihnen wie er mit einem einzigen Wort schon so gesündigt habe, daß Gott ihn zürne, und er für diese Schuld jetzt büße. Den Mäulern ward von seiner Erzählung das Herz so gewaltig gerührt, daß sie über ihr bisheriges Leben erschrecken, in sich gingen und mit herzlichster Reue ihre Buße begannen. Der Einsiedler, nachdem er die drei Sünder belehrt hatte, legte sich wieder zum Schlasse unter die Treppe. Am Morgen aber fand man ihn tot, und aus dem trocknen Holz, auf welchem sein Haupt lag, waren drei grüne Zweige hoch empor gewachsen. Also hatte ihn der Herr wieder in Gnaden zu sich aufgenommen.

7.

Muttergottesgläschen.

Es hatte einmal ein Fuhrmann seinen Karren, der mit Wein schwer beladen war, festgelahmt, so daß er ihn trotz aller Mühe nicht wieder losbringen konnte. Nun kam gerade die Mutter Gottes des Weges daher, und als sie die Noth des armen Mannes sah, sprach sie zu ihm „ich bin mild und barmherzig, bleib mit ein Glas Wein, und ich will dir deinen Wagen frei machen.“ — „Werne,“ antwortete der Fuhrmann, „aber ich habe kein Glas, worin ich dir den Wein geben könnte.“ Da brach die Mutter Gottes ein weißes Altbuchlein mit roten Streifen ab, das Festwunde heilt und einem Glase sehr ähnlich sieht, und reichte es dem Fuhrmann. Er füllte es mit Wein, und die Mutter Gottes trank ihn, und in dem Augenblick ward der Wagen frei und der Fuhrmann konnte weiter fahren. Das Altbuchlein heißt noch immer Muttergottesgläschen.

8.

Das alte Mütterchen.

Es war in einer großen Stadt ein altes Mütterchen, das soß abends allein in seiner Kammer: es dachte so darüber nach wie es erst den Mann, dann die beiden Kinder, nach und nach alle Verwandte, endlich auch heute noch den letzten Freund verloren hätte und nun ganz allein und verlassen wäre. Da ward es in tiefstem Herzen traurig, und vor allem schwer war ihm der Verlust der beiden Söhne, daß es in seinem Schmerz Gott darüber anklagte. So saß es still und in sich versunken, als es auf einmal zur Fröhlirche Läuten hörte. Es wunderte sich daß es die ganze Nacht also in Leid durchwacht hätte, zündete seine Leuchte an und ging zur Kirche. Bei seiner Ankunft war sie schon erfüllt, aber nicht, wie gewöhnlich, von Herzen, sondern von einem dämmernden Licht. Sie war auch schon angefüllt mit Menschen, und alle Plätze waren besetzt, und als das Mütterchen zu seinem gewöhnlichen Sitz kam, war er auch nicht mehr lebig, sondern die ganze Bank gedrängt voll. Und wie es die Leute ansah, so waren es sanfter verstorbenen Verwandten, die saßen da in ihren altmodischen Kleidern aber mit blassen Angesicht. Sie sprachen auch nicht und sangen nicht, es ging aber ein selbes Summen und Wehen durch die Kirche. Da stand eine Waise auf, trat vor, und sprach zu dem Mütterlein „dort sieh nach dem Altar, da wirst du deine Söhne sehen.“ Die Alte blickte hin und sah ihre beiden Kinder, der eine hing am Galgen, der andere war auf das Rad geflochten. Da sprach die Waise „siehst du, so wäre es ihnen ergangen, wären sie im Leben geblieben und hätte sie Gott nicht als unschuldige Kinder zu sich genommen.“ Die Alte ging zitternd nach Haus und dankte Gott auf den Knien daß er es besser mit ihr gemacht hätte als sie hätte begreifen können; und am dritten Tag legte sie sich und starb.

9.

Die himmlische Hochzeit.

Es hörte einmal ein armer Barmherziger in der Kirche wie der Pfarrer sprach „wer da will ins Himmelreich kommen, muß immer gerade aus gehen. Da machte er sich auf, und ging immer zu, immer gerade ohne abzuweichen, über Berg und Thal. Endlich führte ihn sein Weg in eine große Stadt, und mitten in die Kirche, wo eben Gottesdienst gehalten wurde. Wie er nun all die Herrlichkeit sah, meinte er nun wäre er im Himmel angelangt, setzte sich hin und war von Herzen froh. Als der Gottesdienst vorbei war und der Pfarrer ihn hinausgehen ließ, antwortete er „nein, ich gehe nicht weiter hinaus, ich bin froh daß ich endlich im Himmel bin.“ Da ging der Pfarrer zum Pfarrer und sagte ihm es wäre ein Kind in der Kirche, das wollte nicht wieder heraus, weil es glaube es wäre im Himmelreich. Der Pfarrer sprach „wenn es das glaubt, so wollen wir es darin lassen.“ Darauf ging er hin und fragte ob es auch Lust hätte zu arbeiten. „Ja,“ antwortete der Kleine, aus Arbeiten wäre er gewöhnt, aber aus dem Himmel ginge er nicht wieder heraus. Nun blieb er in der Kirche, und als er sah wie die Leute zu dem Muttergottesbild mit dem Jesuskind, das aus Holz geschnitten war, kamen, küßten und beteten, dachte er „das ist der liebe Gott“ und sprach „hör einmal, lieber Gott, was bist du mager! gewiß lassen dich die Leute hungern: ich will dir aber jeden Tag mein halbes Essen bringen.“ Von nun an brachte er dem Bilde jeden Tag die Hälfte von seinem Essen, und das Bild stieg auch an die Speise zu genießen. Wie ein paar Wochen herum waren, merkten die Leute daß das Bild zunahm, dult und stult ward, und wunderten sich sehr. Der Pfarrer konnte es auch nicht begreifen, blieb in der Kirche und ging dem Kleinen nach, da sah er wie der Knabe sehr Wohl mit der Mutter Gottes ielte und diese es auch annahm.

Nach einiger Zeit wurde der Knabe krank und kam nicht lange lang nicht aus dem Bett, wie er aber wieder aufstehen

kannte, war sehr erfreut daß er seine Speise der Mutter Walter brachte. Der Pfarrer ging ihm nach und hörte wie er sprach „lieber Gott, nimm's nicht übel, daß ich dir so lange nichts gebracht habe: ich war aber krank und konnte nicht aufstehen.“ Da antwortete ihm das Wild und sprach „ich habe deinen guten Willen gesehen, das ist mir genug; nächsten Sonntag sollst du mit mir auf die Hochzeit kommen.“ Der Knabe freute sich darüber und sagte es dem Pfarrer, der bat ihn hinzugehen und das Wild zu fragen ob er auch dürfte mitkommen. „Wiltu,“ antwortete das Wild, „du allein.“ Der Pfarrer wollte ihn erst vorbereiten und ihm das Abendmahl geben, das war der Knabe zufrieden; und nächsten Sonntag, wie das Abendmahl an ihn kam, stieß er um, und war tot und war zur eiligen Hochzeit.

10.

Die Haselrute.

Einsts Nachmittags hatte sich das Christkind in sein Kriechbett gelegt und war eingeschlafen, da trat seine Mutter heran, sah es voll Freude an und sprach „hast du dich schlafen gelegt, mein Kind? schlaf sanft, ich will denweil in den Wald gehen und eine Handvoll Erdbeeren für dich holen; ich weiß wohl, du freust dich darüber, wenn du aufgewacht bist.“ Draußen im Wald fand sie einen Platz mit den schönsten Erdbeeren, als sie sich aber herabblück um eine zu brechen, so sprang aus dem Gras eine Maller in die Höhe. Sie erschrickt, läßt die Beeren stehen und eilt hinweg. Die Maller schießt ihr nach, aber die Mutter Walter, das Wagt ihr denken, weiß guten Rath, sie versteckt sich hinter eine Haselrute und bleibt da stehen, bis die Maller sich wieder verstreut hat. Sie sammelt dann die Beeren, und als sie sich auf den Heimweg macht, spricht sie „wie die Haselrute diesmal mein Schutz gewesen ist, so soll sie es auch in Zukunft andern Menschen sein.“ Daraus ist seit den ältesten Zeiten ein grüner Haselzweig gegen Maller, Schlangen und was sonst auf der Erde kriecht, der sicherste Schutz.

Ende des zweiten Bandes.

Märchen und Märchenforschung

Das schönste deutsche Märchenbuch sind die „Kinder- und Hausmärchen“, die Jakob und Wilhelm Grimm gesammelt haben. Das Verdienst der Brüder beruht darin, daß sie die reichen Schätze deutscher Volksmärchen-Dichtung in eine literarische Form gegossen, sie dadurch erhalten und für das ganze deutsche Volk fruchtbar gemacht haben. Die meisten Deutschen lernen diese Gebilde der Volkspoesie unmittelbar oder mittelbar durch das Grimmsche Buch kennen; die „Kinder- und Hausmärchen“ sind ein Bestandteil der Bildung aller Volksschichten geworden, der sich nicht mehr wegdenken läßt. Darüber hinaus bedeuten sie ein unvergängliches Denkmal deutscher Art und deutschen Volkstums; sie sind klassisch geworden wie die Luther-Bibel und der Faust.

Die Bedeutung des Grimmschen Werkes liegt aber noch an einer anderen Stelle. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wurde durch die Einführung der vergleichenden Methode eine ganze Reihe von Wissenschaftszweigen gänzlich neugestaltet, zum Teil auch erst geschaffen. Die Brüder Grimm, die selbst zu den Schöpfern dieser neuen Arbeitsweise gehören, haben sie auch auf die Betrachtung der Märchen angewandt und so den Grund zu einer wissenschaftlichen Märchenforschung gelegt. Die Ergebnisse ihrer Arbeit sind niedergelegt in den „Anmerkungen“,

Märchen und Märchenforschung

die als dritter Band der „Kinder- und Hausmärchen“ erschienen sind. Darin finden sich Angaben über Quellen und Redaktion, vor allem aber Hinweise auf verwandte Märchen, Sagen, Schwänke, Eber bei den anderen deutschen Stämmen und fremden Völkern. Denn die überwiegende Zahl der Märchenmotive ist Gemeingut der Menschheit, dessen Ursprung, Verbreitung und Ausgestaltung eine Fülle von Problemen und Fragen aufgibt. Diese Probleme sind der Gegenstand einer Forschung geworden, die in Laufe der Zeit bedeutende Fortschritte gemacht hat, sowohl rein stoffgeschichtlich, als auch in der Richtung auf eine Eingliederung ihres Bereiches in eine allgemeine Völkerpsychologie. So hat auch W. Wundt, dessen Arbeiten auf diesem Gebiet den Stand der heutigen Forschung in umfassender Weise aufzeigen, das Märchen in den Kreis seiner Untersuchungen einbezogen. Er set auf das Kapitel „Das Märchen“ (enthalten in dem Wundt-Band der Universal-Bibliothek verwiesen. Vielleicht bieten diese Bemerkungen manchem Leser etwas Neues und locken ihn, selbst einmal Vergleichen verwandter Märchen vorzunehmen. Reclams Universal-Bibliothek hat eine ganze Reihe von Bänden veröffentlicht, die Denkmäler vollständiger Literatur und Dichtung (Märchen, Sagen, Fabeln) bieten. Einige Kunstabteilungen, die Märchenmotive verwenden, sind in den nachfolgenden Verzeichnis auch mit aufgenommen

Märchen-Literatur

in Reclams Universal-Bibliothek
.....

H. C. Andersen, Sämtliche Märchen. Übersetzt von S. Denhardt Nr. 881 88a, b, 888-700

V. von Andrejanoff, Lettische Märchen. Nr. 3518

Apulejus, Amor und Psyche. Aus dem Lateinischen von R. Jachmann. Nr. 488

H. Bomer, Der Edelstein. Ausgewählt und sprachlich erneuert von H. Panmler. Nr. 340/50

G. M. Ulrger, Münchhausens Reisen und Abenteuer. Mit einer Einleitung von Dr. M. Wendheim. Nr. 121/121a

Die Edda, Götter- und Heldensieder. Aus dem Altnordischen von S. v. Wolzogen. Nr. 781-84

Das Volksbuch von Eilf Eulenspiegel. Nach der ältesten Ausgabe von 1510 erneuert, mit Einleitung und Anmerkungen von H. Panmler. Nr. 1887/88

Brüder Grimm, 50 Kinder- und Hausmärchen. Mit 12 Holzschnitten von Ludwig Richter. Nr. 3170/80a

— Sämtliche Märchen. I. Nr. 3191-93a. II. Nr. 3194 bis 3198a. III. Bruchstücke und Anmerkungen. Nr. 3441 bis 3450

Hitopadesa, Die freundliche Belehrung. Eine Sammlung indischer Erzählungen und Sprüche der Regentsohn des Mārājana. Übersetzt mit Anmerkungen und Register von J. Hertel. Nr. 3385 87

E. E. M. Hoffmann, Ruspknacker und Räuse-
rbulg. Nr. 1400

V. Kreller, Hans Clauert, der märkische Eulenspiegel. Bearbeitet von H. Panmler. Nr. 4071

J. R. M. Musäus, Legenden von Albezahl. Nr. 251

.....

Näheres über Einbände und Preise enthält der neueste Katalog von Reclams Universal-Bibliothek

J. R. V. Musäus, Stumme Liebe. Nr.
 — Rolands Knappen. — Die Blicher
 Chronika der drei Schwestern. Nr. 17
 Nala und Damayanti. Altindisches Mär-
 aus dem Mahabharata. Uebersetzt v. H. C. Kellner. Nr.
 J. Pauli, Schimpf und Ernst. Ausgew.
 und erneuert von H. V. Junghans. Nr. 845/40
 Pfarrer vom Kalenberg und Peter V.
 2 altdeutsche Schwankgedichte. Erneut von R. Pannier.
 Nr. 2809

Phädrus, Aesopische Fabeln. Deutsch mit
 leitung und Erläuterungen von Fr. Müllert. Nr.

G. Schwab, Die deutschen Volksb.
 Vd. 1: Einführung. — Der geprüfte Siegfried. —
 arme Heinrich. Nr. 1424. Vd. 2: Die vier Hymn-
 finder. Nr. 1447/47 a. Vd. 3: Genoveva. — Robert
 Teufel. Nr. 1464. Vd. 4: Die schöne Melusine
 Bielefeld. Nr. 1484/84 a. Vd. 5: Herzog Ernst. Nr. 1
 Vd. 6: Kaiser Octavianus. — Das Schloß in der L
 Ka-Ka. Nr. 1503/3 a. Vd. 7: Die Schilblager. — Do
 Faustus. Nr. 1515/15 a. Vd. 8: Fortunat und seine SB
 Nr. 1526/26 a. Vd. 9: Die schöne Magelone. — Wilsen
 Nr. 1575

Der Stricker, Die Streiche des Pfaf
 Almeis. Schwankgedichte. Aus dem Mittelalt
 deutschen Uebersagen von R. Pannier. Nr. 658

Tausend und eine Nacht. Aus dem Arabis
 Uebersagen von W. Henning. Nr. 3559/60. 301
 3661/62. 3692/93. 3721/22. 3760/70. 3785/86. 382
 3846/47. 3863/64. 3889/90. 3902/93. 3926/27. 394
 3969/70. 3975/76. 3996/96. 4027/28. 4051/52. 406
 4087/88. 4119/20. 4124/25. 4134/35

Mehemet Tewfik, Die Schwänke
 Nasr-ed-din und Buadem. Aus dem
 sschen Uebers. u. erklärt. v. Dr. E. Willendorff. Nr.

J. Widram, Das Rollwagenb.
 Schwank Erzählungen. Ausgewählt und sprachlich
 neuert von R. Pannier. Nr. 1346/46 a

W. Wundt, Zur Psychologie und Et
 Herausg. u. eingel. v. Dr. J. A. Wengel. Nr. 528